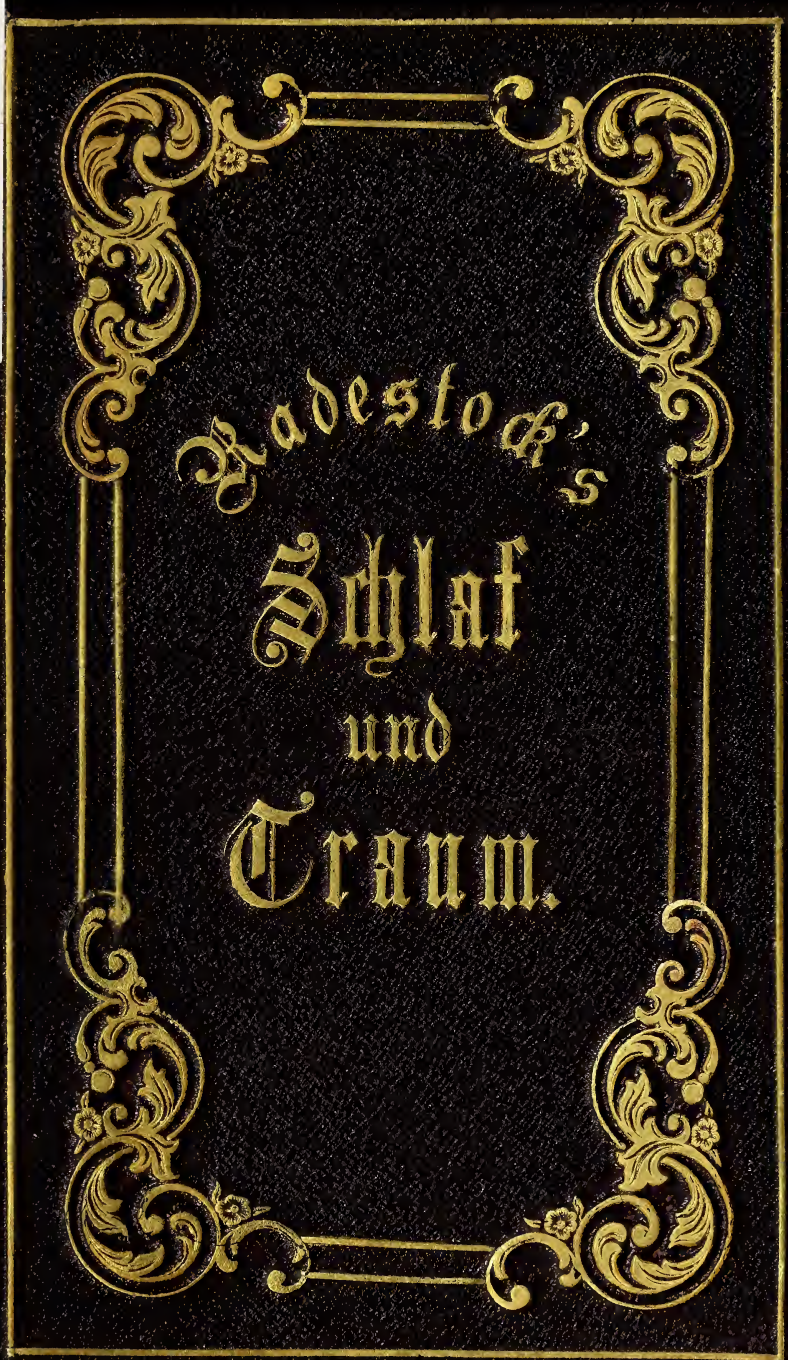

Radestock's
Schlaf
und
Traum.





# Schlaf und Traum.

---



# Schlaf und Traum.

Eine physiologisch-psychologische Untersuchung

von

**Paul Radestock.**



Leipzig.

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1879.

Herrn

# Professor Dr. W. Wundt

widmet diese Schrift

im Gefühle wahrer inniger Hochachtung

der Verfasser.



# Vorwort.

Seit Jahrtausenden hat die Menschen die Frage beschäftigt, wie es zu erklären sei, dass alles was da lebt periodisch in Schlaf versinkt, wo des Sterblichen Denkweise so gänzlich von der im Wachen verschieden ist, dass der Weise sich wie ein Narr geberdet und der Narr sich höchst weise dünkt. Aber mehr denn je hat in unserem Jahrhundert diese Frage sich in den Vordergrund und unter die Probleme gedrängt, welche des Forschers Auge besonders auf sich lenken.

Auf die verschiedenartigste Weise hat man dies Räthsel zu lösen versucht. In mystischer Begeisterung für das Schlafleben der Natur hat man es für den Idealzustand und Urgrund alles Seins und den Traum für den Ausfluss göttlicher Kräfte erklärt, die entweder dem Menschen von Natur inne wohnen und nur periodisch sich äussern, oder während des Schlafes ihm erst mitgetheilt werden. Unbewusste Täuschung und bewusster Schwindel beherrschte die allgemeine Ansicht. Auf der anderen Seite hat die nüchterne Forschung unbeirrt von phantastischen Schwärmereien die physiologischen Ursachen des Schlafes und Traumes zu entdecken versucht und mannigfache Theorien aufgestellt; die Psychologie suchte mit Hülfe der Erfahrung den Grundgesetzen des Denkens auf die Spur zu kommen und nachzuweisen, welche von ihnen im Traume nicht mehr herrschen; die physiologische Psychologie endlich wagt es, die Beziehungen zwischen körperlichen und geistigen Vorgängen und Veränderungen näher zu erforschen, dann das Gemeinsame sowie das Verschiedene im wachen Denken, Traum und Wahnsinn darzulegen.

In Deutschland, Frankreich und England hat man die Traumfrage einer näheren Erörterung unterzogen, auch in Russland hat sie in jüngster Zeit die Aufmerksamkeit der

Gelehrten erregt. Die darüber handelnden nüchternen Monographien aber sind meist — vorzüglich bei uns — geringeren Umfangs und enthalten immer nur einzelne physiologische oder psychologische Seiten des Traumlebens, nie aber beides zugleich und in umfassender Weise, während begeisterungsvolle Symbolisirungsversuche mässige Werke füllen. In Lehrbüchern der Psychologie vollends wird dieses Thema nur gestreift: hier und da findet man eine interessante Beobachtung, ein glänzendes Aperçu, selten aber eine ausführliche Darstellung aller wesentlichen Eigenthümlichkeiten der nächtlichen Narrheit.

Nachdem ich in einer psychologischen Gesellschaft einen kurzen, auf die Lehrbücher der Psychologie sich stützenden Vortrag über diesen Gegenstand gehalten hatte, wurde ich dadurch zu der Lectüre der ihn behandelnden Specialschriften *Scherner*'s, *Volkelt*'s, *Strümpell*'s u. s. w. angeregt. Ich fasste den Entschluss, das Zerstreute zu sammeln, zu sichten, meine eigenen Beobachtungen, Bemerkungen und Ansichten hinzuzufügen und eine, wenn auch nicht vollständige, alle Einzelheiten umfassende, so doch das Wesentlichste enthaltende Schilderung des Traumes und seines Einflusses auf das wache Denken in möglichst gedrängter Kürze zu geben. Die psychologische Seite lag meinem Bildungsgange am nächsten und zog mich deshalb mehr an, doch glaubte ich auch die physiologische nicht unberücksichtigt lassen zu dürfen.

Als ich Ostern vorigen Jahres mit der Ausarbeitung ziemlich fertig war, kam mir das neu erschienene Werk Dr. *H. Spitta*'s: »Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den psychischen Alienationen«, Tübingen 1878 — in die Hände. *Spitta* verfolgt hierin den Zweck, welchen ich bei dieser Arbeit unter anderen ebenfalls mit im Auge hatte; er beabsichtigt nämlich, wie er in der Vorrede sagt, nach dem Verfahren *A. Lemoine*'s »den durch so viele und feine Gradationen bedingten, continuirlichen Zusammenhang des Seelenlebens im Schlafe und Traume mit den Zuständen des Wachens einerseits sowie mit den psychischen Alienationen andrerseits hervorzuheben und, soweit möglich, im Einzelnen aufzuzeigen, den Schlaf- und Traumzuständen den ihnen in der Psychologie gebührenden Platz nach allen Seiten hin intact zu erhalten«.

Dieses Werk ist entschieden bedeutender als die Symbolisirungsversuche *Scherner's* und *Volkelt's* und inhaltsreicher als die übrigen kleinen Monographien, lässt aber doch Manches vermissen. Vor allem fehlt darin eine ausreichende Erörterung der physiologischen Erscheinungen bei den Veränderungen im geistigen Gebiete; ferner berücksichtigt der Verfasser in keiner Weise die grosse Bedeutung des Traumes in der Völkerpsychologie und behandelt die ihm verwandten Zustände der Sinnestäuschungen und des Wahnsinns — trotz des Hinweises auf »besondere Berücksichtigung« im Titel des Buches — sowie manches Andere zu spärlich und immer nur von der psychologischen Seite. Auch nimmt er als Anhänger *Herbart's* einen anderen Standpunkt ein als ich ihn vertreten möchte. In meiner physiologisch-psychologischen Untersuchung wollte ich gerade die durchgängige Beziehung zwischen körperlichen und seelischen Veränderungen darlegen und die Bedeutung von Traumvorstellungen im geistigen Leben des Einzelnen, der Völker und der gesammten Menschheit nachweisen; deshalb liess ich nun, nachdem ich von anderen Arbeiten in Anspruch genommen, diese eine Zeit lang liegen gelassen, den von *Spitta* nicht oder zu spärlich behandelten Partien besondere Berücksichtigung zu Theil werden.

Ich fühle mich gedrungen hier meinen herzlichsten Dank auszusprechen dem Herrn Hofrath Prof. Dr. *M. Heinze,* durch dessen wohlwollenden Rath ich bedeutende Anregung und Förderung in meinen Studien überhaupt wie bei vorliegender Arbeit im besonderen erhielt.

Die ethnographischen Details im ersten Capitel habe ich meist aus den völkerpsychologischen Werken *Tylor's* und *Bastian's* entnommen und sie durch Stellen der classischen Literatur, die ich mit Hülfe eigener philologischer Studien sammelte, ergänzt. Es mag sein, dass ich für Manchen dabei etwas zu weitschweifig werde, doch glaubte ich durch eine Menge von Beweisen die Sätze stützen zu müssen, deren Haltbarkeit bei der ersten Kundgebung in einer wissenschaftlichen Gesellschaft von Einigen bedeutend angezweifelt wurde. Die bei den Darlegungen in den folgenden Abschnitten entwickelte Psychologie lehnt sich im wesentlichen an die von Herrn Professor Dr. *Wundt* in seinen Vorlesungen vorgetragene und in seinen Werken niedergelegte.

Bei der Erörterung der Ursachen des Schlafes habe ich mich auf die entfernteren beschränkt; die verschiedenen Hypothesen über die näheren habe ich im Anhange dargestellt, ohne ein entscheidendes Urtheil über sie fällen zu wollen. Wenn somit dem Buche der eigentliche Abschluss fehlt, indem die erwartete Antwort auf eine der gestellten Fragen nicht bestimmt gegeben wird, so hoffe ich doch, dass man es nicht für werthlose Mühe halten wird, die bis jetzt über diesen Gegenstand gemachten physiologischen und psychologischen Forschungen zusammenzustellen, zu ergänzen, Consequenzen daraus zu ziehen, und das obige Thema mit einer Methode zu behandeln, welche man in den bis jetzt darüber erschienenen Specialschriften noch nicht eingeschlagen hat, und die doch von *Albert Lange* in seiner berühmten »Geschichte des Materialismus« (2. Aufl. Bd. II. Iserlohn 1875. p. 394) und anderen hervorragenden Forschern als »einzig Erfolg versprechend« bezeichnet wird. »Diese Methode«, welche *Lange* die »somatische« nennen möchte, »fordert, dass man bei der psychologischen Untersuchung sich so weit als irgend möglich an die körperlichen Vorgänge hält, welche mit den psychischen Erscheinungen unauflöslich und gesetzlich verknüpft sind. Man ist aber, indem man sie anwendet, keineswegs genöthigt, die körperlichen Vorgänge als den letzten Grund des Psychischen, oder gar als das eigentlich allein Vorhandene zu betrachten, wie dies der Materialismus thut. Ebenso wenig darf man sich freilich durch die wenigen Gebiete, welche der somatischen Methode bisher unzugänglich sind, verleiten lassen, hier ein psychisches Geschehen ohne physiologische Grundlage anzunehmen.«

Leipzig, im März 1879.

**Paul Radestock.**

# Inhalt.



## Capitel I.

### Die Wichtigkeit des Schlafes; die Bedeutung des Traumes und der ihm verwandten Zustände in individueller und Völker-Psychologie sowie in der politischen Geschichte.

Verschiedenartig ist das Interesse, welches die Worte Schlaf und Traum erregen; mannigfachen Gründen kann es sein Entstehen verdanken, einen höheren oder niederen Grad kann es besitzen, aber ganz geschwunden ist es noch nie, für alle Zeiten und jeden Menschen hat es bestanden und wird es bestehen. So lange der menschliche Geist sich zu Erklärungsversuchen der Vorgänge in seinem Körper und in der ihn umgebenden Natur herausgefordert fühlte, hat sich ihm auch die Frage aufgedrängt nach der Ursache des Schlafes, des Sorgenbrechers, der periodisch wiederkehrend und ein reichlich Theil des irdischen Lebens ausfüllend, die Thätigkeiten des Organismus vermindert, die Erschlaffung der Glieder wie »die Knoten der strengen Gedanken« löst und die Menschen mit neuer Kraft und neuer Lust zu ihrem Tagewerke erfüllt. Der Traum, dieser die Seelenthätigkeit im Schlafe bekundende »gefällige Wahnsinn«, steht gleichsam in der Mitte zwischen den normalen und anormalen Geisteszuständen; da er bei allen Individuen wiederkehrt, ist er normal zu nennen, und doch weicht seine Denkweise beträchtlich von der des Wachens ab und nähert sich der des Wahnsinns in einem solchen Masse, dass oft nur die Dauer und einige andere unbedeutendere Momente es sind, welche sie von einander unterscheiden. Nun darf zwar für den Forscher Nichts werth- oder interesselos sein, doch ziehen die Zustände seine Aufmerksamkeit am meisten auf sich, welche ihm Gelegenheit bieten, die Regel neben der

Ausnahme bestätigt zu finden und Normales und Anormales in ihrem Gegensatze neben einander zu schauen. Alles wird uns klarer und deutlicher, wenn wir den Gegensatz dazu erkennen; die Gesetze des wachen Denkens prägen sich daher besser ein, wenn man den Traum betrachtet, wo mit ihnen zugleich ihre Abweichungen herrschen. Als niedrigste Stufe des anormalen Denkens lässt derselbe den Weg erkennen, wie sich Vernunft allmählich in Unvernunft verkehrt, er lehrt die Erscheinungen des Wahnsinns ihrer Entstehung und ihrem Wesen nach genauer erkennen und beurtheilen und bildet in manchen Fällen den Ausgangspunkt desselben. *Keil* sagte: »Wir würden dem Bewusstsein und dem Wahnsinn bald auf die Spur kommen, wenn wir erst wüssten, was Schlaf, was Wachen sei«. — Der Traum ist gleich wichtig für den Psychiatre, der sich mit der Untersuchung und Heilung geistiger Krankheiten beschäftigt, als für den die Gesetze des normalen psychischen Lebens erforschenden Psychologen.

Schlaf und Traum ziehen nicht nur des Forschers Aufmerksamkeit auf sich, — für jeden Menschen, in welchem Lebensalter er stehen, welchem Stande er angehören und welchen Beruf er sich erwählt haben mag, bilden sie zwei von den Worten und Vorstellungen, welche auf uns einen mächtigen Einfluss ausüben, indem sie in der Seele angenehme Erinnerungen und daran sich knüpfende freudige Hoffnungen sehnsuchtsvoller Erwartung wachrufen. Nach anhaltender physischer oder geistiger Anstrengung sehnt sich auch der energischste Mann, mag er für die practischen Interessen des Lebens oder für die Wissenschaft thätig gewesen sein, nach Ruhe, nach dem »allbezwingenden« Schlafe, dessen Herannahen von einem so süssen Wohlgefühl begleitet ist. Ein eigenes, angenehmes Gefühl eines sanften Druckes lagert sich entweder um die Schläfen zwischen Augen und Ohr und hüllt, sich ausbreitend, diese Sinne wie in einen Nebel, oder steigt von der Stirn beginnend zum Scheitel auf, verbunden mit einem ähnlichen Gefühl an allen Gelenken des Körpers und dem Halse. Diese Wohlgefühle sind es, welche, wie *Jean Paul* sagt uns das Einschlafen mehr geniessen lassen als den Schlaf selbst und verursachen, dass wir uns alle mit einer Art von Wollust demselben hingeben. Wie man am Morgen fast um einen Zoll länger

geworden ist, da die Zwischenwirbelknorpel, vom Tragen der Last des oberen Körpers entbunden, sich wieder frei ausgegedehnt und das ihrer ursprünglichen Gestaltung entsprechende Verhältniss angenommen haben, — so ist auch die Kraft gewachsen. »Die Morgenstunde hat Gold im Munde«, denn mit neuer Kraft und Lust ausgerüstet, vermag man in derselben Zeit doppelt so viel zu vollbringen als am Abend, wo die physischen und psychischen Kräfte erschöpft sind. Man memorirt besser und weiss das am Abend Gelernte genauer; während man vor dem Schlafe über die zu ergreifenden Massregeln unsicher war, steht nach demselben ein bestimmter Entschluss vor der Seele. Die einfache natürliche Ansicht der Dinge wird hier weniger durch Klügelei gestört, daher das bekannte Sprichwort bei einem zu fassenden Entschlusse, man müsse es erst »beschlafen«. Der Schlaf erweist sich bei Fiebern, Entzündungen, Krämpfen und den meisten krankhaften Aufregungen überhaupt wohlthätig; die meisten Krisen erfolgen während desselben oder durch ihn. Zu wenig Schlaf verursacht Mattigkeit, Abmagerung, frühzeitiges Altern, Trübsinn und Verminderung der Intensität aller seelischen Functionen; gänzlicher Mangel bewirkt fieberhafte Zustände, Delirien und endlich den Tod. Aber auch hier herrscht die goldene Regel »Halte Mass in allen Dingen (μηδὲν ἄγαν)«: Schlaffheit, Aufgedunsenheit, Schwere des Kopfes sowie Verdrossenheit, Trägheit, Stumpfsinn und endlich Fühllosigkeit sind Folgen des zu langen Schlafes, der bei manchen Krankheiten geradezu gefährlich ist.

Das Interesse für den Traum erregt schon das Wunderbare seiner Erscheinung und seine Eigenthümlichkeiten gegenüber dem wachen Denken. Was hier alltäglich, erscheint dort als fremdartig, und was hier als sonderbar und absurd gilt, wird dort für selbstverständlich und natürlich gehalten. Die leisen Anregungen des Gemüths erneuern sich im Traum, um sich mit allerlei Wunderlichkeiten zu verflechten, die innigst gehegten Wünsche erscheinen realisirt und die Wirklichkeit selbst wird verändert, ja oft vollständig verwischt. Für die sensiblen Naturen des schönen Geschlechts, die, nicht an streng logisches Denken gewöhnt, sich gern der Phantasie hingeben, wo sie sich ihre Ideale verwirklicht vorstellen, ist er ein Gegenstand lebhaftester Sehnsucht. Aber auch der abstract denkende Mathema-

tiker, der speculative Philosoph, der nüchterne Naturforscher und der practische Staatsmann verfällt seinen Faseleien; allen löst der neckische Geselle den Knoten der strengen Gedanken und macht sie bald zu unerfahrnen Kindern, bald zu geistigen Halbgöttern, die, mit tiefer Weisheit erfüllt, das Rathen und Meinen der Andern in des Irrthums Finsterniss belächeln, dann aber beim Erwachen, zu gewöhnlichen Erdensöhnen degradirt, diese tiefe Weisheit als grosse Unsinnigkeit erkennen. Oft ist dies nicht unerspriesslich: manchen Grübler mag Schlaf und Traum, dieser gefällige Wahnsinn, der Gefahr, in seinem Gedankenkreise sich verirrend, den Ausgang zu verlieren und so in wirklichen Wahnsinn zu verfallen, entrissen haben. Er lenkt den Gedankenlauf nach einer anderen Richtung hin und bringt die psychischen Thätigkeiten wieder ins Gleichgewicht, ebenso wie nach geistiger Ermüdung der Spaziergang am meisten Erholung verschafft, wo man keine einzelne Vorstellung fixirt, sondern die Gedanken bald dahin, bald dorthin schweifen lässt. Nicht nur im abstracten Denken, sondern auch bei starken Gemüthsbewegungen wirkt der Traum heilsam. Kein Befehl, kein Machtspruch des Willens kann diese aus der Seele verbannen oder ganz vernichten, nur das vermag es, was ihnen den unbestimmten Charakter entzieht, um sie dem leiblichen und geistigen Auge klar vorzuhalten. *Cicero* rühmte mit pathetischen Worten, die Stoiker und nach ihnen der grosse *Spinoza* bewiesen durch ihre grossartige, erhabene Weise, die Bürden des Lebens zu ertragen, — dass neben einem thatkräftigen Leben das philosophische Reflectiren über die Leiden und Freuden des Menschen dieselben mildert, veredelt und ihn weder vom Unglück daniedergeschmettert, noch von der Freude übermässig erhoben, sondern in gleichmässiger Stimmung doch von beiden ergriffen werden lässt. Die psychologische Thatsache, dass durch die Vorführung der Affecte in scenischer Darstellung vor das Auge und Ohr die gleichen in der eigenen Brust der Zuschauer und Zuhörer schlummernden dem Inneren entzogen, befriedigt und zeitweilig gestillt werden, indem sie gleichsam im Drama sich selbst darleben, — wollte *Aristoteles* aussprechen, da er (Poet. c. 6) den Zweck der Tragoedie als eine »Befreiung von den Affecten« bezeichnete[1]. Es findet eine innere Entladung der Affecte statt, und so können diese nicht durch

längeres Andauern die anderen Seelenthätigkeiten behindern. Auf ähnliche Weise wirkt der Traum wohlthätig: der Zorn, mit dem man sich Abends niederlegte, tobt sich im Traum aus oder die Gedanken lenken sich von dem Gegenstande desselben ab, und so ist er am Morgen meist geschwunden; das Unglück, welches uns am Tage vorher fast ganz zu vernichten drohte, hat nur vermocht, das Gefühl einer stillen Wehmuth in uns zurückzulassen. Darauf beruht besonders die schmerzenheilende Wirkung der Zeit. Die Liebe zieht einen grossen Theil ihrer Nahrung aus dem Traum, sie verflicht sich mit allen Gedanken und Ideen so innig, dass es dem Wachenden schwer wird, ihre feinen und doch starken Wurzeln zu zerstören. »Die Liebe ist ein Feuer, das ein Blick entfacht, das Träume nähren und Gedanken schüren«, sagt *Halm* treffend (Der Sohn der Wildniss). Dabei veredelt sie sich, — aus einem rasch verlodernden Strohfeuer wird sie zu einer milden, innig erwärmenden, langsam wachsenden und dauernden Gluth.

Der Traum erscheint in jedem Lebensalter. Das Kind setzt die Spiele des Tages auf lachenden Fluren fort, der Jüngling und die Jungfrau sehen hier ihre Ideale realisirt, der Mann entschlägt sich der Sorgen des Daseins und der Greis versetzt sich einerseits in die wonnevolle Jugend zurück, andrerseits blickt er oft in einem dem Traum ähnlichen visionären Zustande vor dem Tode in die Zukunft, sieht das Schicksal seiner Angehörigen voraus und geniesst selbst schon die Freuden des Paradieses[2]. Dieses allgemeine Vorkommen des Traumes bei jedem Individuum und während des ganzen Lebens lässt schon vermuthen, dass die Vorstellungen desselben nicht ohne Wirkungen im psychischen Leben des Einzelnen und der Gesammtheit bleiben. Eine Vorstellung, die einmal im Blickfeld oder Blickpunkt des Bewusstseins war, übt, wenn scheinbar auch noch so unbedeutend und noch so schnell aus dem Blickfeld verschwindend, eine Wirkung auf den Complex der übrigen im Bewusstsein vorhandenen psychischen Gebilde aus, die in deren stetem Wechsel beharrt; nur der Grad derselben ist verschieden. Wenn wir Vieles nicht zu erklären vermögen, so ist ein Hauptgrund der Umstand, dass wir Manches für bedeutungslos halten. Jedes Geschehende lässt eine Kette von Ursachen hinter sich und hat eine solche von Wirkungen vor sich, — so ist

es im physischen, so im psychischen Gebiet. Es ist ein bekannter, viel gebrauchter Satz: »Kleines die Wiege des Grossen«; die einzelnen kleinen Ursachen haben jedoch die grossen Wirkungen für sich allein nicht, sondern eine Menge solcher, die uns noch unbekannt, zu der einen bekannten hinzukommen, um vereinigt Grosses hervorzubringen. Unter derart vereinigt wirkenden Massen von Ursachen in unserer Seele entstammt manches Element den Träumen. Die Launen und Stimmungen des Tages, als deren Grund man gewöhnlich nur die dunklen Gemeingefühle ansieht, werden zugleich durch vorhergegangene Träume veranlasst, wo die während des Wachens dunklen und deshalb weniger wirksamen Gemeingefühle über die Schwelle des Bewusstseins traten und dadurch die Wirkung ausübten, die noch am Tage als solche gespürt wird, während die Ursachen uns unbekannt bleiben. Von den sogenannten Idiosynkrasien — der Sympathie und Antipathie — hat man schon gefunden, dass sie zuweilen auf unwillkürlichen Associationen beruhen; die Vorstellungen, welche sich dabei associiren, sind nicht selten aus dem Traum entnommen. Wenigstens habe ich bemerkt, dass solche Associationen mit vergangenen Traumvorstellungen häufiger vorkommen, als man zugestehen möchte. Es ist mir beim Spaziergang im freien Laufe der Gedanken und auch sonst vielfach eingefallen, dies oder jenes schon einmal gesehen, gehört, gedacht zu haben, ohne dass ich mich erinnern konnte, wann, wo und bei welcher Gelegenheit. Als ich nun während der Beschäftigung mit vorliegender Arbeit ein möglichst genaues Traumverzeichniss führte, sah ich bei derartigen Vorkommnissen in diesem nach und fand wirklich meine Vermuthung meist bestätigt, dass ich nämlich Aehnliches früher geträumt hatte.

Bedeutend mag der Einfluss der Traumvorstellungen namentlich bei denen sein, welche während des Wachens dieselbe Thätigkeit der Seele als sich im Traum äussert, die Phantasie, hauptsächlich üben, — also bei Dichtern und Künstlern. *Goethe* berichtet von sich selbst aus der Zeit der Abfassung seines »Prometheus«: »Was ich wachend am Tage gewahr wurde, bildete sich sogar öfters Nachts in regelmässige Träume, und wie ich die Augen aufthat, erschien mir entweder ein wunderliches neues Ganze, oder der Theil eines schon Vorhandenen.« In

Bezug auf die Tonkünstler hat der Einfluss seinen Ausdruck gefunden in der Sage von der Entstehung der »Teufelssonate« *Tartini's*. Man erzählt nämlich, als dieser berühmte Künstler sich einst am Abend vergebens mit der Setzung eines Tonstücks abgemüht habe, sei der Teufel ihm im Traum erschienen und habe ihm etwas vorgespielt mit der Frage, ob er auch so spielen könnte. Erwacht habe *Tartini* sofort dieses ihm vorgespielte Stück, das er vollständig in der Erinnerung behalten, aufgesetzt, und so sei die Sonate ihm im Schlafe bescheert worden. Von *Raphael* sagt man, dass er über hundert einzelne Schönheiten zu einem Gemälde combinirt habe, — Aehnliches wird auch von anderen Künstlern erzählt. In Bezug hierauf möchte ich *Jean Paul* gern beistimmen, welcher meint, dass dieses »Zusammenstücken« unmöglich habe geschehen können, ohne dass *Raphael* ein Urbild dieser Schönheit selbst im Geiste vorher gehabt habe, welches er nun aus der Erinnerung durch Combination zu realisiren strebte, und dass er dieses Urbild jedenfalls im Traume geschaut habe. Manches Traumerzeugniss ist in unsere Literatur übergegangen, wie mancher Gedanke nur ein Wiedererscheinen des im Traume gebildeten ist.

Nicht nur die in der Literatur zu Tage tretenden Traumvorstellungen hervorragender Geister, sondern auch die jedes anderen Menschen haben bei der geistigen Entwickelung der Völker und der ganzen Menschheit einen von den Factoren abgegeben, welche man in der Gesammtheit — soweit sie uns bekannt sind — in Werken der Völkerpsychologie nachzuweisen sucht. Besonders fällt uns hier in die Augen ihr Einfluss bei der Bildung, Entwickelung und Verbreitung religiöser Vorstellungen und Begriffe. Wenn manche ihnen unerklärliche Gedanken und Glaubenssätze für Offenbarungen Gottes halten, so ist dem Forscher eine Richtschnur gegeben in dem Ausspruch, welchen Plato in seinem Dialog »Cratylus« den Sokrates thun lässt[3]): dass es zwar sehr bequem sei, bei schwer erklärbaren Dingen einen Gott einzuführen, der das Räthsel löse, bei wissenschaftlichem Streben aber diese bequeme Art ganz ausgeschlossen werden müsse. Allerdings darf sich Niemand anmassen, Alles erklären zu wollen, es giebt Fragen, die wir vielleicht nie lösen werden, und der menschlichen Erkenntniss sind Grenzen gezogen, — allein man darf

diese Grenzen nicht aus eigener Bequemlichkeit innerhalb des Erklärbaren hineinversetzen und bei schwer Verständlichem sofort ein Wunder statuiren. Bei der Frage nach dem Ursprung des Glaubens an ein Fortleben nach dem Tode liegt es daher dem Forscher fern, die Antwort sich dadurch leicht zu machen, dass er etwa die Unsterblichkeit der Seele für Gottes Offenbarung und Verheissung erklärt, er sucht vielmehr die psychologischen Bedingungen und Gesetze aufzufinden, nach welchen die menschliche Seele sich selbst diesen Glauben erschuf. Vielen mag es paradox erscheinen, wenn ich mit *Tylor* behaupte, dass Traumvorstellungen bei der Bildung des Unsterblichkeitsglaubens einen Hauptfactor abgaben, und doch geht dies aus den zahlreichen uns vorliegenden ethnographischen Details sowie aus vielen Stellen der Literatur des Alterthums unzweifelhaft hervor[4]. Ist es ja auch gar nicht so fern liegend, dass der Mensch durch Träume zu der Annahme einer Fortdauer der persönlichen Existenz nach dem Tode gedrängt wurde! War Jemandes Verwandter, Freund oder Feind gestorben und die Seele beschäftigte sich noch lebhaft mit dem Gedanken an ihn und der Erinnerung an die aussergewöhnliche, in die Monotonie des Lebens gewaltsam eingreifende und deshalb das Interesse auch des sonst Unbetheiligten in Anspruch nehmende Bestattung desselben, — so war es natürlich, dass sie den Todten im Traum lebhaft und leibhaft vor sich sah. — Die Neger in Süd-Guinea deuten alle ihre Träume als Besuche der Geister ihrer abgeschiedenen Freunde. Eine alte Indianerin in British-Columbia liess den Medicinmann holen, um die Todten zu vertreiben, die jede Nacht zu ihr kamen. — Für den Naturmenschen ist das, was dem cultivirten oft schwer genug fällt, die Unterscheidung zwischen subjectiver Vorstellung und objectiver Wirklichkeit, meist ein unlösbares Problem, da er, den Eindrücken seiner Sinne hingegeben, alles für wahr hält, was ihm diese vorspiegeln und es ihm fast nie beikommt, einen Zweifel daran zu hegen. Für ihn hat die Gestalt des Verstorbenen, der ihm im Traum oder in den diesen verwandten visionären Zuständen erscheint, ebenso objective Realität als er selbst. Wenn nicht Alle solche Erscheinungen hatten, so glaubte man, wenn sie von Anderen erzählt wurden, diesen gerade wegen der Ungewöhnlichkeit, und man bildete sich am Ende ein, sie selbst

gehabt zu haben; Beispiele von Einbildungen, welche auf solche Weise entstanden, lassen sich in grosser Menge bei allen Völkern nachweisen. Andrerseits rief auch das Erzählen der Träume und das öftere Sprechen von denselben ähnliche Erscheinungen bei Mehreren hervor und die Realität derselben wurde dadurch ausser Zweifel gestellt.

Da die Gestalten bei wachen gesunden Sinnen verschwanden und den Eindrücken des Tages gegenüber schattenhaft erschienen, — schon die Erinnerungsbilder des Wachens, welche treuer sind als die des Traumes, haben etwas Luftiges und Gehauchtes[5]) — so musste man ihnen eine von den wirklichen irdischen Wesen verschiedene Qualität beilegen.

Die Seelen der Todten hatten nicht die dichte, robuste Natur des Körpers, aber der der Abstraction noch nicht fähige Geist konnte sich auch keine andere Vorstellung als die eines Körpers bilden, man bezeichnete sie daher als feiner und ätherischer als den irdischen Leib.

Nach dem Volksglauben aller Zeiten und aller Orten haben die Seelen dieselbe Körperlichkeit wie wir, nur feiner, nebelhafter und verschwommener. — Die grönländischen Geisterseher schildern die Seele, wie sie ihnen in Visionen erscheint, als bleich und weich; man fühlt Nichts, wenn man sie ergreifen will, da sie kein Fleisch und Bein hat. Die Cariben dachten sich die Seele nicht so immateriell, dass sie unsichtbar wäre, aber doch subtil und dünn wie einen geläuterten Körper. Die Tonganesen stellten sie sich als den feineren oder mehr luftförmigen Theil des Leibes vor, der denselben plötzlich im Moment des Todes verlässt, etwa vergleichbar dem Duft einer Blume gegenüber dem festeren vegetativen Gewebe. Nach der Vorstellung der etwas höher stehenden Siamesen bestehen die Seelen aus einer feinen Materie, die sich dem Auge und dem Gefühl entzieht, oder sie sind an einen sich schnell bewegenden luftförmigen Körper gebunden. In freundlicher Gesinnung fegte der Congoneger ein ganzes Jahr nach einem Todesfalle das Haus nicht, damit der Staub der zarten Substanz des Geistes nicht schade; die Tonquinesen vermieden die Reinigung des Hauses während des Festes, wo die Seelen der Verstorbenen zur Neujahrsvisite in ihre alten Wohnungen zurückkehrten[6]). Wie *Wuttke* sagt, haben die Geister der Todten für den euro-

päischen Bauer eine nebelhafte und verschwommene Körperlichkeit, denn sie haben so gut Leiber wie wir, nur von anderer Art; sie essen und trinken, können verwundet, ja selbst getödtet werden. Unter den Kirchenvätern bezeichnet *Irenaeus* die Seelen als unkörperlich im Vergleich mit sterblichen Leibern und *Tertullian* erzählt eine Vision einer montanistischen Prophetin, in welcher dieselbe die Seele unkörperlich, dünn und leuchtend, von luftiger Farbe und menschlicher Gestalt gesehen hatte. Ein englisches Gedicht des vierzehnten Jahrhunderts — »der Biss des Gewissens« (The Ayenbite of Inwyt) — weist darauf hin, dass die Seele wegen der Feinheit ihrer Substanz im Fegefeuer besonders zu leiden habe:

> »Die Seele ist zarter und weicher
> Als der Körper, der Fleisch und Bein hat;
> So muss die Seele, da sie von so zarter Art ist,
> Nothwendig ihre Strafe härter empfinden
> Als irgend ein Körper, der je am Leben war«[7].

Der Spiritualist *Swedenborg* sagte, dass des Menschen Geist nach dem Tode in vollkommen menschlicher Gestalt fortlebe. Bei den ältesten griechischen Philosophen ist die Seele Luft oder Feuer oder Aether, immer aber bleibt sie ein Stoff, mag man denselben auch noch so sehr zu verflüchtigen suchen und ihn dadurch zu vergeistigen meinen. Unter den späteren hatte *Epicur* die Meinung, dass »die, welche die Seele für unkörperlich erklären, albern reden, denn sie könnte Nichts thun oder leiden, wenn sie so beschaffen wäre«[8].

Bei *Homer* erscheint dem Achilles im Schlafe die Seele des Patroclos, ihm ganz gleich an Gestalt, Stimme und Kleidung, doch als er seine Hände verlangend nach dem Freunde ausstreckt, entflieht die Erscheinung »wie ein Dunst«[9].

Als Odysseus die Unterwelt besucht, kommt ihm an der mit Blut gefüllten Grube die Seele seiner Mutter Anticleia entgegen, »einem Schatten oder auch einem Traumbild ähnlich«, und belehrt ihn, dass die Seele des Todten in der Gestalt des früheren Körpers, aber ohne Knochen und Fleisch, welche das Feuer verzehrt, »wie ein Traumbild« in den Hades hinabsteigt. Dem Aeneas, der bei der Zerstörung Trojas die verirrte Creusa sucht und in furchtbarer Aufregung lange Zeit umhereilt, erscheint der Schatten der Gemahlin: als er aber

nach ihm fasst, entweicht er gleich den leichten Winden und »dem geflügelten Traumbild«[10]). — An anderen Stellen werden die Traumbilder Schatten genannt (Aen. IV. 571). Die Erscheinungen des Träumenden haben etwas Schattenhaftes gegenüber den sinnlichen Wahrnehmungen im Wachen, und so wird »Schatten« ein Ausdruck für die Seele, welche losgetrennt vom irdischen Leibe im Schlafe umherwandelt um Anderen Visiten zu machen, und nach dem Tode ihren Wohnsitz in den Hades aufschlägt. — Der Tasmanier gebraucht sein Wort Schatten zugleich für den Geist. Die Algonkin-Indianer nennen die Seele eines Menschen otahtschuk, »seinen Schatten«; in der Quiché-Sprache dient natub für »Schatten, Seele«; das arawakische ueja bedeutet »Schatten, Seele, Bild«; die Abiponer hatten nur ein Wort loákal für »Schatten, Seele, Echo, Bild«. Die Sulus gebrauchen nicht nur das Wort tunzi für »Schatten, Geist, Gespenst«, sondern sie nehmen auch an, dass beim Tode der Schatten auf irgend eine Weise aus der Leiche herausfährt, um ein Ahnengeist zu werden. Die Basutos nennen den nach dem Tode übrig bleibenden Geist den seriti oder »Schatten«; in Alt-Calabar findet sich dieselbe Identificirung des Geistes mit dem ukpon oder »Schatten«, dessen Verlust für den Menschen sehr gefährlich ist[11]). — Der Naturmensch identificirt beide Begriffe, der civilisirtere vergleicht nur, etwa ähnlich wie es bei krankhaften Störungen vorkommt, dass z. B. der Hypochonder seine krankhaften Gefühle und Empfindungen mit Thieren, welche in seinem Körper wohnen und ihn belästigen, nur vergleicht, der Wahnsinnige aber, bei welchem die geistige Störung weiter fortgeschritten, die beiden Vorstellungen gleichsetzt und fest an die Wirklichkeit dieser Thiere in und an seinem Körper glaubt.

Die Seelen der Abgeschiedenen haben alle Eigenschaften der Traumerscheinungen; sie besitzen Stimmen und sprechen, da man sich im Traum mit ihnen unterhält, sie weinen und klagen, sind bekleidet und in voller Rüstung wie in diesem Leben. Aber diese Eigenschaften sind ihrer ätherischen, schattenhaften Natur angepasst. Die Stimme ist ein »dumpfes Murmeln«, das Geräusch bei ihrer Bewegung gleicht nicht dem bei der Bewegung eines Menschen, sondern eines Vogels. Bei *Homer* enteilt die Seele »schwirrend, zwitschernd« in den

Hades[12]. Die Abiponer in Südamerika halten die des Nachts mit traurigem Gezische umherflatternden Enten für die Seelen der Todten; einer derselben hörte einst einen verstorbenen Spanier auf seinem Grabe jede Nacht mit kläglichem Geschrei umherreiten. In dem Geschrei der Vögel in der Höhle von Guacharo hören die Indianer von Cumana die Seelen der Verstorbenen. Die Algonkin-Indianer Nordamerika's konnten die Schattenseelen der Verstorbenen wie Heimchen zirpen hören. Auf Neuseeland äussern sich die Geister der Todten, wenn sie sich mit den Lebenden unterhalten, in pfeifenden Tönen, und diese Aeusserungen durch ein quiekendes Geräusch werden auch anderswo in Polynesien erwähnt. Die Familiargeister der Wahrsager bei den Sulus sind Manen von Vorfahren, welche in einem dumpfen, pfeifenden Tone, der nicht ganz Pfeifen ist, reden, woher sie ihren Namen »imilozi« oder »Pfeifer« haben[13]).

Die im Traum erscheinenden Verstorbenen sind bald von derselben Gestalt wie im Leben (Il. XXIII, 66 etc.), bald grösser (*Virg.*, Aen. II, 773, *Ovid*, Fast. II, 503). Sogar die Verwundungen und Verstümmelungen des irdischen Körpers zeigt die Seele. Die Indianer Brasiliens glauben, dass die Todten in der anderen Welt verwundet oder in Stücke gehackt ankommen, überhaupt so, wie sie diese Welt verliessen. Der Australier schneidet, wenn er seinen Feind erschlagen hat, dem Leichnam den rechten Daumen ab, damit der Geist, obgleich er ihm immer feindlich gesinnt bleiben wird, nicht mehr den Schattenspeer werfen kann. Der Neger fürchtet ein langes Krankenlager vor dem Tode, das ihn schwach und mager in die andere Welt schickt. Die Sklaven eines westindischen Pflanzers suchten, wie *Waitz* in seiner »Anthropologie der Naturvölker« (Bd. II, S. 194) erzählt, durch Selbstmord Befreiung aus ihrem Elende; der Weisse schreckte sie dadurch ab, dass er den Leichen Kopf und Hände abschnitt und nach ihrem Glauben somit ihre Seelen nach dem Tode verstümmelte. Die Chinesen haben aus demselben Grunde eine besondere Angst vor der Enthauptungsstrafe; ein Verbrecher in Amoy bat, damit seiner Seele kein Glied fehle, selbst um den grausamen Kreuzestod. Die Seele des Patroclos erscheint dem Achilles in derselben Gestalt, die er im Leben hatte. So lässt auch Shake-

speare den Geist von Hamlets Vater von Kopf bis zu Fuss bewaffnet erscheinen:

> »Genau so war die Rüstung, die er trug,
> Als er sich mit dem stolzen Norweg mass«.

Da man den Todten an einer anderen Stelle begrub, als er dem Lebenden erscheint, so muss er nach dem Glauben des Naturmenschen offenbar wandern, wenn er seinen Verwandten und Freunden einen Besuch abstattet, um sie zu trösten und ihnen einen Rath zu geben — oder seinen Feinden, um sie zu schelten und zu strafen.

Nicht nur von Todten träumt der Mensch, sondern auch von Lebenden. Er sieht Freunde und Feinde, die eine mehr oder minder grosse Entfernung von ihm trennt, im Traum leibhaftig vor sich und kann dies doppelt erklären: entweder er betrachtet es als Besuch der Person, von welcher er träumt, oder er nimmt an, seine eigene Seele habe während des Schlafes einen Ausflug gemacht. Die Qualität dieser Seele, des einen Theils seiner Persönlichkeit, welche Erholungs- und Entdeckungsreisen machte, während nach der Versicherung Anderer der Leib ruhig da lag, bestimmt er nach Analogie des Schattens eines Abgeschiedenen, welcher ihm im Traum oder in Visionen erschien. Manche Grönländer werden, wie *Cranz* bemerkt, durch ihre lebhaften Träume zu dem Glauben veranlasst, dass die Seele Nachts den Leib verlasse, um auf die Jagd, den Tanz und zum Besuch zu fahren. Bei den Indianern Nordamerikas hören wir, dass die Seele der Träumenden den Leib verlässt und nach Dingen umherwandelt, die ihr anziehend erscheinen. Diese Dinge muss man sich im wachen Zustande zu verschaffen suchen, damit die Seele nicht unruhig werde und den Leib ganz verlasse. Die Neuseeländer meinten, die träumende Seele entferne sich aus dem Leibe und kehre wieder zurück, nachdem sie ins Todtenreich gewandert ist, um sich dort mit ihren Freunden zu unterhalten. Die Tagalen auf Luzon erklären, man dürfe einen Schlafenden nicht wecken, weil seine Seele abwesend sei. Nach der Ansicht der Karenen bestehen die Träume in dem, was der »là« auf seinen Reisen während des Schlafes sieht und erfährt. Der Fidschi-Insulaner glaubt, dass der Geist eines Lebenden den Leib verlassen kann, um andere Leute im Schlafe zu stören.

Der Sulu wird zuweilen von dem Schatten eines Ahnen, dem Itongo, besucht und vor einer Gefahr gewarnt, oder der Itongo nimmt ihn im Traum mit sich, um sein entferntes Volk zu besuchen. In Manilla sah ein Indianer beim Erwachen nur die eine Hälfte seines Gefährten neben sich liegen, da die andere — vom Nabel aufwärts — als Tigbalang fortgeflogen war, und als er die zurückgebliebene mit Asche bedeckte, richtete der wiederkehrende Theil Drohungen an ihn, da er selbst die Asche nicht entfernen konnte, um sich wieder mit dem anderen zu vereinigen. Die Seele des Hermotimos von Clazomenae soll von Zeit zu Zeit ausgegangen sein, ferne Gegenden zu besuchen: als man einst den Körper auf dem Scheiterhaufen verbrannte, fand die arme Seele bei ihrer Rückkunft keine Wohnung mehr. Nach einer von *Grimm* angeführten deutschen Sage ging aus dem Munde des schlafenden Königs Gunthram dessen Seele in Gestalt eines Schlängeleins hervor, überschritt den Bach auf dem von dem Diener über denselben gelegten Schwerte, lief in einen Berg und kehrte bald auf demselben Wege in den Körper des Schlafenden zurück, während dieser träumte, dass er über eine eiserne Brücke in einen mit Gold gefüllten Berg gehe. *Schindler* erwähnt ein Volksmährchen, wonach die Seele in Gestalt einer rothen Maus aus dem Munde einer Magd herauslief[14]).

Aus den Erscheinungen der Seelen Abgeschiedener ergab sich die Vorstellung, dass dieselben noch auf der Erde ihr Wesen treiben und ihre Haupttummelplätze die Begräbnissstellen des Leibes und die Aufenthaltsorte während des fleischlichen Lebens bilden. In Nordamerika glaubten die Tschikasawen, dass die Geister der Todten in ihrer leiblichen Gestalt sich mit grossem Wohlbehagen unter den Lebenden bewegten; die Aleuten-Insulaner stellten sich vor, dass die Seelen der Verstorbenen ungesehen unter ihren Verwandten umherwandelten und sie auf ihren Reisen zu Wasser und zu Lande begleiteten. Die Afrikaner meinen, die Seelen der Todten wohnen mitten unter ihnen und speisen bei ihren Mahlzeiten mit; die Chinesen bezeigen den Geistern ihrer Verwandten, die in der Halle der Vorfahren anwesend sind, ihre Ehrfurcht. Glaubt ja doch auch die Menge der Spiritisten Amerikas und Europas in einer Atmosphäre zu leben, die von Geisterschatten durchschwärmt wird!

Aber das Zusammensein mit den Todten ist nicht gut und

der Lebende fühlt sich nicht immer wohl im Umgang mit Geistern, deshalb erfand man manche Kunstgriffe, um sich ihrer Gesellschaft zu entledigen. In Alt-Calabar war es Sitte, dass der Sohn das Haus des Vaters verfallen liess, nach zwei Jahren aber konnte er es wieder aufbauen, da man glaubte, dass der Geist dann schon fortgezogen sei. Die Hottentotten verliessen das Haus eines Todten und vermieden es, dasselbe zu betreten, da der Geist darin wohne. Die Jacuten liessen die Hütte in Trümmer fallen, wo Jemand den Geist aufgegeben hatte, da sie dieselbe von Dämonen bewohnt hielten; von den Karenen erzählt man, dass sie ihre Dörfer zerstörten, um die Nachbarschaft der Seelen Verstorbener loszuwerden. Die Grönländer schaffen den Todten durchs Fenster, nicht durch die Thür hinaus, während ein altes Weib einen Feuerbrand hinterher schwingt und ausruft: »pickleruck pock«, d. h. »hier ist nichts mehr zu haben«; die Hottentotten entfernen den Todten aus der Hütte durch eine Oeffnung, die sie brechen, um ihn zu verhindern, den Rückweg zu finden; die Siamesen brechen in derselben Absicht eine Oeffnung in die Wand des Hauses, um den Sarg hindurchzuschaffen, den sie dann in rasender Eile dreimal rund um das Haus tragen; die sibirischen Tschuwaschen schleuderten dem Leichnam einen glühend rothen Stein nach, um ihm die Rückkehr abzuschneiden. Die Ureinwohner von Queensland peitschten in einem jährlich wiederkehrenden Scheinkampfe die Luft, um die Seelen zu verscheuchen, welche der Tod seit vergangenem Jahre in Freiheit gesetzt hatte. Wenn die nordamerikanischen Indianer einen Feind zu Tode gemartert hatten, liefen sie schreiend und mit Stöcken schlagend umher, um den Geist wegzuscheuchen; sie stellten Netze um ihre Hütten herum auf, um die abgeschiedenen Seelen der Nachbarn zu fangen und fern zu halten; in der Meinung, dass die Seele eines Sterbenden durch das Dach des Wigwams fortziehe, schlugen sie gewöhnlich mit Stöcken an die Wände desselben, um sie fortzutreiben; es geht sogar der Wittwe, welche von der Bestattung ihres Gatten zurückkehrt, Jemand nach und fährt ihr mit einer Hand voll Zweigen wie mit einer Fliegenklappe um den Kopf, um den Geist ihres Gatten von ihr zu treiben, damit sie wieder Freiheit hat zu heirathen. — Brandenburgische Bauern giessen hinter dem Sarge vor der Thür einen Eimer Wasser aus, um den Geist am Umgehen zu

verhindern; pommersche Leidtragende lassen, wenn sie vom Kirchhof zurückkehren, Hirsenstroh hinter sich zurück, damit die wandernde Seele darauf ruhen und nicht bis nach Hause zurückkehren möge[15]. In der alten und mittelalterlichen Welt riefen die Menschen neben solchen Mitteln häufig noch die unnatürliche Hülfe an, indem sie den Priester baten, eindringende Geister zu beruhigen oder zu verbannen.

Diese das eigentliche Leben des Sterblichen bewirkende Seele, welche über Raum und Zeit erhaben, nach dem Tode ewig dauert, und während des Lebens frei in den entlegensten Gegenden wandeln und das Entfernteste zu schauen im Stande ist, gilt als der vorzüglichere Theil der menschlichen Persönlichkeit gegenüber dem Körper, der als Gefängniss sie hindert, ihre Freiheit in vollem Maasse zu gebrauchen, so dass sie während des irdischen Daseins nur im Schlafe und in Krankheit von den Banden des Leibes befreit, ihr eigentliches Wesen zeigen und sich höherer Erkenntniss erfreuen kann. Das war die Ansicht, die *Plato* aussprach[16] und der viele nachher huldigten.

Auf der andern Seite jedoch kann dem Menschen dieses unstete Wandern als mühselig und mit weniger Glückseligkeit verbunden erscheinen. Die Grönländer bedauerten die armen Seelen, die im Winter oder im Sturm über das schreckliche Gebirge mussten, von wo die Todten nach der andern Welt hinabsteigen; denn da kann auch eine Seele zu Schaden kommen und jenen zweiten Tod sterben, bei dem gar nichts übrig bleibt, und das wird für das Schmerzlichste von allem gehalten. Es bildete sich überall die Ansicht aus, dass die Todten einen festen Wohnsitz hätten und nur durch besondere Umstände zu einem stetigen, ruhelosen Umherwandeln oder zu einzelnen Besuchen bei den Lebenden veranlasst würden. Den Grund zu ersterem kann besonders der Mangel der Bestattung des Leichnams und der schlechte Charakter während des irdischen Lebens bilden. Zu allen Zeiten hat das Gefühl geherrscht, dass unbestattete Seelen, namentlich solche, die eines gewaltsamen oder vorzeitigen Todes gestorben sind, schädliche oder böse Wesen seien; sie sind gegen ihren Willen aus dem Körper vertrieben worden und haben Zorn und Rachsucht in ihre neue Existenz mit hinüber genommen. Bei einigen australischen

Stämmen sind die bösen Geister, welche in menschlicher Gestalt, aber mit langem Schwanz und langen aufrechten Ohren den Lebenden nur Böses zufügen, meist Seelen von verstorbenen Eingebornen, deren Leichen unbeerdigt liegen gelassen sind oder deren Tod von dem nächst verpflichteten Blutsverwandten nicht gerächt worden ist. In Neu-Seeland fand man auch den Glauben, dass die Geister von Unbeerdigten oder in der Schlacht Getödteten und Verzehrten umherwandern müssten; solche bösartige Seelen an den heiligen Begräbnissort zu bannen war eine Aufgabe, die der Priester mit seinen Zaubermitteln vollbringen musste. Die grösste Sorge der Irokesen in Nordamerika ist, die Leichen der im Kampfe Gefallenen zu bestatten. Unter den brasilianischen Stämmen soll der Glaube herrschen, dass die Schatten der Todten ruhelos umherwandern bis sie begraben sind. In den turanischen Gebieten Ostasiens schweben die Geister der Todten, welche keine Ruhestätte gefunden haben, über dem Boden hin. In Südasien sagen die Karenen, dass die Geister, die auf der Erde wandeln, nicht diejenigen sind, die nach dem Lande der Todten gehen, sondern die Seelen von Kindern, Bösewichten und von solchen, die eines gewaltsamen Todes starben, oder die durch irgend einen Zufall nicht begraben oder verbrannt wurden. Die Siamesen fürchten als übelwollende Geister die Seelen derjenigen, die eines unnatürlichen Todes gestorben oder nicht in der vorgeschriebenen Weise bestattet worden sind, und die Sühnung begehrend unsichtbar ihre Verwandten heimsuchen und erschrecken. Den festesten Halt hatten solche Vorstellungen im classischen Alterthum, wo es die heiligste Pflicht war, an einem Todten die Beerdigungsceremonien zu erfüllen, damit der Schatten nicht wehklagend vor den Thoren des Hades umher flattern oder unter der elenden Menge am Ufer des Acheron verweilen müsse. Ueberall aber machen nach dem Volksglauben die umherwandernden Geister um Mitternacht den Begräbnissplatz zu einem Orte, wo den lebenden Menschen Furcht und Grauen befällt.

Unter den vielfachen verschiedenen Ansichten über einen beständigen Wohnsitz der Seelen Verstorbener ist auf den niedrigsten Stufen der Cultur am meisten die vorherrschend, welche ihn in eine entfernte Gegend der Erde verlegt. Auf

höheren Stufen schwindet sie allmählich; die fortschreitende Kenntniss in der Geographie verdrängt die Geister aus den irdischen Gebieten und lässt ihnen nur noch oberhalb und unterhalb der Erde Platz. Länger erhält sich die ihr in Bezug auf weite Verbreitung unter den wilden Stämmen zunächst folgende Vorstellung von einem unterirdischen Hades, der von den Geistern der Todten bewohnt wird. Weniger allgemein ist unter den Naturvölkern der Glaube, der über die Erde hinausgeht und die Seelen auf Sonne und Mond oder in ein festes Himmelsgewölbe versetzt.

Wenn das Land der Seelen auf die Oberfläche der Erde verlegt wird, so erwählt man dazu abgeschlossene Thäler, weit entfernte Ebenen oder Inseln. — In den Rocky Mountains wohnt Wacondah, der Herr des Lebens, und dorthin klimmen die Seelen der Todten auf mühseligen Pfaden empor zu den herrlichen Jagdgebieten, ungesehen von lebenden Wesen. Als einst bei den nordamerikanischen Indianern ein Algonkinjäger seinen Leib eine Zeit lang verliess und das Land der Seelen im sonnigen Süden besuchte, sah er schöne Bäume und Pflanzen vor sich, durch die er hindurchging; dann erreichte er mit seinem Canoe die schöne und glückselige Insel, wo keine Kälte, kein Krieg, kein Blutvergiessen herrscht. In den Bergen Mexikos verborgen lag das glückliche Gartenland Tlalokan, der Wohnsitz der Todten, wo alle Früchte in Fülle vorhanden waren. Dem Columbus beschrieben die Bewohner von Haiti ihr Coaibai, das Paradies der Todten in den reizenden westlichen Thälern ihrer Insel, wo die Seelen, bei Tage zwischen den Felsen verborgen, des Nachts herabkamen, um sich von der köstlichen Frucht des Mamay-Baumes zu nähren. Nach dem Glauben der Chilenen geht die Seele westwärts über das Meer nach Gulcheman, dem Wohnplatze der Todten jenseits der Berge. — Die tonganische Legende erzählt, dass vor langer Zeit ein Boot auf der Rückkehr von Fidschi durch die Gewalt des Sturmes nach Bolotu, der Insel der Götter und Seelen, getrieben wurde, welche in dem Meere nordwestlich von Tonga liegt. Auf dem Gunung Danka, einem Berge in West-Java, befindet sich ein solches irdisches Paradies. — Im classischen Alterthum herrschte der Glaube an ein Paradies auf den Inseln der Seligen im fernen westlichen Ocean.

*Hesiod* erzählt in seinen »Werken und Tagen« von den Halbgöttern des vierten Zeitalters. Als dies Heroengeschlecht dem Tod anheimfiel, gewährte ihnen Zeus an dem Ende der Erde Leben und Heimat, getrennt von den Menschen und fern von den Unsterblichen. Dort herrscht Kronos über sie, und sie wohnen sorglos auf den Inseln der Glücklichen, am Strande des tief aufrauschenden Meeres — selige Helden, für welche das Getreidefeld, dreimal blühend im Jahre, honigsüsse Frucht trägt [17]). Diese Inseln, welche als Wohnort der seligen Geister der Todten bezeichnet werden, identificirte man später mit den elysischen Gefilden. — Noch bis in's Mittelalter lässt sich ein Ueberrest dieses Glaubens verfolgen. Es finden sich Legenden vom irdischen Paradiese, das man als den feuerumgürteten Wohnsitz der Heiligen, die noch nicht zur höchsten Seligkeit erhoben sind, in den äussersten Osten von Asien verlegte, wo Erde und Himmel zusammenstossen. Columbus segelte nach Westen, um »den neuen Himmel und die neue Erde« zu suchen, er fand sie auch, aber anders als er gedacht hatte.

Der Traum war bei der Auffindung dieses Wohnsitzes der Seelen und ihrer Lebensweise nicht minder thätig als bei der Bestimmung ihrer Qualität. Das Paradies ist ein Traumland mit seinen schattenhaften Gemälden ohne Realität, für welche die materielle Wirklichkeit die Vorbilder abgab. Die mehr nüchternen Vorstellungen und Gefühle des Wachens sind idealisirt; alle Genüsse und aller Comfort sind im Paradies in grösster Fülle und die nach den Anschauungen der einzelnen Völker verschiedenen Wünsche erscheinen hier sämmtlich realisirt. Neben der Erinnerung an den Hingeschiedenen steigen andere Vorstellungen in der Seele des Träumenden auf; Empfindungen der verschiedenen Sinne verbinden sich mit Erinnerungsbildern früherer Wahrnehmungen; und es zeigen sich neben der Gestalt des verstorbenen Freundes oder Feindes Landschaftsbilder der verschiedensten Art, die ihre einzelnen Elemente aus der Erfahrung entnehmen, in ihrer Vereinigung aber vielleicht noch nicht geschaut wurden. Nach der Ansicht der Naturvölker nun stattet die Seele des Schlafenden der des verstorbenen Freundes oder Verwandten einen Besuch ab, bewundert die Pracht und Herrlichkeit seines

Wohnortes, verplaudert einige Zeit, isst, trinkt und lebt herrlich und in Freuden, bis sie dem Paradies entrückt und beim Erwachen wieder in diese nüchterne Welt versetzt wird. Der Indianer besucht seine herrlichen Jagdgebiete:

»Wo mit Vögeln alle Sträuche,
Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
Lustig sind gefüllt«, —

der Tonganese seine schattige Insel Bolotu, der Grieche betritt den Hades und schaut die elysischen Gefilde, der Christ erblickt die Höhen des Himmels und die Tiefen der Hölle. Unter den nordamerikanischen Indianern, besonders den Algonkin-Stämmen, sind Erzählungen nicht selten von Menschen, welche im Traume in das Land der Todten reisten und dann zurückkehrten, um ihren Körper wieder zu beleben und zu erzählen, was sie gesehen hätten. Der Mohawk-Indianer beschrieb das schöne Land des Paradieses, wie er es im Traum gesehen; der Schatten des Odjibwäer verfolgt einen weiten und betretenen Pfad, der nach Westen führt, er überschreitet ein tiefes und reissendes Wasser und wenn er in ein Land gelangt, voll Jagd und was der Indianer sonst noch begehrt, so findet er dort auch seine Verwandten in ihrem weiten Wohnsitze. Die Grönländer haben die Hoffnung, dass ihre Seelen ein Leben besser als auf Erden und ohne Ende führen werden. In dem Lande der Seligen herrscht beständiger Sommer, ewig heiterer Sonnenschein und keine Nacht, gutes Wasser und Ueberfluss an Vögeln und Fischen, Fischottern und Rennthieren, die man ohne Schwierigkeit fangen kann oder in einem grossen Kessel kochend findet. Die Yuracarés in Bolivia gehen alle ohne Ausnahme zu einem zukünftigen Leben ein, wo es Jagd im Ueberfluss giebt. Brasilische Waldstämme finden einen herrlichen Wald voll Calabassenbäume und Wild, wo die Seelen der Todten in Seligkeit bei einander leben. Bei einem Stamme in Südwestafrika leben die Seelen in Kalunga weiter, in der Welt, wo es Tag ist wenn hier uns Nacht umfängt, mit einer Fülle von Speise und Trank, Frauen zur Bedienung und Jagd und Tanz zum Zeitvertreibe. — Der Skandinavier wird in Walhalla mit den andern Kriegern an jedem Morgen zum Kampf ausziehen auf die Ebene Odins; dann werden Sieger und Be-

siegte nach dem Kampfe von dem ewigen Eber essen und Meth und Bier mit den Asen trinken. — Nach dem Glauben des Moslem ruhen die Seligen im Paradiese auf Lagern von Gold und Edelstein, bedient von ewig jungen Mädchen, mit Krügen voll Getränk, dessen Geist niemals des Trinkers Kopf beschwert; sie leben unter den dornenlosen Lotusbäumen und Bananen, die bis zur Erde mit Früchten behangen sind, von ihren Lieblingsfrüchten sich nährend und vom Fleisch der seltensten Vögel: bei ihnen sind die Huris mit schönen schwarzen Augen wie Perlen[18]).

Solche freudige Hoffnungen in Bezug auf das Leben nach dem Tode sind jedoch nicht allgemein; es giebt auch düstere Vorstellungen von der Fortdauer der Seele. Besonders erscheint der Aufenthalt der Abgeschiedenen, wenn er unter die Erde verlegt wird, als freudenlos und unangenehm. Nach der Beschreibung der Huronen ist die andere Welt dieser irdischen ganz ähnlich, aber die Seelen stöhnen und jammern Tag und Nacht. — Die Gegend von Mictlan, das unterirdische Land des Hades, wohin die grosse Menge des mexikanischen Volkes, hoch und niedrig, von ihrem Todeslager hinabzusteigen gedachte, war ein Ort, auf den man mit Resignation, aber nicht mit Freudigkeit hinblickte. Unter den Basutos ist die vorherrschende Ansicht die, dass die Todten in schweigsamer Ruhe umherwandeln und weder Freude noch Schmerz empfinden. Eine sittliche Vergeltung giebt es nicht. — Ku-to-men, die andere, aber nicht die bessere Welt der Dahomeer in Afrika, ist der nicht gerade paradiesische Wohnsitz der Schatten. Die Nachbarn der Dahomeer, die Jorubas, sagen einfach: »Ein Winkel in dieser Welt ist besser als ein Winkel in der Welt der Geister«. — Das unterirdische Tuonela, der Wohnsitz der Verstorbenen bei den Finnen, war wie diese Oberwelt; dort schien die Sonne, war Land und Wasser, Wald und Feld, Aecker und Wiesen, dort gab es Bären und Wölfe, Schlangen und Hechte; aber alles war von übler und böser Art, die Wälder dichter und mit reissenden Thieren erfüllt, das Wasser schwarz, die Kornfelder trugen Saat von Schlangenzähnen; dort herrschte der harte und mitleidslose Tuoni, sein grimmiges Weib und sein Sohn mit den eisenspitzigen krummen Fingern, welche über die Todten wachen, dass sie nicht entfliehen. —

Ebenso unerbittlich und finster herrscht nach der Ansicht der Griechen der »festverschliessende« (πυλάρτης) Hades in der Unterwelt, der »furchtbar dumpfigen, vor welcher sich auch die Götter scheuen«. (*Il.* XX. 65). Der Wohnsitz der Abgeschiedenen ist ein finsterer Raum im Innern der Erde, der im äussersten Westen jenseits des Okeanos, wohin die Strahlen der Sonne nicht mehr dringen, einen Eingang und Vorhof hat. Er wird von gewaltigen Strömen umflossen und vor dem Thore hält Kerberos, der vielköpfige, schreckliche Hund die Wacht, welcher die Kommenden ruhig eingehen aber Niemand zurück lässt. — Die Scheinbilder der Todten aber, die kraftlosen, unstäten Gestalten (ἀμενηνὰ κάρηνα), tragen zwar die Züge ihres Lebens und die Wunde ihres Todes, allein sie haben kein Fleisch und Bein, sie schweben, schaaren sich zusammen, wispern und führen ein Schattenleben. Wie der rohe Afrikaner der Jetztzeit, so verschmäht auch der hoch gefeierte Held der Griechen, der schnellfüssige Achilles, ein solches armseliges, schattenhaftes Leben. Das Dasein im Lichte ist ihm das allein wünschenswerthe und die Freude wohnt ihm nur diesseit des Grabes: nicht für alle Schätze der Welt möchte er sein Leben dahingeben, und als gemeiner Lohnarbeiter einem geringen Manne auf Erden zu dienen dünkt ihm besser als im Hades über alle Todten zu herrschen [19]. —

Nicht minder düster ist die Vorstellung der Römer vom Orcus, dem finsteren, Böse und Gute aufnehmenden Todtenreich, in dessen Vorhofe alle am Leben der Menschen nagenden Uebel wohnen. (*Virgil*, Aen. VI. 268 ff. etc.). — In Scheol, dem Wohnsitze der Todten bei den alten Juden, leben die Seelen in Ruhe, aber nicht in allzu erfreulicher. Der Prediger Salomo sagt: »die Lebendigen wissen, dass sie sterben werden, die Todten aber wissen nichts; sie verdienen auch nichts mehr, denn ihr Gedächtniss ist vergessen; dass man sie nicht mehr liebet noch hasset, noch neidet; und haben kein Theil mehr auf der Welt in Allem, das unter der Sonne geschiehet. So gehe hin und iss dein Brod mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Muth, denn dein Werk gefällt Gott. Lass deine Kleider immer weiss sein und lass deinem Haupte Salbe nicht mangeln. Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du lieb hast, so lange du das eitle Leben hast, das dir Gott

unter der Sonne gegeben hat, so lange dein eitles Leben währet; denn das ist dein Theil im Leben und in deiner Arbeit, die du thust unter der Sonne. Alles, was dir vorhanden kommt zu thun, das thue frisch; denn in Scheol, da du hinfährst, ist weder Werk, Kunst, Vernunft noch Weisheit«. (IX. 5 ff.).

*Tylor* meint zwar, dass diese düsteren Vorstellungen »sich weniger durch Traumhaftigkeit als durch Gespenstigkeit auszeichnen«, allein es lässt sich wohl Manches auf Rechnung des Traumes schreiben, der ja bekanntlich auch Unheimliches uns vorführen kann. Die Völker, welche nicht aus melancholischer Anlage oder durch andere Motive bewogen werden, das irdische Leben gering zu schätzen und es als blosse Vorbereitung auf ein besseres Jenseits zu betrachten, geniessen heiter die Freuden dieser Welt und denken nicht gern über dieselbe hinaus. Der Abgeschiedene ist für sie derjenige, welcher die Genüsse des irdischen Daseins entbehren muss, und darob beklagen sie ihn. Diese dunkle Vorstellung von einer freudelosen Fortdauer illustrirt der Traum und führt den Verstorbenen in düsterer Umgebung vor. Es findet ein fehlerhafter Kreislauf statt: Der Naturmensch sieht, was er glaubt, und glaubt, weil er es sieht.

Das Leben der Seele ist in ihren einzelnen Zügen dem irdischen Dasein nachgebildet und entweder zu höherem Glanze erhoben oder zu tieferem Elend erniedrigt. Von einer Belohnung der moralisch Guten und einer Bestrafung der Bösen, einem Unterschied zwischen dem Lande der Seligen und einem von diesem getrennten Orte der Verdammten im Jenseits kennt die unterste Culturstufe im Allgemeinen Nichts[20]). Eine moralische Vergeltungstheorie findet sich erst bei civilisirteren Völkern und ist wohl zum Theil von diesen auf ihre Nachbarn übergegangen. Rangunterschiede erkennen zwar auch die Wilden im Lande der Todten an, aber es ist dies meist keine Vergeltung und Ausgleichung, sondern vielmehr eine Fortsetzung des irdischen Lebens. Herren und Sclaven auf Erden haben auch nach dem Tode ihre verschiedenen Stellungen noch inne, und eine irdische Kaste wird zu einer exclusiven Stellung erhoben. — »Das Luftparadies Raiatea, mit seinen duftenden, ewig blühenden Blumen, seinen vielen Jünglingen und Mädchen, die

in Vollkommenheit strahlen, mit seinen glänzenden Festen und Lustbarkeiten, war nur für die bevorzugten Klassen der Areois und der Häuptlinge bestimmt, welche den Priestern ihre schweren Abgaben bezahlen konnten, aber kaum für das gemeine Volk. Diese Idee erreichte ihren Höhepunkt auf den Tonga-Inseln, wo die Seelen der Vornehmen wieder ihren irdischen Rang in dem Inselparadiese Bolotu einnahmen, während die plebejischen Seelen, wenn sie überhaupt existirten, mit dem plebejischen Leibe, den sie bewohnten, zu Grunde gingen. In Peru, scheint es, kehrten die Inkas nach ihren Wohnsitzen in der Sonne zurück, und die glückliche, ruhige Oberwelt des Himmels war nur für die höheren Klassen da: während ein Aufenthaltsort in der dunklen Unterwelt Cupay oder eine Wanderung in Thierkörper vielleicht für das gemeine Volk bestimmt war; denn feste Kastenunterschiede scheinen, gerade wie in dieser Welt, auch auf das Leben des Peruaners in jener Welt mehr Einfluss gehabt zu haben als die sittliche Aufführung des Einzelnen«. — »Die Guten sind gute Krieger und gute Jäger« sagte ein Pawnee-Häuptling: Muth und Schlauheit, ja zuweilen kannibalische Grausamkeit erscheinen dem Wilden practisch nützlich und gelten ihm deshalb für Tugenden; was hier Ruhm und Glück verleiht, gewährt es auch im Jenseits. — In das glückliche Land Torngarsuks, des grossen Geistes, kamen, wie *Cranz* berichtet, nur solche Grönländer, die zur Arbeit getaugt, grosse Thaten gethan und Walfische und Seehunde gefangen hatten. *Charlevoix* erzählt von den mehr südlichen Indianern, dass sie Anspruch haben, nach dem Tode auf den Prairien ewigen Frühlings jagen zu können, wenn sie hier gute Jäger und Krieger gewesen sind. »Wo *Lescarbot* von dem Glauben der virginischen Indianer spricht, dass die Guten zur Ruhe, die Bösen aber zur Qual gehen werden, bemerkt er zugleich, dass ihre Feinde die Bösen, sie selbst aber die Guten sind, so dass sie nach ihrer Meinung Aussicht haben, nach dem Tode sehr gemächlich zu leben, besonders wenn sie ihr Land gut vertheidigt und ihre Feinde erschlagen haben«. So sagt auch *Jean de Lery* von den rohen Tupinambas in Brasilien, dass sie glauben, die Seelen derer, welche tugendhaft gelebt, das heisst, welche sich ordentlich gerächt und viele Feinde verzehrt

haben, würden hinter die grossen Berge gehen und in schönen Gärten mit den Seelen ihrer Väter tanzen, aber die Seelen der Weichlinge und Unwürdigen, die nicht darnach strebten ihr Land zu schützen, würden in die ewige Pein kommen. Nach dem Glauben der Cariben gehen die Tapferen ihres Volkes nach dem Tode auf die glücklichen Inseln, wo alle guten Früchte wild wachsen, um dort ihre Zeit mit Tanzen und Festmahlen zu verbringen und ihre Feinde, die Arawaken, zu Sklaven zu haben: die Feiglinge aber sollten dort den Arawaken dienen und in einem wüsten unfruchtbaren Lande jenseits der Berge wohnen[21]. — Dem Feigling, dem Geizhals des eigenen Volkes ist der Indianer eben so wenig günstig gesinnt als dem Feinde aus dem Nachbarstamme. Der Hass und die Verachtung des Gemüths lassen des Feindes Seele in nicht gerade angenehmer Situation und Umgebung im Traume erscheinen, das Gefühl des Wachens, dass es dem Hassenswerthen auch in jener Welt schimpflich ergehen müsse, erhält hier seine nähere Illustration, und die »Schattenseiten« der Lebensweise und des Wohnsitzes der verstorbenen Schlechten treten in ihren Einzelheiten vor das Auge.

Wie beim Menschen beobachtet man an den Thieren die Erscheinung von Schlaf und Wachen, Leben und Tod; in Träumen erscheinen auch von ihnen Phantome, und so fehlt denn den niederen Cultur-Classen die Empfindung eines absoluten psychischen Unterschiedes von Mensch und Thier. Die Wilden reden in allem Ernst mit lebendigen oder todten Thieren wie sie mit lebenden oder todten Menschen sprechen würden; sie bringen ihnen Huldigungen dar und bitten sie um Verzeihung, wenn sie die schmerzliche Pflicht erfüllen sie zu jagen und zu tödten. Der Naturmensch plaudert mit einem Pferde als ob es Vernunft hätte; nach seiner Ansicht hat jedes Thier seinen Geist und dieser sein zukünftiges Leben. — Sogar den Pflanzen wird — bei den Gesellschaftsinsulanern, den Dajaks auf Borneo, den Karenen — eine Art von Seele zugeschrieben; aus den buddhistischen Schriften erhellt, dass in der ersten Zeit dieser Religion es ein Gegenstand vieler Streitigkeiten war, ob die Bäume Seelen hätten und ob man ihnen demnach gesetzlich Unrecht thun könnte. Gegenstände, die wir leblos nennen: Pflanzen und Bäume,

Flüsse, Steine und Waffen werden — besonders bei den Algonkinstämmen Nordamerikas, den Insulanern der Fidschi-Gruppe und den Karenen in Birma — als beseelt gedacht; haben sie ja doch nicht minder ein Phantom als der lebendige, denkende Mensch! — Wie viele Völker bei Leichenfeierlichkeiten Opfer von Menschen und Thieren darbringen, um ihre Seelen zum Dienste der Seele des Verstorbenen zu entsenden, so opfern Stämme, die eine Gegenstandsseele annehmen, Gegenstände, um über deren Seele verfügen zu können. Es giebt allerdings Völker, die von einer solchen Theorie Nichts wissen und dennoch mit dem Todten Opfergaben in das Grab legen; hier sind unzweifelhaft andere Motive, wie Abscheu vor Allem, was mit dem Tode zusammenhängt, Symbolik u.s.w. wirksam gewesen, — allein sehr viele Stämme haben die Vorstellung von Gegenstandsseelen, wenn auch nicht in so ausgesprochener Form wie die drei genannten. — Es herrscht die Ansicht vor, dem Verstorbenen eine Wohlthat zu erweisen, sei es aus Liebe, oder aus Furcht ihm zu missfallen und ihn auf seiner langen Reise keinen Mangel leiden zu lassen. — Die Neuseeländer, die Kariben, Eskimos und Patagonier, die Guinea-Neger, Buräten, Tonkinesen, die alten Scythen (*Herod.* IV., 71), Stämme der semitischen und arischen Race opferten auf dem Grabe eines Häuptlings und Helden Sclaven, welche ihm im zukünftigen Leben dienen sollten, und begruben zu demselben Zwecke mit ihm Hunde, Pferde oder Kameele, Waffen und Schmucksachen. Der nordamerikanische Indianer begräbt mit der Leiche des Kriegers »alles was ihn freuen mag«:

»Legt ihm unters Haupt die Beile,
Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
Denn der Weg ist lang;

Auch das Messer, scharf geschliffen,
Das vom Feindeskopf
Rasch mit drei geschickten Griffen
Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu malen,
Steckt ihm in die Hand,
Dass er röthlich möge strahlen
In der Seelen Land«.

In ähnlicher Weise wird eine Frau mit ihrem Ruder, ihrem Kessel und dem Tragriemen für die immerdauernde Last ihres schwer beladenen Lebens bestattet.

Viele solcher Opfernden meinen: wenn die Gegenstände auch im Grabe vermodern oder vom Scheiterhaufen verzehrt werden, so gelangen sie doch auf irgend eine Weise in den Besitz der körperlichen Seelen, denn nicht die materiellen Dinge selbst, sondern ihm entsprechende Schattengestalten werden von ihm gebraucht; ähnlich wie nach *Anticleas* Schilderung bei *Homer* auch des Menschen Körper vom Feuer verzehrt wird, die Seele aber ohne Fleisch und Bein »wie ein Traumbild« in den Hades hinabsteigt (*Odyss.* XI, 219 ff.). — Manche Negerstämme senden dem verstorbenen Häuptling von Zeit zu Zeit neue Bedienung durch Opfer von Sclaven nach; allgemeiner aber ist der Gebrauch die Seelen mit Speisen und Getränken zu versorgen. Unter den turanischen Racen Ostasiens legen die Tschuwaschen Speise und Tischtücher auf das Grab, indem sie sprechen: »Stehe auf in der Nacht, iss dich satt und wische dir mit den Tüchern den Mund!«, während die Tscheremischen einfach sagen: »das ist für dich, da hast du Speise und Trank.« Diese Sitte ist über ganz Südasien verbreitet. Die Chinesen versorgen den eingesargten Verwandten Jahre lang mit Speise als ob er noch am Leben wäre. Der Hindu bietet wie vor Alters dem Todten Leichenkuchen dar, stellt irdene Gefässe mit Wasser zum Baden für ihn vor die Thür und Milch zum Trinken. Der alte Aegypter setzte Vorräthe von Kuchen und gerupfte Enten auf Rohrgestellen in das Grab. Bei den meisten Völkern werden besondere Todtenfeste gefeiert, deren Zeit nach den verschiedenen Gegenden verschieden ist, jedoch mit dem Herbst und dem Ablauf des Jahres, welcher gewöhnlich in die Mitte des Winters oder den Anfang des Frühlings verlegt wird, in Verbindung gebracht zu werden scheint.

Für die Vorstellung, dass der Geist thatsächlich die materielle Nahrung verzehre, finden sich einige Beispiele, vorherrschend scheint aber die weniger materielle Ansicht zu sein, dass die Seelen den Duft oder den Geschmack der Speisen, ihre Essenz oder ihren Geist geniessen. Auch den höchsten Geistern, den Göttern, ist ja der Duft der Speisen angenehm

und man bringt ihnen Opfer in Form von dampfendem Rauche (Vergl. *Homer* Il. I. 317 etc.).

*Tylor* sagt: »Es scheint als ob die Vorstellung von einer menschlichen Seele, einmal von dem Menschen ergriffen, als Typus oder Vorbild gedient hat, nach welchem er nicht nur seine Ideen von anderen Seelen niedrigeren Grades, sondern auch von geistigen Wesen im Allgemeinen gestaltet hat; von dem winzigsten Elfen, der sich im hohen Grase tummelt, bis hinauf zum grossen Geiste, dem himmlischen Schöpfer und Lenker der Welt« (II. S. 110). — Die ähnliche Natur der Seelen und der anderen Geister zeigt sich schon in den neuseeländischen und westindischen Vorstellungen von dem »atua« und dem »cemi«, Wesen, die eine besondere Erklärung verlangen, um zu entscheiden, ob es menschliche Seelen, Dämonen oder Gottheiten einer anderen Klasse sind; und so aufwärts bis zur Angabe des *Philo Judaeus*, dass Seelen, Dämone und Engel sich zwar im Namen unterscheiden, in Wirklichkeit aber ein und dasselbe sind. Es findet sich eine vollständige Uebergangsreihe von Vorstellungen. Oft fürchten wilde Stämme die Seelen der Todten als böswillige Dämonen und schädliche Geister, allgemein aber ist die Manenverehrung, welche die gesellschaftlichen Beziehungen der Welt der Lebenden auch nach dem Tode annimmt. Die todten Vorfahren, jetzt in Gottheiten übergegangen, beschützen noch ihre Familien; der todte Häuptling wacht über seinen Stamm und bewahrt seinen Einfluss. Romulus wurde in der Erinnerung an seine abenteuerliche Kindheit nach dem Tode zu einer römischen Gottheit, die der Gesundheit und Sicherheit kleiner Kinder günstig war; die vorchristlichen Schutzgötter und christlichen Heiligen empfangen von den Menschen Verehrung und greifen in ihre Angelegenheiten ein. — Wie von Seelen, so glaubt man auch von anderen Geistern, dass sie entweder frei in der Welt umherschweifend existiren und handeln können, oder auf längere oder kürzere Zeit in einem materiellen Leibe verkörpert werden. Die Seele des Menschen bewohnt seinen Leib, denkt, spricht und handelt durch ihn, der Einfluss eines zweiten seelenähnlichen Wesens oder eines fremden Geistes kann abnorme Zustände des Körpers und der Seele verursachen; der Besessene schreibt einem persönlichen Geiste die Ursache seiner

Leiden zu [22]). Aber auch in uns ganz leblos erscheinenden Dingen: in Stöcken, Klötzen und Steinen kann der Geist seinen Wohnsitz aufschlagen, sie zu Fetisch-Objecten machen und von ihnen aus wirken. Durch ein geringes Abschnitzen, Ritzen oder mit Farben Bestreichen wird dann ein roher Block oder Stein in ein Götzenbild verwandelt; was zuerst als Symbol einer göttlichen Persönlichkeit erscheint, wird als Wohnsitz des Symbolisirten betrachtet und mit ihm selbst identificirt. Wie das Kind sein Spielzeug als lebend betrachtet und behandelt, so hält auch der Naturmensch das Unorganische für beseelt, die ganze Natur für belebt, von geistigen Wesen bevölkert und beherrscht. Der menschliche Leib lebt und handelt kraft der ihm innewohnenden Seele; nicht anders werden die Vorgänge in der äusseren Welt durch Geister ins Werk gesetzt. Freundlichen oder feindlichen Geistern schreibt er alles Gute und Böse in seinem eigenen Leben und alle auffälligen Vorgänge in der Natur zu; in vertraulichem Verkehr steht er mit den einflussreichen Seelen seiner verstorbenen Vorfahren, mit Geistern von Strom und Wald, von Ebene und Gebirge; die gewaltige leuchtende und erwärmende Sonne, die ungeheure See, welche ihre stolzen Wogen gegen den Strand schlägt, erscheint ihm belebt, und die grossen persönlichen Gottheiten des Himmels und der Erde beschützen nach seinem Glauben alle Dinge die sie hervorbrachten. Einzelne persönliche Naturgeister beherrschen und leiten einzelne Vorgänge in der Natur, bis bei weiterem Fortschreiten der Civilisation ein kräftigeres Streben der Abstraction sich zeigt, der Wirkungskreis mancher Götter sich immer mehr ausdehnt und endlich die ganze Thätigkeit des Universums als von dem Willen eines einzigen allmächtigen Gottes, auf welchen man die Eigenschaften der menschlichen Seele überträgt, abhängig vorgestellt wird [23]).

---

A l l e s w a s d e r T r a u m d e n M e n s c h e n l e h r t, b e s t ä t i g e n d i e i h m v e r w a n d t e n v i s i o n ä r e n Z u s t ä n d e. Den Anblick und Verkehr mit Geistern, welche gewöhnliche Menschen nur im Traume haben, verschaffen sich Visionäre von Fach durch künstliche Mittel. Die Schamanen der Naturvölker rufen durch Fasten, Rausch, Musik und Tanz, Monotonie des Gesanges, fixirte Me-

ditation sowie manche Narcotica jene Extase hervor, in welcher ihnen die Geister erscheinen und die Gottheiten durch ihren Mund den Menschen ihre Orakel verkünden, bis der Zustand ein habitueller und der Priester, wie die Sulus sagen, ein »Traumhaus« wird. — Auf den westindischen Inseln schnupften die Priester das »Cohoba«-Pulver; die Omaguas am Amazonenstrom ziehen durch einen gabelförmigen Röhrenknochen das Curupa-Pulver in die Nase und verursachen dadurch eine Vergiftung von vierundzwanzigstündiger Dauer, während welcher sie ausserordentlichen Visionen unterworfen sind. Die californischen Indianer gaben ihren Kindern narkotische Getränke, um durch die darauf folgenden Visionen Nachricht über ihre Feinde zu bekommen; ähnlich verfuhren die Mundrucus in Brasilien mit ihren Sehern, welchen dann im Traume die Theilnehmer eines Mordes erschienen. Die Indianer von Darien wussten durch Gaben des Samens von Datura sanguinea bei Kindern ein prophetisches Delirium hervorzurufen, worin dieselben verborgene Schätze angaben. In Peru versetzten sich die Priester durch ein Getränk, welches »Tonka« genannt wurde, in einen extatischen Zustand, wenn sie mit den Fetischen redeten. Zu ähnlichen Zwecken wurde der Tabak in Nord- und Südamerika benutzt, indem man den Rauch verschluckte.

Die arischen Völker vergötterten einen giftigen Trank, das Original des göttlichen Soma der Hindus, des Haoma der Parsis. *Plinius* erwähnt Abkochungen von Thalassaegle, welche Delirien und Visionen hervorrufen; dieselben Wirkungen wissen die Orientalen unserer Zeit durch Opium und Haschisch hervorzubringen. Wenn sich der Priester oder Zauberer in Guayana zu seinem Amte vorbereitete, fastete er streng unter fortwährenden Geisselungen, dann tanzte er bis er besinnungslos zu Boden fiel, und wurde durch einen Trank von Tabaksaufguss wieder zum Leben zurückgerufen. Diese Behandlung dauerte fort, bis er endlich in einen habituellen, visionären Zustand gerieth, welcher ihn zu seinem Amte qualificirte. — Die Pythia in Delphi musste sich einige Tage bevor sie den Dreifuss bestieg, durch Fasten vorbereiten und die aus der Kluft aufsteigenden Dünste versetzten die so Vorbereitete in einen visionären Zustand; in Folge dessen stiess sie »von Gott

begeistert« einzelne unzusammenhängende Worte aus, welche die schlauen Priester nach ihrer Weise als »Heraussager«, »Herausdeuter« (προφῆται) deuteten und zu geordneten Sprüchen fügten[24].

In solchen visionären Zuständen wird der Mensch von Geistern besucht und von ihnen begeistert, oder die Seele des Sehers verlässt selbst ihren Körper, um auf Besuch und Kundschaft auszugehen. Der eingeborne Doctor in Australien erhält seine Einweihung, indem er in einer zwei bis drei Tage dauernden Verzückung die Welt der Geister besucht; bei den Khonds erweist der Priester sich als zu seinem Beruf befähigt, indem er einen bis vierzehn Tage in einem schläfrigen, träumenden Zustande bleibt, welcher durch den Aufenthalt seiner Seele bei den Göttern veranlasst ist; die Seele des grönländischen Angekoks verlässt seinen Leib um seinen Familiardämon zu holen; der turanische Schamane liegt in Lethargie, während seine Seele sich entfernt um aus dem Lande der Geister verborgene Weisheit zu holen. Die finnischen Zauberer verstehen sich in eine Art von Betäubung oder Enthusiasmus zu versetzen, aus welchem Zustande sie selbst nicht durch Application des Feuers zu erwecken sind, während ihre Seele umherschweift und verborgene Dinge aufspürt, die sie bei der Rückkehr enthüllt. Im alten Scandinavien liess der Häuptling Ingimund drei Finnen drei Nächte lang in einer Hütte einsperren, damit sie Island besuchen und ihm Nachricht bringen sollten von der Lage des Landes wo er im Begriff war sich anzusiedeln; ihre Leiber wurden starr, sie schickten ihre Seelen auf Kundschaft aus und als sie nach drei Tagen erwachten, gaben sie eine Beschreibung von Vatnsdæl. Die Seele des Hermotimos von Clazomenae ging von Zeit zu Zeit aus, um ferne Gegenden zu besuchen; als man einst seinen Leib auf dem Scheiterhaufen verbrannte, fand die arme Seele bei ihrer Rückkehr keine Wohnung mehr vor. So lernt der Visionär die Qualität der Geister kennen, welche nur er, aber nicht die ihn umgebenden gewöhnlichen Menschen zu sehen vermögen, — die grönländischen Seher schildern die Seele genau so, wie sie ihnen in Visionen erscheint, — er hört ihre Stimme, sieht ihre Bekleidung oder Bewaffnung, erblickt mit

Staunen die Herrlichkeit ihres Wohnortes, des Paradieses, und erfährt ihre Lebensweise[25].

Noch mehr als bei der **Bildung** waren die Visionen und die Besessenheit bei der **Befestigung** und **Verbreitung** religiöser Vorstellungen thätig. Die begeisterten Seher und Seherinnen, welche schauten was den Augen anderer Leute verborgen blieb, und durch deren Mund die Gottheit ihren Willen zu erkennen gab, mussten gewöhnlichen Menschen als bevorzugt erscheinen, ein grosses Ansehen gewinnen und dadurch unbedingten Glauben finden; um so mehr, als ihre Aussagen meist mit dem übereinstimmten und nur klarer und ausführlicher darlegten, was Viele im Traum dunkel und ahnungsweise erkannten. Die Seher waren wie bei den Naturvölkern in der classischen Welt hochgeehrt; dem Teiresias wird noch in der Unterwelt Bewusstsein und Verstand zugeschrieben, während die anderen »wandelnde Schatten« sind (*Odyss.* X. 492). Die Sprüche der Pythia, so zweideutig sie auch sein mochten, hatten den mächtigsten Einfluss auf die Handlungsweise des hellenischen Volkes und waren wie die andern Orakel — zu Dodona, zu Abai in Phocis, zu Aidepsos in Euboea, am Berge Ptoon, zu Hypsiai in Boeotien, zu Argos u. s. w. — ein Hauptmittel, den Glauben der Menge an die olympischen Götter zu befestigen. In der christlichen Kirche haben die Visionen der Apostel und die durch sie wie durch Christus selbst ausgeführten Heilungen von Besessenheit Tausende zu Anhängern des neuen Glaubens gemacht.

*Sprenger*, der besonders auf die Wichtigkeit visionärer Zustände in der Entwickelung der Religionen aufmerksam macht, weist nach, dass einerseits die ältere Religion der Araber in den Sehern oder Visionären von Fach eine Stütze besass, andererseits auch das Prophetenthum *Muhammed's* nichts Anderes war, als die kluge Berechnung eines genievollen Visionärs, der die allen Orientalen in Folge besonderer Nervenconstitution und äusserer Umstände, in ganz besonders hohem Grade aber ihm selbst durch physische und psychische Anlage anhaftende Neigung zu Visionen und zum Glauben an dieselbe benutzte, um seinen Ideen Durchgang zu verschaffen und seinen Landsleuten eine neue Religion zu geben, — dabei aber doch nur, wie jedes wirkliche Genie, aussprach und in be-

stimmten Gedanken Gestalt gab, was das Volk dunkel empfand. Er sagt, dass Muhammed (nach ihm war sein wirklicher Name Mohammad) an einer Krankheit gelitten, die häufiger bei Frauen als bei Männern, doch auch bei diesen vorkomme und von *Schönlein* »hysteria muscularis« genannt werde. Sie characterisire sich nämlich durch abwechselnde Expansion und Contraction der Muskeln u. s. w., und verstecke sich, wie jede Erscheinungsform der Hysterie, vorzüglich hinter andere Krankheiten, welche sonst in dem betreffenden Orte heimisch seien; sie habe daher bei Muhammed die Gestalt des Fiebers angenommen, da in Arabien und den angrenzenden Gegenden besonders das Wechselfieber zu Hause sei. Alle Symptome dieser Krankheit: eine unersättliche Wollust in späteren Lebensjahren, Neigung zum Betrug ohne böse Absicht Jemandem dadurch zu schaden, zu Hallucinationen u. s. w., — hätten sich bei ihm gezeigt, sowie es auch erwiesen sei, dass er zahlreiche schwächere und stärkere epileptische Anfälle gehabt habe; seiner religiösen Stimmung entsprechende lebhafte Träume hätten den ersten Anlass zu dem Prophetenthum gegeben, Hallucinationen endlich ihn in seiner Absicht bestärkt und den Plan zur Ausführung gebracht[26]).

In der christlichen Welt waren bekanntlich das ganze Mittelalter hindurch Visionen, Geistererscheinungen aller Art, Austreibungen von Dämonen und sonstige wunderbare Heilungen an der Tagesordnung. Die Reformation und die fortschreitende Wissenschaft der Medicin zog ihnen allmählich Schranken, — typisch ist der Uebergang in der Irrenanstalt Gheel in Belgien, wohin man früher Mondsüchtige in grosser Zahl brachte, um die Dämonen in der Kirche der St. Dymphana feierlich austreiben zu lassen, während jetzt der Arzt an Stelle des Exorcisten dort sein Amt verrichtet, — und man wusste oft die Geister durch Arzneimittel und ärztliche Behandlung à la Nicolai sehr gut zu bannen. In manchen Gegenden aber schwanden sie nicht so schnell: man bildete eine vollständige »Kunst der Entzückungen« aus und wendete, wenn der Priester Macht sich zu vermindern drohte, dieses abgenutzte Mittel der Erscheinung von Geistern und Jungfrauen immer wieder an, um die verirrten Lämmlein zur Heerde

zurückzuführen, damit sie mit der Zeit zu treuen Schafen würden.

Der Cultus des modernen Schamanenthums, des Spiritualismus, wurde im vorigen Jahrhundert wieder erweckt und befördert durch den Visionär *Swedenborg*, welcher in seinen mittleren Jahren als nüchterner Denker keine Neigung zu dieser Art von Studien zeigte, bis in höherem Alter ekstatische Zustände und Visionen sich bei ihm bemerkbar machten, vielleicht mit durch die Nachwirkung einer heftigen Gemüthserschütterung in Folge einer getäuschten Jugendliebe hervorgerufen. Seine Prophezeiungen beschäftigten die hervorragendsten Köpfe jener Zeit, wie *Herder*, *Wieland*, *Klopstock* und *Kant*; er hat in Bezug auf die Entwicklung gewisser philosophisch-religiöser Ansichten, welche in niederer Cultur blühen, in höherer allmählich schwinden, einen ausserordentlichen Einfluss geübt, und jetzt zählen die Spiritisten in Amerika und England nach Zehntausenden. Wie er meint, lebt die Seele des Menschen nach dem Tode in vollständig menschlicher Form fort und kann schon im irdischen Leben Wanderungen unternehmen, während der Körper in Ruhe bleibt. *Swedenborg* selbst passirte es mehrere Male, und er unterhielt sich dann nach seiner eigenen Aussage mit verstorbenen Verwandten und Freunden, Königen, Fürsten und Gelehrten. Er behauptet fest, es seien keine Fictionen, sondern er habe alles wahrhaftig gesehen und gehört und zwar nicht in einem schlafenden Zustande des Geistes, sondern im völligen Wachen. Seine Anhänger haben den unerschütterlichen Glauben, dass die Welt von mächtigen, denkenden, körperlosen geistigen Wesen wimmele, welche auf die Gedanken der Lebenden und die Materie direct einzuwirken im Stande seien; durch Klopfen und Schreiben machen sich die Geister dem Menschen bemerkbar, geben ihm Rathschläge, lassen ihn einen Blick in die Zukunft thun, theilen ihm die Fähigkeit mit in der Luft zu schweben und lösen unter Umständen seine Fesseln. Wenn ein Indianer, wie *Tylor* (I. S. 155) bemerkt, einer Geistersitzung in London beiwohnte, so würde er das Klopfen, die Geräusche, Stimmen und die anderen physischen Leistungen körperlicher Geister für etwas Gewöhnliches und Selbstverständliches halten, und fremd würde ihm nur sein die Einführung

der Buchstabir- und Schreibkünste, welche einer anderen Civilisationsstufe angehören als auf der er selbst steht.

Der Einfluss visionärer Zustände in der politischen Geschichte tritt klar hervor, wenn man einen Blick wirft auf die Umwälzungen, welche die Weissagungen und Orakel von jeher in der Geschichte der Völker hervorgebracht haben. Apollo hatte durch seine Orakelsprüche den grössten Einfluss auf die öffentlichen Angelegenheiten der Griechen, auf ihre Verfassung, die Wanderung der Stämme und die Gründung von Colonien; er ist Städtegründer und Coloniesender (ἀρχηγέτης, κτίστης). Aber die Aussprüche der Pythia, welche die vielfach fremdem Willen gehorchenden Priester nach ihrer Weise auslegten, zerstörten auch grosse Städte und gewaltige Reiche. Schon *Homer* redet davon, dass zu der Zeit, als Agamemnon das Orakel Apollos befragte, das gewaltige Leid über die Trojaner und Danaer sich »heranwälzte«. Sogar Barbarenvölker ehrten das Delphische Orakel, besonders die lydischen Könige. Freilich musste es Krösus mit Verlust seiner Herrschaft bezahlen, als er den nach Sendung reicher Weihgeschenke erhaltenen Spruch, er würde, wenn er gegen Cyrus ziehe, ein grosses Reich zerstören, zu seinem Vortheil auslegte[27]. — Wie die Assassinen für die paradiesischen Wonnen, von denen sie in der Haschisch-Berauschung einen Vorgeschmack bekommen, jede schreckliche That vollbrachten, so hat der mehr verbreitete Fanatismus der für ihren Glauben kämpfenden Anhänger des Visionärs Muhammed gewaltige Reiche zerstört. — Als später die Heldenjungfrau Jeanne d'Arc die französischen Heere von Sieg zu Sieg führte, die englischen aber vernichtete und den König, wie sie es versprochen, in Rheims zur Krönung einziehen liess, war es die Macht der Visionen und der darin sich kundgebenden göttlichen Sendung eines siebzehnjährigen Mädchens über die Gemüther Aller, welche dem Heere Begeisterung gab und dadurch diese Wunderthaten ermöglichte[28].

Was Visionen zum Ausdruck bringen, bereiten Träume vor; denn allen solchen krankhaften Zuständen gehen äusserst lebhafte Träume voran. Muhammed hatte sehr lebhafte Träume, fragte seine Schüler oft nach den ihrigen und ermunterte sie, alles zu notiren was ihnen darauf begegnet sei; auf diese Weise gewann er Routine in der Traumdeutung, welche sein Ansehen

bei dem Volke noch mehr erhöhte[29]. Seine Nachfolger legten ebenfalls auf Träume einen grossen Werth, und es ist ja bekannt, dass die Traumliteratur der Araber, wie überhaupt der Orientalen ungeheuer mannigfaltig ist.

*Zoroaster* soll, als er den Zend-Avesta schrieb, von Träumen inspirirt gewesen sein. Bei den Griechen hatte man ebenso wie bei den Orientalen Traumausleger von Fach ὀνειροπόλοι, ὀνειροσκόποι, ὀνειρομάντεις)[30]. Diese Auslegungen wurden zwar nur von Einzelnen benutzt, doch haben auch Träume das Geschick ganzer Staaten und Völker entschieden, indem sie das schwankende Gemüth mancher Feldherrn festen Muth fassen liessen und sie zu einer bestimmten Handlungsweise drängten. Der Römer Publius Decius liess sich muthig in ein Treffen ein und versicherte, als er gewarnt wurde, es sei ihm im Traume offenbart worden dass er siegen werde. Augustus hielt, wie Sueton berichtet, viel auf eigene und fremde Träume; vor der Schlacht bei Philippi war er krank und hatte deshalb beschlossen nicht aus seinem Zelte zu gehen, allein da seinem Arzte geträumt hatte er werde siegen, begann er das Treffen[31], ähnlich wie bei Homer der Herrscher Agamemnon auf den Rath eines Traumes das Heer gegen die Trojaner vorrücken lässt. — Ganze Volksstämme sind durch Träume zu Wanderungen veranlasst worden und einzelne Menschen wurden durch sie zu Trägern grosser Pläne und Ideen. Jetzt gründet man die Schlachten freilich auf »Pläne« und nicht auf Träume, man gestattet diesen keinen Einfluss mehr auf die Politik; höchstens sieht des Morgens hie und da eine Schöne in ein Traumbüchlein, lässt durch die darin enthaltene Deutung ihres Traumes die Politik und Diplomatie ihren Anbetern gegenüber bestimmen und versendet nach der von ihm bestimmten Richtung hin die Geschosse ihrer Liebesblicke.

---

## Capitel II.

### Der Traum bei Dichtern und Philosophen.

In der Literatur aller Zeiten und jeder Art finden wir den Traum behandelt, besonders aber in derjenigen, welche derselben Seelenthätigkeit als der Traum selbst, der Phantasie, entsprang. Die Poesie — die epische, lyrische und dramatische, — hat ihn sowie den Schlaf einerseits besungen[32], andrerseits ihn im neckischen Spiele der Vorstellungen und der Bildung von Gedanken nachzuahmen versucht, sei es dass sie die Helden wirklich träumen lässt oder ihr waches Denken in ein träumerisches verwandelt. Der Traum wurde dem Dichter ein gutes Mittel, um neben den Interessen, die des Menschen Geist am Tage erfüllen und sein Denken leiten, die dunklen, im Wachen unter die Oberfläche versunkenen Gedanken und Regungen des Gemüths, die Quellen und Motive, aus denen die Gedanken und Handlungen hervorgehen, ferner die subjectiven Folgen der Handlungen, welche sich als Vorwürfe des Gewissens kund thun, — kurz das, was wir das wahre innere Wesen des Menschen zu nennen pflegen, zu enthüllen. Dadurch erhält der Leser beziehentlich Zuschauer und Zuhörer ein vollständiges Bild von den Characteren, und zweitens erscheint die Schilderung, wenn sonst mit psychologischer Feinheit durchgeführt, vollständig wahr und lässt die Saiten unsres eignen Innern um so lebhafter mitschwingen, weil wir selbst wissen, dass im Traum oft wirklich diese sonst tief unter der Schwelle des Bewusstseins liegenden Vorstellungen und Regungen emportauchen. Eine fernere Wichtigkeit besitzt der Traum für den Dichter insofern, als vermittelst der in demselben ausgesprochenen Gedanken und ihrer Verwirklichung durch die That ein Fortschritt der Handlung herbeigeführt oder

der Helden Vergangenheit geschildert wird, ohne dass eine langweilige Erzählung die Schönheit und Technik des Ganzen gefährdet. So lässt *Homer* die Helden zu den folgenden Handlungen durch den von Zeus selbst entsandten Traum und durch den Besuch der Seelen Abgeschiedener, oder einer die Gestalt eines Menschen annehmenden Gottheit angefeuert werden [33]. Auch *Vergil* bedient sich dieses Mittels (Aen. IV. 554 ff. etc.).

Im deutschen Volksepos, dem Nibelungenlied, ahnen *Kriemhild* und *Ute* das zukünftige Schicksal ihrer Lieben voraus, indem sie symbolische, darauf hindeutende Traumbilder haben. Erstere träumt (1. av.) dass ein von ihr aufgezogener Falke von Aaren zerrissen werde, in der Nacht vor dem Aufbruche zur Jagd, wo Siegfried ermordet wird (16. av.), sieht sie denselben von zwei wilden Schweinen verfolgt, dann zwei Berge auf ihn fallen und ihn zermalmen. Ihre Mutter träumt vor dem Auszuge der Burgunden nach dem Lande der Hunnen (25 av.), dass alle Vögel im Lande todt seien. Allein der praktische, thatkräftige *Hagen* entgegnet, obgleich er das Unglück sicher voraussieht, während es die Frauen nur ahnen, durch den Spott *Gernot's* gereizt und deshalb erst recht zur Reise drängend: »Swer geloubet treumen der enweiz der rehten maere niht ze sagene.« — In den Dichtungen des grossen Seelenkündigers *Shakespeare* spricht der Traum die verborgensten Regungen des Inneren aus und peinigt den ruchlosen Richard III. vor der Schlacht durch furchtbare Schreckensscenen. Die dämonische Lady Macbeth findet keine Ruhe im Schlaf; ihr Gemahl sieht selbst am Tage mitten in der Gesellschaft seiner Umgebung in Sinnestäuschungen seine Schandthat vor sich, er flucht der Kunst des Arztes, weil sie nicht ihn von den Qualen der Erinnerung befreien und die »Furchen des Gehirnes glätten« kann [34]. — Der Spanier *Calderon de la Barca* schrieb ein Schauspiel: »Das Leben ein Traum« [35], und »Der Traum ein Leben« ist der Titel eines dramatischen Märchens von *Grillparzer* [36]; bekannter noch als beide ist *Shakespeare's* »Sommernachtstraum«. In Novelle und Roman findet man den Traum ebenfalls oft aufgenommen [37].

Wenn aber der Dichter, besonders der Lyriker, sich den holden Träumereien selbst hingiebt, ja hingeben muss, und

manche Genies ihre Werke in einer Art von bewusstlosem Zustande, der dem Traum sehr ähnlich war, sollen hervorgebracht haben — wie es schon *Sokrates* bei den Dichtern seiner Zeit fand[38]) — so ist dies anders bei dem Philosophen. Ueber den Traum reflectirend sucht er sein Wesen zu erforschen, die physischen und psychischen Gesetze aufzufinden, welche ihn bedingen, die Ursachen, aus welchen seine einzelnen Elemente hervorgehen, aufzuweisen und die Aehnlichkeit mit dem wachen und normalen Denken einerseits, den verwandten Erscheinungen der Sinnestäuschungen und des Wahnsinns andrerseits, sowie den Unterschied von denselben darzulegen. Damit verschwindet denn der Nimbus des holden Gesellen, sein luftiges, lockeres Leben wird entdeckt, seine Taschenspielerkunst, mit welcher er uns zu dupiren sucht wie sein melancholischer Bruder, der Somnambulismus, durch sein Hinüberschielen zum Wahnsinn erklärt, seine Renommisterei und Uebertreibung erkannt, sein Prophetenthum begrenzt und der unbedingte Glaube an dasselbe wankend gemacht. Freilich war dies nicht zu allen Zeiten bei allen Philosophen der Fall; bei vielen genoss er zu alter und neuer Zeit das Ansehen, welches ihm der Volksglaube beimass. *Sokrates* und sein Schüler *Xenophon* hielten die Träume noch für Wirkungen der Götter, wie sie bei *Homer* erscheinen[39]). *Pythagoras* schrieb den Träumen einen höheren Ursprung zu. *Plato* lehrte, dass die Seele im Traum, wenn der Mensch sich einer guten Lebensweise befleissige, ihre göttliche Natur zeige und höherer Kenntnisse theilhaftig werde[40]). Vielleicht hat die Traumdeutekunst der Aegypter und die Magie der Orientalen, welche diese Männer auf ihren umfassenden Reisen kennen lernten, zur Bildung jener Meinung nicht unerheblich beigetragen. Ihre Schüler folgten der Meinung der Meister. *Aristoteles* war der erste, welcher den Traum zum Gegenstande wirklicher philosophischer Forschung machte; in seiner Schrift »Ueber die Träume und die Wahrsagung im Schlaf« (περὶ ἐνυπνίων καὶ τῆς καθ᾽ ὕπνον μαντικῆς)[41]) thut er manche Aussprüche, welche jetzt noch die fortgeschrittene Naturwissenschaft und Psychologie nur bestätigen können. So sagt er (S. 112 ff.), dass es unwahr sei, wenn man behaupte, die Sinne seien im Schlaf für alle äussere Eindrücke unempfänglich, die letzteren riefen

vielmehr zuweilen Traumvorstellungen hervor (S. 119). — schon *Demokrit* erklärte die Traumbilder durch Vorüberschweben der in Folge der Ausströmung von Atomen aus den Körpern erzeugten Bilder (εἴδωλα), worin ihm *Epicur* im Wesentlichen folgte. Ferner weist er den Einfluss der Nachbilder und Erinnerungsbilder des Gesichtssinns nach (S. 116 ff., 122 ff.), deutet auf die — heute sogenannte — ungewöhnliche Association und passive Apperception im Traum und in den Delirien hin (S. 116) und meint, dass der Traum nicht immer prophetisch sein müsse, es auch in vielen Fällen nicht sei, sowie, dass seine Haupteigenthümlichkeit in der Uebertreibung bestehe (S. 121 ff.). Der Stoiker *Chrysippus* aber nahm an, dass die Träume von den Göttern gesandt würden. *Cicero* lässt im ersten Buche seiner Schrift »Ueber die Weissagung« (de divinatione) durch Quintus alle Beweise der Stoiker für die Wahrheit und Göttlichkeit der verschiedenen Arten der Wahrsagerkunst aufstellen; — im zweiten führt er, mit *Carneades* an Weissagungen nicht glaubend, dessen Einwürfe und seine eigenen dagegen ins Feld, um sie zu entkräften. Dabei macht er die triftige Bemerkung, es sei in Betreff der Weissagungen der Visionäre doch wunderbar, dass die Kranken, welche ihre gesunden menschlichen Sinne eingebüsst, dafür göttliche bekommen hätten und sehen könnten, was gesunde und vernünftige Leute wahrzunehmen nicht im Stande seien[42]. Die Ansicht der Kirchenväter ist ein Gemisch von aristotelisch-philosophischen und religiösen Elementen. *Augustin* erörtert verschiedene Träume seiner Zeitgenossen, in welchen ihnen Verstorbene oder Lebende erschienen: in einem spielt er selbst eine Rolle. Als nämlich einmal einer seiner Schüler, der Rhetor Eulogius aus Carthago, nicht einschlafen konnte, weil er an eine schwierige Stelle in *Cicero's* Rhetorik dachte, erschien *Augustin* im Traum und erklärte sie ihm. Allein *Augustin* meint, es sei jedenfalls nur sein Bild gewesen, denn er selbst war weit entfernt jenseits des Meeres und hatte überhaupt Nichts davon gewusst, noch sich darum gekümmert[43]. — Der berühmte Arzt des Mittelalters, *Paracelsus* (1493—1541), hatte die mystische Ansicht, dass der siderische Theil der Seele über den elementaren oder irdischen im Schlafe die Obmacht gewinne und sich zu den Gestirnen aufschwinge.

— Nicht bedeutend weicht von dieser die Ansicht vieler *Schellingianer* in neuerer Zeit ab, bei welchen sich ein vollständiger Traumcultus ausbildete. *G. H. von Schubert* (1780—1860) nennt den Traum den Grund des Schlafes und Wachens selbst, — den absoluten Ausdruck des Verhältnisses von Geist und Körper, den dem Menschen eingebornen Urgrund[44]. *Troxler* (1780—1866) sagt: das Wachen ist ein Traum der Seele, der Schlaf ein Traum des Leibes. *Krause* bezeichnet den Traum als das reinste und feinste Selbstleben des Geistes ausser den geschichtlichen Beziehungen mit dem menschlichen Leibe, indem der Geist den Leib an den Leib selbst zum Schlaf hingiebt. Anders ist die treffliche Schilderung des Schlafes und Traumes bei dem die Naturphilosophie *Schelling's* mit besonnerer Empirie in Verbindung setzenden *Burdach*, — freilich kann ich seiner Meinung, dass die Seele im Schlaf und Traum in ihr embryonales und foetales Leben zurückkehre, aus später zu erörternden Gründen nicht beistimmen —; ausgezeichnet ist auch die *Purkinje's*[45]. Eine interessante Darstellung mancher Seiten des Traumlebens bietet auch das auf beide letztere sowie auf die Forschungen des französischen Gelehrten *Maury*[46] in diesem Gebiete sich stützende kleine Buch des Herbartianers *L. v. Strümpell*[47]. *Hegel* nennt den Traum ein Schwanken des Geistes zwischen seinem Naturgeiste und seiner vernünftigen Wirklichkeit[48]. Der sich an *Schelling* und *Hegel* anschliessende *J. H. Fichte* spricht in seiner »Anthropologie« die Ansicht aus, dass im Schlafe eine »ideale Entleibung« der Seele stattfinde; durch den Körper h i n d u r c h würde gesehen und gewirkt, »gerade ebenso, wie die magnetischen und elektrischen Kräfte die dazwischen liegenden indifferenten Körper durchdringen, als wenn sie nicht vorhanden wären«. — Eine ähnliche Begeisterung wie die Schellingianer für den Traum und seine Symbolik zeigen in neuester Zeit *Scherner*[49], der in seine Fussstapfen tretende Verfechter der Symbolik auch in der Aesthetik, *J. Volkelt*[50], und, wenn auch in beschränkterem Massstabe, der Arzt *Pfaff*.

---

Schon von Alters her herrscht der Streit zwischen r a t i o n a l e r und e m p i r i s c h e r Psychologie. Während Viele das

reine Denken für den einzigen Weg hielten, auf dem sich Aufschlüsse über die Probleme des Seelenlebens erlangen liessen, erklärten Manche die Seelenlehre für eine Wissenschaft der Erfahrung, ja geradezu für eine Naturwissenschaft. Seitdem *Kant* die Philosophie überhaupt aus ihren kühnen Speculationen zurückführte und sie der Erfahrung zuwandte, hat man der Psychologie als Erfahrungswissenschaft ein innigeres Interesse gewidmet und sie mit der Methode der Naturforschung behandelt. »Wie der Naturforscher immer ausgeht von der Beobachtung der Erscheinungen, die ihm unmittelbar die Natur bietet, so muss auch der Psychologe stets mit den Thatsachen des Bewusstseins den Anfang machen. Aber erst indem er durch das Experiment verändernd eingreift in den Verlauf der psychischen Erscheinungen und den verwickelten Zusammenhang derselben in seine einfacheren Bestandtheile auflöst, gewinnt er einen Einblick in jenen Mechanismus, der im unbewussten Hintergrund der Seele die Anregungen verarbeitet, die aus den äusseren Eindrücken stammen. Es ist der nämliche Weg, den überall der Naturforscher wählt. Indem der Naturforscher von den verwickelten Erscheinungen, die ihm unmittelbar in der äusseren Beobachtung gegeben sind, mit Hülfe des Experimentes zurückgeht auf die einfachen Gesetze, die jene Erscheinungen beherrschen, thut er auch nichts Anderes, als dass er gleichsam den unbewussten Hintergrund des Geschehens dem Auge enthüllt«[51]. Ein weiteres Hülfsmittel neben dem Experimente bildet die Messung, sie findet »die Konstanten der Natur, jene festen Zahlen, die alles Geschehen beherrschen«; letztere geben erst eine Einsicht in die Gesetze des Geschehens. Der Physiker misst die bewegenden Kräfte an den Bewegungen, aus der Beobachtung dieser macht er Rückschlüsse auf die an sich selbst niemals sinnlich wahrnehmbaren Gesetze, nach welchen die Kräfte wirken. So misst man auch die psychischen Functionen an den Wirkungen, die sie hervorbringen oder von denen sie hervorgebracht werden.

Manche experimentelle und messende Untersuchungen im Gebiete des Seelenlebens haben schon alte Naturforscher vorgenommen, aber meist ohne ihre psychologische Bedeutung zu kennen. Erst aus der Physiologie der neueren Zeit zweigte sich die experimentelle Erforschung des Seelenlebens als be-

sonderes Untersuchungsgebiet ab. Nachdem der Physiolog *Ernst Heinrich Weber*, gestützt auf ältere mathematische Untersuchungen das wichtige psycho-physische Gesetz, welches das Verhältniss der Empfindung zu dem sie veranlassenden Reiz angiebt, für einzelne Sinnesgebiete, besonders für das des Tastsinnes aufgefunden, thaten *Renz* und *Wolff*, welche unter *Vierordt's* Leitung gemeinschaftliche Versuche anstellten, die Geltung desselben für den Gehörssinn dar. Den Nachweis aber, dass dieses Gesetz für alle Sinnesgebiete gültig ist, hat erst, von *Volkmann* unterstützt, *Theodor Fechner* geliefert[52]). »Ihm verdankt die Psychologie«, sagt *Wundt*, »die erste umfassende Untersuchung der Sinnesempfindungen vom physikalischen Standpunkte, durch die zu einer exacten Theorie der Empfindungen der Grund gelegt wurde«. — Auch haben die trefflichen physiologischen Untersuchungen von *Helmholtz* über den Gesichts- und Gehörssinn eine grosse psychologische Bedeutung. Von Wichtigkeit für die Psychologie ist ferner die in neuester Zeit fortgeschrittene mikroskopische Erforschung der Sinnesorgane. Durch anatomische und physiologische Hilfsmittel hat man wichtige Aufschlüsse über die Structur und Leistung der Centralorgane des Nervensystems erlangt. Wir wissen jetzt, dass die Anregung des Nervenprocesses durch den äusseren Reiz keine directe Uebertragung lebendiger Bewegungskraft, sondern eine Auslösung gebundener Spannkraft ist, — da die Reizung auf ihrem Wege in der Nervenleitung sich nicht abschwächt sondern anschwillt, — und dass die letzte Quelle für die Erzeugung der Kräfte, welche der Nerv in sich entwickelt, die Stoffe sind, die aus dem Blut in die Substanz des Nerven übergehn. Die chemische Spannkraft dieser Stoffe wird zur lebendigen Kraft jener Nervenbewegungen, die durch den äusseren Reiz ausgelöst werden und die ihrerseits die Empfindung auslösen[53]). Es ist festgestellt, dass die Arbeit des Nerven eines äusserst regen Stoffwechsels zu ihrem Unterhalte bedarf. Die Menge der Stoffe, welche verbraucht und aus dem Organismus ausgeschieden werden, nimmt in Folge der Nerventhätigkeit bedeutend zu, und in entsprechendem Masse wächst die Menge der Stoffe, die zum Wiederersatz erfordert werden. Aus der Energie des Stoffwechsels der Organismen

vermögen wir auf die Energie der Nervenprocesse zurückzuschliessen.

Wenn auf diese Weise die Psychologie in den Naturwissenschaften eine bedeutende Stütze gewann, so ist damit nicht gesagt, dass wir mit Hülfe der letzteren geistige Processe abzuleiten und zu erklären vermöchten. Dies thut der Materialismus: er fasst das Denken nur als eine Eigenschaft des äusseren materiellen Daseins, eine Function des Gehirns auf. Die Beobachtung zu Grunde legend, dass psychische Kräfte immer an ein materielles Substrat gebunden sind, dass sie eine bestimmte Beschaffenheit und Zusammensetzung desselben erfordern und schwinden, wenn die Zusammensetzung bedeutend gestört oder ganz aufgehoben wird, — leitet er das Bewusstsein aus physikalischen und chemischen Processen innerhalb der Nerven ab. So erklärt *Karl Vogt* den Gedanken für eine Secretion des Gehirns: wie die Nieren den Urin, die Leber die Galle, so erzeugt das Gehirn den Gedanken. Es ist jedoch genügend einleuchtend, dass ein greif- sicht- und wägbarer Stoff, wie die Secretion letzterer Organe, mit einem Gedanken nicht im entferntesten zu vergleichen ist. Man kann sich vorstellen, dass, wenn wir ein ungemein scharfes, die jetzigen Instrumente noch weit übertreffendes Mikroskop besässen, die Bewegungen der Molecüle und allerkleinsten Theile der Nerven und des Gehirns (wenn man die Atome nicht als unausgedehnte Kraftcentren fasst) beobachtet werden könnten, welche bei den eine Empfindung begleitenden materiellen Vorgängen stattfinden, aber niemals würden wir mit den leiblichen Augen den daraus resultirenden Gedanken erblicken: die Vorstellung ist nie mit den Sinnen direct wahrzunehmen[54]. Den groben Fehler *K. Vogt's* erkennt denn auch der Materialist *L. Büchner* und liefert in seinem in der Jetztzeit viel gelesenen Werke »Kraft und Stoff« eine andere Erklärung. Er sieht den Gedanken für eine Kraftwirkung der Maschine des menschlichen Organismus an und vergleicht ihn mit dem von der Dampfmaschine erzeugten Effect. »Die Dampfmaschine hat in einem gewissen Sinne Leben und übt als Resultante einer eigenthümlichen Combination mit Kräften begabter Stoffe eine Gesammtwirkung aus, welche wir zu unseren Zwecken benutzen oder verwenden, ohne jedoch diese Wirkung an sich sehen,

riechen, greifen zu können. . . . . In ähnlicher Weise nun wie die Dampfmaschine Bewegung hervorbringt, erzeugt die verwickelte organische Complication kraftbegabter Stoffe im Thierleibe eine Gesammtsumme gewisser Effecte, welche, zu einer Einheit verbunden, von uns Geist, Seele, Gedanke genannt wird. Diese Kräftesumme ist nichts Materielles, kann nicht durch die Sinne unmittelbar wahrgenommen werden, ebensowenig wie jede andere einfache Kraft, Magnetismus, Electricität u. s. w., sondern nur aus ihren Wirkungen erschlossen werden«. — Allein bei der Maschine findet eine Transformirung von Kräften der materiellen Natur statt: Wärme, d. h. die Bewegung der kleinsten Theile, wandelt sich in Bewegung grosser Massen um und leistet Arbeit. Bei der Entstehung des Gedankens aber kann von keiner Transformation materieller Kräfte die Rede sein; es müsste denn eine Kraft im Reiche der äusseren materiellen Natur verschwinden, um im Reiche des Psychischen als Wirkung wieder aufzutauchen. Dies widerspricht jedoch dem Gesetz der Erhaltung der Kraft, welches als Ergebniss der Naturwissenschaft nur die materielle Natur als solche betrifft und besagt, dass innerhalb derselben die Summe aller Spann- und lebendigen Kräfte stets constant bleibt. Die Seele, der Geist steht nur insofern unter diesem Gesetz, als sein materielles Substrat, ein Theil der äusseren Natur, ihm unterworfen ist. »Der Wille, der Gedanke, der ganze Geist sei so frei er will; aber er wird seine Freiheit nicht wider, sondern nur auf Grund der allgemeinen Gesetze der lebendigen Kraft äussern können« sagt *Fechner*[55].

Wenn Viele mit grosser Emphase von der Freiheit des Geistes über die Materie, der Seele über den sie umhüllenden Körper reden, so ist ihnen die Thatsache entgegen zu halten, dass psychische Erscheinungen nur da auftreten, wo sich entsprechende materielle Vorgänge zeigen. Schon im Thierreich hält im Grossen und Ganzen der Grad der geistigen Ausbildung mit der Vollkommenheit der physischen Organisation gleichen Schritt. Bei dem Menschen, der nicht ausserhalb dieser Entwickelungsreihe steht, ist die höhere Ausbildung des Organismus, besonders des Gehirns und Nervensystems, für das geistige Leben von grosser Bedeutung. Ein grösseres, in seinen Windungen u. s. w. reicher entwickeltes Gehirn bildet

die Basis für ein höher entwickeltes Denken. Bei Zerstörung einzelner seiner Partien gehen die psychischen Thätigkeiten nicht mehr so lebhaft vor sich[56]. Die Seele hat diese oder jene Empfindung, wenn die Nerven treffende Schall- oder Lichtwellen und sonstige äussere oder innere materielle Einflüsse in denselben Processe hervorrufen, welche sich bis zum Gehirn fortpflanzen. Die Gefühle sind dann am intensivsten, wenn bedeutende Vorgänge und Veränderungen im Körper stattfinden.

Das Seelische ist nichts Selbständiges neben oder in dem Leibe, sondern es ist mit einem körperlichen Substrate verbunden. Geist und Materie, Seele und Leib, sie sind zwei verschiedene Erscheinungs- oder Betrachtungsweisen eines und desselben Seienden, je nachdem dies durch die äussere oder innere Erfahrung erfasst wird. Mit den Sinnen nimmt man als Körper wahr, was dem Bewusstsein als Seele sich kund giebt: körperliches Substrat und Geist erscheinen aus verschiedenen Standpunkten als verschieden, während sie ihrem Wesen nach eins sind. Da Leib und Seele in ihren Verrichtungen einander parallel gehen und der Veränderung im Einen eine Veränderung im Anderen correspondirt, vergleicht *Leibnitz* das Verhältniss zwischen beiden mit dem zweier Uhren: es kann Jemand die Zeiger beider Uhren so schieben, dass sie immer harmonisch gehen, das ist die occasionalistische Ansicht, nach welcher Gott zu den körperlichen Veränderungen die geistigen und umgekehrt in beständiger Harmonie erzeugt; sie können auch von vorn herein so eingerichtet sein, dass sie, ohne der fortwährenden Nachhülfe zu bedürfen, von selbst immer genau mit einander gehen, das ist die Ansicht von der vorausbestimmten Harmonie derselben. *Leibnitz* hat nun dabei, wie *Fechner* bemerkt, eine Ansicht, und zwar die einfachste, vergessen. »Sie können auch harmonisch mit einander gehen, ja gar niemals aus einander gehen, weil sie gar nicht zwei verschiedene Uhren sind. Damit ist das gemeinsame Bret, die stete Nachhülfe, die Künstlichkeit der ersten Einrichtung erspart. Was dem äusserlich stehenden Beobachter als die organische Uhr mit einem Triebwerke und Gange organischer Räder und Hebel oder als ihr wichtigster und wesentlichster Theil erscheint, erscheint ihr

selbst innerlich ganz anders als ihr eigener Geist mit dem Gange von Empfindungen, Trieben und Gedanken«[57]).

Wenn man somit den Gedanken nicht als eine Eigenschaft der Materie betrachten darf und es der Naturwissenschaft nicht gelingt aus körperlichen Vorgängen geistige Verrichtungen abzuleiten, so sind die Forschungen und Entdeckungen der letzteren doch nicht ohne Bedeutung für die Psychologie. Durch Erforschung der materiellen Ursachen und Wirkungen fällt ein nicht zu unterschätzendes Licht auf den Mechanismus von Ursachen und Wirkungen der ihnen parallel gehenden psychischen Erscheinungen, und durch Erforschung des Psychischen erhält manches im Reiche des Physischen eine bessere Beleuchtung. Aeussere und innere Erfahrung sollen, wie sie bei jedem Menschen sich vereinigt finden, auch in der Wissenschaft mit einander gehen, um sich gegenseitig zu unterstützen. — Wir werden deshalb bei den folgenden Erörterungen die physischen Vorgänge neben den psychischen nicht unberücksichtigt lassen.

---

# Capitel III.

## Die normale und anormale Reproduction der Vorstellungen.

Für unser psychisches Leben ist Nichts von grösserer Bedeutung als die Reproduction, die Fähigkeit, vergangene Eindrücke, welche wir vor längerer oder kürzerer Zeit hatten, wieder in das Bewusstsein zurückzurufen. So intensiv auch eine gegenwärtige Empfindung sein mag, wenn sie den Blickpunkt des Bewusstseins einnimmt und eine mehr oder minder grosse Herrschaft auf das ganze Blickfeld ausübt, so nachhaltig und unvergänglich uns eine Gemüthsstimmung, ein Affect oder eine Leidenschaft erscheint in dem Augenblicke, wo sie den Grundton aller percipirten und appercipirten Vorstellungen bildet und ihnen eine charakteristische Färbung giebt, sodass wir Alles nur wie durch die von ihr gefärbten Brillengläser bald in rosigem Lichte, bald blutig roth, bald schwarz oder auch grau und nebelhaft erblicken, — so behalten sie diese Intensität doch nur kurze Zeit. Die lebhafteste Freude, der quälendste Schmerz verringert sich mit der Zeit; die stärksten Vorstellungen treten vor neuen Eindrücken zurück und sinken unter die Schwelle des Bewusstseins in die Tiefe der Alles begrabenden Lethe. Der Inhalt des Bewusstseins ist in stetem Wechsel; die Vorstellungen, welche heute das Blickfeld desselben erfüllten, erfüllen es zum Theil schon morgen nicht mehr; im Verlauf einiger Zeit hat es sich ganz verändert, einen neuen Typus erhalten, und wir sehen aus ihm heraus, indem wir die neu hinzukommenden Vorstellungen zu den schon im Bewusstsein vorhandenen in Beziehung setzen, die Sachen mit ganz anderen Augen an als früher.

Wie die Gedanken veränderlich sind, so auch die Gefühle. Hass, Liebe, Furcht, Schrecken, Hoffnung, alle Affecte und

Leidenschaften, welche des Menschen Gemüth zu erregen im Stande sind, schwächen sich oder verschwinden mit der Zeit. Was der Mensch geliebt hat, kann er hassen, ja verachten, wenn sich ihm das wahre Wesen des früher vergötterten Wesens unverhüllt zeigt und die Binde von den Augen gerissen wird; was man früher gleichgültig betrachtete lernt man achten und lieben, was man einst zu thun sich gescheut wagt man, und worüber man hätte rasend werden können, darüber lacht man später vielleicht. Wie der Körper in stetigem Stoffwechsel sich verändert, so wandelt sich auch die Seele. Die Jugend hat andere Gedanken und Gefühle als das Alter und die Ideale sind wandelbar. Die Nacht der Vergessenheit umfängt die früheren Leiden und Freuden und der Vergangenheit Glück und Unglück; zwischen das Erdenleben und das Elysium versetzten die Griechen den Fluss Lethe, aus welchem jeder Hingeschiedene trank und dadurch von irdischen Erinnerungen befreit wurde.

Zwar ist dieser stete Wechsel und dieses Vergessen der Sorgen und Leiden, zu welchem der Schlaf und Traum nicht unwesentlich beiträgt, für den Menschen von enormem Werthe; wir würden aus einem Gedankenkreise, in welchen wir uns einmal eingelebt, nicht losmachen können, die stagnirenden Vorstellungen würden zu fixen Ideen und also die Welt zu einem einzigen Tollhaus — wofür es freilich Manche auch jetzt schon halten — werden, wenn es nicht oder auch nur in bedeutend geringerem Grade stattfände. Allein es würden auf der anderen Seite die Vorzüge, die das höher entwickelte Geistesleben aufweist, wegfallen, der grössten Güter würde die Menschheit verlustig gehen, wenn dieser »ewige Fluss« allein herrschte und es kein Mittel gäbe, seine Macht zu bannen und in denselben Fluss noch einmal hinabzusteigen. Dies Mittel aber ist uns glücklicherweise verliehen in der R e p r o d u c t i o n. Mag eine Vorstellung auch tief unter der Schwelle des Bewusstseins liegen, so erhält sie doch zuweilen durch einen in der Gegenwart stattfindenden Eindruck eine »Hülfe«, welche sie wieder über die Schwelle hebt. Dadurch gelingt es uns, Vergangenheit und Gegenwart mit einander zu verknüpfen oder zu vergleichen, perennirende Vorstellungsgruppen zu bilden, welche einen wesentlichen Factor bei der Bildung

unseres Selbstbewusstseins ausmachen und, indem wir diese Gruppen zerlegen und nach neuen Gesichtspunkten sie wieder verbinden und ordnen, relativ neue psychische Gebilde zu gewinnen. So wird erst durch die Reproduction eine Wissenschaft, wie ein Denken überhaupt möglich; weil sie uns verliehen, können uns feste Maximen und Grundsätze das ganze Leben oder wenigstens einen grossen Theil desselben hindurch leiten und unser Handeln bestimmen, durch sie wird ein moralisches Leben begründet. Die mit ihrer Vermittlung gebildeten Vorstellungsgruppen, sowie die einzelnen reproducirten Vorstellungen zerlegt der Philosoph in ihre einzelnen Elemente, sucht Anknüpfungspunkte zu denselben an den Elementen anderer, verbindet sie nach festen logischen Normen und gewinnt dadurch seine Hypothesen, sowie seine fester begründeten Theorien oder Systeme; der Poet führt diese Verbindung nach freieren Regeln aus und gewinnt dadurch seine Phantasiegestalten, wie überhaupt jeder Künstler. So baut der Mensch seine Zukunftspläne und Ideale auf, besonders in der Jugend, so vermag er das Unglück, die Leiden und Sorgen zu ertragen im Hegen von Hoffnungen, so bereitet er seinen Fall schon im Glück vor durch Streben nach Verwirklichung phantastisch gebildeter Wünsche.

Die Fertigkeit in dem Finden neuer Anknüpfungspunkte und der Bildung neuer Combinationen kennzeichnet das Genie, wie andererseits paradoxe Gedankenverbindungen es sind, die zum Wahnsinn führen, — denn schmal, obwohl tief gähnend ist die Kluft, welche beide Gebiete trennt[58]), und oft nur durch die Gunst der äusseren Umstände, die dem Einen gestattet, seine Ideen zu äussern und gleichsam das im Innern sich entwickelnde Gedränge zu mildern, während dies Manchem nicht gewährt ist, wird es verhindert, dass dies innere Drängen und Wogen, durch den Widerstand von aussen her noch verstärkt, das Genie diese Kluft überschreiten lässt und es geistiger Finsterniss entgegenführt.

Die Reproduction nun ist zweierlei Art: entweder sie giebt die frühere Empfindung in etwas verminderter Stärke wieder, dann erscheint sie in der Form der Erinnerung, welche man wohl zuweilen κατ' ἐξοχήν Reproduction nennt, oder sie hebt die Eindrücke früherer Zeit in der Stärke in das Bewusst-

sein, welche sonst nur unmittelbare, gegenwärtige Wahrnehmungen zu haben pflegen, dann wird sie zur Sinnestäuschung (Hallucination oder Illusion).

Die Erinnerung erhält uns den Inhalt der früheren Empfindung, ohne ihn in seine einzelnen Elemente zu zerlegen oder zu verändern, wenigstens im allgemeinen und wesentlichen. Im Grunde nämlich haben wir keine Vorstellung zum zweiten Male ganz so im Bewusstsein als das erste Mal, weil weder in Folge veränderter Gemeingefühle der sie begleitende Gefühlston noch die Vorstellung selbst dieselbe ist, da sie durch andere Einwirkungen, besonders durch unmittelbare Sinnesempfindungen, modificirt wird, — und der Uebergang vom Gedächtniss zur Einbildungskraft liegt im Wesen der ersteren selbst begründet. Ferner tritt bei der normalen Erinnerung das psychologische Moment vor dem physiologischen für uns bedeutend hervor, da wir die dabei stattfindenden materiellen Vorgänge noch nicht genau kennen. Zwar ist es wahrscheinlich, dass bei derselben ausser im Gehirn auch in den betreffenden Sinnesnerven ähnliche Vorgänge, nur in geringerer Intensität als bei unmittelbarer Empfindung stattfinden, [59]) und diese einerseits nach Intensität verschieden sind, je nachdem der Verlauf der Gedanken schneller geht, wo sie vielleicht am wenigsten ausgebreitet und auf ein Minimum reducirt sind, oder langsamer, wo sie dann stärker auftreten, — [60]) andrerseits nicht dieselben sind bei Leuten von starker Einbildungskraft, wie bei *Göthe*, *Joh. Müller* u. s. w., wo sie wohl vom Centrum aus bis an die Peripherie der Nerven sich erstrecken und den Uebergang zur Sinnestäuschung bilden, als bei denen, welchen diese Gabe weniger eigen ist; allein da letzteres bis jetzt noch nicht sichergestellt ist, Andere vielmehr meinen, dass sich die physiologische Reizung nicht über das Centrum ausbreite, so können wir hier nicht festen Fusses das physiologische Gebiet betreten und wenden uns deshalb zur Betrachtung des psychischen Mechanismus.

Hier sind also die die Reproduction veranlassenden Reize psychische, welche meist von der Aufnahme gegenwärtiger Eindrücke ausgehend vermittelst der Gesetze der Association die vergangenen wieder hervorrufen. Diese Gesetze sind folgende: 1) das der Aehnlichkeit, 2) des Contrastes,

3) der räumlichen und zeitlichen Coexistenz, 4) der Succession, — wozu auch noch das des Mittels und Zweckes und das der Ursache und Wirkung kommen; doch können diese letzteren unter das der Succession und zum Theil unter das der Aehnlichkeit subsumirt werden.[61]

Es hebt also eine gegenwärtige Vorstellung eine andere, frühere wieder über die Schwelle des Bewusstseins, deren Inhalt dem ihrigen ähnlich oder von ihm verschieden ist, deren Object in Raum und Zeit in irgend einer Beziehung zu dem ihrigen steht, oder die mit ihr zugleich, auch vorher resp. nachher percipirt wurde. Die Vorstellung eines Zweckes ruft die Vorstellung des dazu zu gebrauchenden Mittels wach wie die des Mittels die des damit zu erreichenden Zweckes; die Perception einer Wirkung reproducirt die Vorstellung der Ursache und umgekehrt. So erinnert uns eine Person, die einem Freunde oder Bekannten von uns ähnlich sieht, an diesen selbst. Das Glück irgend eines Menschen ruft in uns die Vorstellung von dem Elend anderer hervor und unwillkürlich denkt man, wie ganz anders es ist bei denen; umgekehrt erinnert uns die elende Hütte an den Palast, unser eignes sowie fremdes Unglück an das frühere Glück. — *Herodot* erzählt, dass *Xerxes*, da er von einem Hügel am Hellespont seine ungeheure Armee und seine Flotte übersah, vor sich die See mit seinen Schiffen bedeckt und seine Heere über die Küsten und die Gefilde von Abydos verbreitet, sich glücklich pries, darauf aber bei dem Gedanken weinte, dass diese unermessliche Menge innerhalb hundert Jahren vernichtet sein würde[62]).

Gleichartigkeit und Verschiedenheit spielen eine grosse Rolle im psychischen Leben. Die genaue Kenntniss oder Definition eines Dinges besteht in dem Wissen oder Aussagen dessen, was es mit anderen Dingen Gemeinsames oder von ihnen Verschiedenes hat. Indem man unter mehreren einzelnen Wesen oder Dingen das Gleichartige und Aehnliche zusammenfasst, bildet man die Allgemein-Vorstellungen und Begriffe. Man gelangt so zu Abstractionen und zu Vergleichungen, die inductiven Schlüsse und bildlichen Ausdrücke verdanken ihre Entstehung der Association nach Gleichartigkeit. So nennen wir einen verschmitzten Menschen einen Fuchs, einen einfältigen aber Esel; ein unschuldiges Kind wird uns in Folge der Aehnlichkeit zum

Lämmchen, die reizende Dame zum Engel. Klar nennt *Leibnitz* die Vorstellungen, die wir von anderen, deutlich diejenigen, deren Theile wir unterscheiden. Alles erkennen wir richtiger wenn wir den Gegensatz dazu haben und die Empfindungen der Sinne werden, wie man besonders beim Gesichtssinn bemerken kann, durch Contraste lebhafter.

Wenn wir ferner einen Thurm oder ein Haus sehen oder uns daran erinnern, kommt uns auch die Vorstellung der umstehenden Häuser oder des sich davor erstreckenden freien Platzes nebst der darauf befindlichen Gegenstände zum Bewusstsein; dasselbe geschieht, wenn wir einen Vogel von einem Gebäude auffliegen sehen. Der Anblick eines Platzes, auf dem ein Glück uns begegnete oder ein Unfall uns zustiess, erweckt alle ehemaligen Gedanken und alten Gefühle. Derjenige, welcher irgendwie angeregt wird, sich geschichtlicher Daten zu erinnern, ruft dabei die Vorstellungen der zugleich mit den fraglichen Ereignissen eingetretenen, ihnen vorhergegangenen oder nachfolgenden Begebenheiten wach. Auf der Verbindung nach Succession beruhen die geschichtlichen Kenntnisse, und auf ihr sowie der damit verbundenen Muskelbewegung alle Fertigkeiten, die der Mensch sich allmählich aneignen kann. Bekannt ist ihre Wirkung bei dem rein mechanischen Auswendiglernen. Der Schüler kann zuweilen Alles der Reihe nach richtig hersagen, während er Nichts weiss oder sich erst länger besinnen muss, wenn man die Reihenfolge zerstört und Einzelnes fragt.

Eine Axt lässt uns an alles das denken, was damit ausgeführt werden kann und an die Personen, die es ausführen, sowie anderseits irgend ein zusammengesetzter Gegenstand an das, woraus, womit und auf welche Weise er gefertigt ist. Der Anblick einer Wunde führt uns zu der Erinnerung dessen, der sie schlug und womit.

Selbst wenn die Beziehung zwischen Ursache und Wirkung eine nur eingebildete ist, wirkt das Associationsgesetz. Das Geheul eines Hundes, das Geschrei eines Käuzchens, die Erscheinung eines Kometen hat nichts mit einem bevorstehenden Unglück bezw. mit Krieg und Pestilenz zu thun, aber dem Abergläubischen rufen sie diese Vorstellungen ebenso hervor, als wenn sie in Wirklichkeit die Ursachen wären. Der ge-

sellschaftliche Takt beruht auf einer durch die Fertigkeit unbewusst vor sich gehenden Association, indem man vermeidet, das zu sagen und zu thun, von dem man weiss, dass es Anderen nach den bekannten Gesetzen unliebsame Vorstellungen wachruft.

Besonders kommen die Gesetze der Association da zur Anwendung, wo wir allen activen Eingreifens uns enthalten und nicht willkürlich mit der Aufmerksamkeit eine Vorstellung erfassen, sie gesondert in den Blickpunkt des Bewusstseins heben und sie dort längere Zeit zu erhalten suchen, sondern die Vorstellungen, so zu sagen, kommen und gehen lassen, wie es ihnen gefällt. Dies ist aber, wie wir später sehen werden, besonders im Traum und in dem ihnen verwandten, als Träumerei berüchtigten, zuweilen während des Wachens vorkommenden Zustande der Fall. Die grössten Virtuosen der Association aber erzeugt das höhere Stadium des Wahnsinns, wo die Vorstellungen einfach nach ihren Gesetzen an einander gereiht werden, ohne dass sie einen logischen Zusammenhang nachweisen und zu einem vernünftigen Satze, geschweige denn zu einem Urtheile verbunden werden. Es zeigt dies also, dass die Reproduction und Association, obgleich sie die wichtigsten Momente in den psychischen Functionen bilden, wenn sie allein stehen und nicht von einem den Vorstellungsverlauf regelnden vernünftigen Willen und einer activen Apperceptionsgabe begleitet sind, eine höhere Geistesthätigkeit ebenso gut hemmen als fördern können.

Die Vorstellungen folgen nicht nur auf- und nacheinander, sondern sie erscheinen auch gleichzeitig und gehen Verbindungen ein, bei welchen zuweilen die Interessen beider gewahrt bleiben und jede ihre Würde behält, ebenso wie es bei gegenwärtigen gleichzeitigen Eindrücken der Fall ist; letzteres ist die Complication von Sinnesempfindungen, ersteres die Agglutination von Vorstellungen. Aus dieser Verbindung geht eine neue Vorstellung hervor, welche beide oder mehrere andere als untereinander ungestörte Elemente in sich fasst. Das Bild der Axt, welche das des Holzes und des Zimmermanns hervorgerufen hat, verbindet sich mit diesen und es entsteht die zusammengesetzte Vorstellung des von einer Person mit einer Axt ausgeübten Geschäfts des Holzhauens. Da

die Entwickelung der Sprache den psychischen Vorgang reflectirt, so haben wir ein Bild davon in den sogenannten agglutinirenden Sprachen, worunter die chinesische und viele andere gehören. Hier werden die Silben, welche einzelne Gegenstände oder Handlungen bezeichnen, einfach neben einander gesetzt und bilden ein zusammengesetztes Wort. Wir sind jedoch gewohnt, solche Sprachen als niedrig stehende zu bezeichnen, und daraus geht schon hervor, dass die Agglutination nicht immer Anwendung findet, am wenigsten da, wo das Denken schon verdichtet ist. Vielfach nämlich behalten die zusammentreffenden Vorstellungen nicht ihren eigenen Werth, sie gehen innige Verbindungen ein, wo die Seelen beider gleichsam in einander schmelzen; die eine geht in der anderen auf. Bei dieser Verschmelzung der Vorstellungen geben beide, wie es bei jeder innigen Verbindung der Fall sein soll, die sich widersprechenden Eigenschaften auf und suchen sich mehr zu assimiliren und an einander zu schliessen. So entsteht eine neue Vorstellung, welche auch die vorhergehenden als Elemente in sich fasst, aber die Selbstständigkeit derselben beschränkt hat. Auch dies reflectirt sich in der Sprache bei der Zusammensetzung der Wörter, wo die Endungen der einzelnen Bestandtheile verschliffen sind um eine innigere Verbindung möglich zu machen. Endlich giebt es Fälle, wo es nicht zu einer solchen friedlichen Vereinigung kommt. Man soll nicht glauben, dass im Gebiete des Geistes ewige Harmonie und ewiger Friede herrsche, auch hier findet man, dass der Mächtige den Kleinen und Schwachen verdrängt oder verschlingt und oft in recht undankbarer Weise. Denn die reproducirte Vorstellung, welche durch die vielleicht oft wiederholte Erhebung in das Bewusstsein dort ein Anrecht auf einen bleibenden Sitz bei ihrer bedeutenderen physiologischen Disposition gewonnen zu haben glaubt, verdrängt die andere, welche ihre Reproduction veranlasste, sucht sie sich dienstbar und sich ähnlich zu machen oder beseitigt sie einfach, wenn sie zu spröde thut und sich nicht dienstbar machen lassen will. Solche Fälle von Assimilation werden wir bei der Illusion und beim Traume zu betrachten haben. Es ist also hinzuzusetzen, dass solche Fälle der vollständigen Verdrängung oder Beseitigung meist anormale sind. Die Agglutination und

Verschmelzung, bei welcher die active Apperception thätig ist, kommen dagegen fast ausschliesslich im normalen Denken vor.

Bestimmte in obigen Beispielen der Inhalt der Eindrücke die Reproduction, so thut dies in anderen Fällen der Gefühlston. Eine Freude, ein Schmerz oder überhaupt eine stärkere Gemüthsstimmung zieht leise die durch unsichtbare aber feste Fäden mit ihr verbundenen ähnlichen Stimmungen empor[63]. Das Gesetz des Contrastes kann jedoch auch bei Freude den früheren Schmerz und umgekehrt wachrufen. Die reproducirte Vorstellung und Stimmung kehrt dann freilich nicht in der ganzen Stärke wieder, sondern sie haucht die gegenwärtige Stimmung nur leicht an, wie man z. B. von einem elegischen Anhauch der Hoffnung spricht. — *Lucrez* berichtet von den »süssen Klagen« der ältesten Poesie[64]. Die Liebe hat nicht nur Leid nach sich, wie es in einer der Endstrophen des Niebelungenliedes heisst (mit leide was verendet des küneges hôchgezît, als ie diu liebe leide an dem ende gern gît), sondern auch unmittelbar neben und in sich, sie ist »freudvoll und leidvoll«, »ein Langen und Bangen in schwebender Pein«: »himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt«, und doch »glücklich allein ist die Seele die liebt«. Liebe und Hass wohnen eng bei einander, man empfindet eine gewisse Lust bei der Erinnerung vergangener Schmerzen und die Hoffnung ist, wie *Spinoza* richtig bemerkt, nicht ohne Furcht. Das Gruseln ist für das Kind angenehm und unangenehm zugleich. Aehnlich ist das Gefühl, wenn man am warmen Ofen sitzt oder im Bett liegt, während der Sturm und Regen unablässig gegen die Fenster schlägt. — Andromache lächelt mit thränenden Augen (Il. VI. v. 405 u. v. 471), Hamlet empfindet, als er Gewissheit von der Blutschuld seines Oheims erhalten, einen Anflug von Lust und entwickelt einen gewissen Humor. — Das bekannte: »Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil« findet auch in diesem Sinne seine Anwendung. Jedes Gefühl wird durch sein Gegengefühl in seiner eigentlichen Stärke gehoben und das Gemischtsein desselben macht gerade seinen höchsten Genuss für die Seele des Menschen aus, weil sie gleichsam von zwei Seiten erfasst und ganz erfüllt wird[65]. Wie der bei dieser Reproduction stattfindende physiologische Process schwach ist, so ist auch die reproducirte Vorstellung

oder Stimmung eine verhältnissmässig schwache. Während die unmittelbare Empfindung sogleich mit einer gewissen Stärke auftritt, gewinnt sie diese erst allmählich und behält sie nur kurze Zeit. Intensivere Eindrücke werden überhaupt weniger reproducirt als mässige. Des grössten Schmerzes können wir uns nie ganz erinnern, er ruft nur eine mässige Wehmuth hervor. Der Umstand, dass die Freude gewöhnlich mehr Mass hält, ist die Ursache der leicht zu constatirenden Thatsache, dass sie häufiger reproducirt wird.

Die fortwährende Anwendung dieser Gesetze der Association, verbunden mit der Perception und Apperception,[66]) sowie der Verbindung gegenwärtiger Eindrücke macht das Wesen der psychischen Mechanik aus; nicht vereinzelt, sondern fortwährend ohne Rast und Ruh ist schnell hinter einander das eine Mal dies, das andere Mal jenes thätig, und ihre Thätigkeit bildet das Wesen der denkenden Seele,[67]) denn es ist

»Mit der Gedankenfabrik
Wie mit einem Webermeisterstück,
Wo ein Tritt tausend Fäden regt,
Die Schifflein herüber, hinüberschiessen,
Die Fäden ungesehen fliessen,
Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt«.

Die dabei im centralen Nervensystem stattfindende physiologische Reizung dehnt sich zuweilen auch vom sensorischen auf das motorische Gebiet aus. Es ist ja bekannt, dass Vorstellungen der Freude und des Glückes ein unwillkürliches Lächeln, also eine durch Reizung der Muskeln hervorgerufene Bewegung begleitet und dass ebenso unangenehme die Mienen zu strengen und grimmigen werden lassen. Erst der Wille vermag durch Rücksichten der Höflichkeit und des Anstandes, auch wohl der heuchlerischen Verstellung bewogen, diese Wirkung zu beschränken und sie dem Auge weniger sichtbar zu machen. Als anormal kann man es freilich schon bezeichnen, wenn diese Reizung auf dem motorischen Gebiet sich weiter ausbreitet und die motorischen Apparate des Sprachorgans u. s. w. ergreift, so dass die Vorstellungen sofort, sei es in dunklem, unverständlichem Murmeln oder in articulirten verständlichen Lauten geäussert und von den ihnen entsprechenden Gesten begleitet werden.

Wird die Reizung noch stärker, so dass der Unterschied zwischen der reproducirten und der gegenwärtigen Vorstellung gänzlich verschwindet und die erstere der letzteren an Intensität vollständig gleich erscheint, so entsteht die Sinnestäuschung. (Hallucination und Illusion).

Der Uebergang ist oft ein ganz geringer. So lange der Blutandrang nach den Sehnerven bloss die Vorstellung des Roth, die Affection des Hörnerven die eines unbestimmten Summens zur Folge hat, sind die subjectiven Empfindungen rein gefasst; sobald aber das Eine als Blutstropfen, das Andere als Glockengeläute vorgestellt wird, ist die Täuschung fertig. Besonders sind die Phantasiebilder bei Leuten von starker Einbildungskraft zuletzt nicht mehr von der Wirklichkeit zu unterscheiden. *Brierre de Boismont* erzählt die Geschichte eines Malers, der sich der Bilder einmal gesehener Personen so genau erinnerte, dass er nach dem Erinnerungsbild Porträts zu malen vermochte, bald war das Phantasiebild jedoch der Wirklichkeit gleich geworden, und er verfiel in Wahnsinn. — Obgleich bei der Erklärung dieser Erscheinungen die physiologische Seite vorwalten muss, da die gesteigerte Reizbarkeit des Gehirns nicht allein die conditio sine qua non ist, sondern auch so stark vorwaltet, dass sie allein die Ursache der Sinnestäuschung zu sein scheint, so ist doch das psychologische Moment nicht ausser Acht zu lassen. Auch hier hebt eine Vorstellung nach den Gesetzen der Association eine frühere über die Schwelle des Bewusstseins, und da diese reproducirte eine gesteigerte Disposition vorfindet, gewinnt sie die Intensität einer unmittelbaren Wahrnehmung. Der physiologische Hauptfactor bei der Bildung der Hallucination und Illusion ist also die gesteigerte Reizbarkeit des centralen Nervensystems.

Die Hallucinationen sind verschiedener Art; in manchen Fällen bleibt die gesteigerte Reizbarkeit auf das Centrum selbst beschränkt, in anderen dehnt sie sich nach der Peripherie hin aus und bildet so den Uebergang zur Illusion. Die Reizbarkeit des Gehirns kann durch mannigfache Ursachen hervorgerufen sein, die hauptsächlichsten sind die durch Einwirkung von toxischen Substanzen, wie Opium, Haschisch, Alcohol, Belladonna, Datura Stramonium etc. oder auf andere Weise bedingte Blutfülle, Entzündung der Hirnhäute und Hirnrinde, andrer-

seits die durch ungenügende oder gänzlich mangelnde Nahrung veranlasste Blutleere.

Abkochungen des Stechapfels (Datur. Stram.) scheinen eine bedeutende Rolle gespielt zu haben bei den Zaubertränken früherer Zeit; man erzählt von Frauen, die nach dem Genuss gewisser Getränke in einen Zustand von Halbschlaf mit wilden, buhlerischen Teufelsvisionen verfielen und diese nach Ablauf der Vergiftung für die durchlebte Wirklichkeit hielten. *Boerhave* erzählt aus neuerer Zeit einen Fall, wo ein erwachsenes Mädchen im Getränk das Pulver von Stechapfelsamen bekam. In der darauf entstehenden Betäubung gab sie körperliche Aeusserungen eines wüsten, sinnlichen Traumes. — Die Vorstellungen nach dem Genuss der Belladonna sind denen im Säuferdelirium ähnlich; kleine, lebhafte, unangenehme Thiere verfolgen den Deliranten und lassen ihn nie zur Ruhe kommen. — Bei Haschisch-Essern bemerkte man: Steigerung aller Sinnesenergien, angenehmes Farbensehen, Verschwinden des Bodens unter den Füssen, Gefühl des Fliegens durch weite Himmelsräume; eine sehr heitere Gemüthsstimmung offenbarte sich, und oft erscholl heftiges Lachen ohne Grund. Der Reisende *Marco Polo*, welcher um das Jahr 1275 den Orient durchforschte, berichtet, dass in Persien auf der Burg Alamut Hassan Ben Aloadin, der Alte vom Berge genannt, hauste; derselbe wusste eine Schaar Jünglinge dadurch für seine Zwecke zu begeistern, dass er ihnen einen aus Haschisch bereiteten Trank reichen und im Betäubungsschlafe sie in ein Lustschloss bringen liess, wo sie zu raffinirtem Sinnesgenuss erwachten und im Paradies zu sein glaubten. Später wurden sie unter Haschisch-Betäubung wieder in ihre früheren Verhältnisse zurückversetzt und durch Versprechen neuer paradiesischer Wonnen zu Thaten jeglicher Art angefeuert. Diese Haschischin's (assassini) waren höchst gefürchtet. — Eine richtig bemessene Quantität Opium oder Morphium ruft einen Halbschlaf hervor, den oft die lieblichsten Bilder und Empfindungen begleiten[68]). Durch Genuss von Santonin kann man starke Geruchs- und Geschmackshallucinationen hervorrufen[69]). In neuerer Zeit ist der Aether stark in Gebrauch gekommen. Ferner hat man noch die Narcotica: Betel (Charica Betle) und Coca (Erythroxylum peruvianum); Sibirien hat narkotische Pilze, Poly-

nesien Ava, Neugranada und der Himalaya die pomme épineuse, Florida die Apalachine emetica, Nordamerika und Nordeuropa Gagel und Ledum.[70] Alle Narcotica, im Uebermass genossen, haben physische und psychische Degeneration zur Folge.

Fasten erregt, besonders wenn es mit einsamer Beschaulichkeit in Wald oder Wüste und Einöde verbunden ist, ekstatische Zustände. Bei den Indianern Nordamerikas müssen die Knaben und jungen Mädchen mehrere Tage streng fasten, und während dieser Zeit wird auf ihre Träume geachtet. Beim Eintritt der Mannbarkeit zieht sich der junge Indianer an einen einsamen Ort zurück um zu fasten, nachzudenken und zu beten: hier empfängt er visionäre Eindrücke, die ihm seinen Charakter für das Leben aufprägen. Er wartet auf die Erscheinung eines Thieres oder Gegenstandes, der hinfort sein Fetisch oder Schutzgenius wird. Wenn im späteren Leben ein Indianer etwas bedarf fastet er, bis er einen Traum hat, in welchem der Schutzgeist es ihm gewährt. Die nach ihrem Tode als Catherine Wabose bekannt gewordene odschibwäische Prophetin fastete zur Zeit des Eintritts der Pubertät in einem abgeschlossnen Raume, bis sie zum Himmel emporstieg und beim Eintreten den Geist, den glänzenden blauen Himmel erblickte. Die Zauberer der Abiponen, welche nach dem Glauben der Eingebornen Krankheit und Tod anhexen, alles Uebel zufügen oder heilen, entfernte und zukünftige Dinge voraussehen können, erlangen ihre Würde durch Enthaltung von Nahrung. Auf Hayti übte man ebenfalls das Fasten um von den Geistern zukünftige Dinge zu erfahren. Der Malaye, welcher sich unverwundbar machen will, zieht sich mit kärglicher Nahrung in die Einsamkeit des Dschungels zurück, und wenn er am dritten Tage von einem schönen Geiste träumt, der herabsteigt und mit ihm spricht, so ist der Zauber vollbracht. Der Zusammenhang zwischen Fasten und Geisterverkehr ist bei den Sulus so vollkommen anerkannt, dass es fast sprichwörtlich bei ihnen geworden ist: »der fortwährend gefüllte Magen kann keine geheimen Dinge sehen.« Zu einem wohlgenährten Propheten haben sie kein besonderes Vertrauen. Der hinduische Jogi ruft sich durch Fasten einen Zustand hervor, in welchem er die Götter anschaut. Die Pythia in Delphi fastete vor ihrer

Inspiration, und *Galen* bemerkt, dass körperliche Nahrung die Träume deutlicher mache.[71]) Brot und Fleisch würde dem Asketen des Mittelalters manchen Besuch der Engel geraubt haben. Wie *Sprenger* sagt, führen die Moslemen ein viel freieres und interessanteres Leben als unsere Mönche; sie haben nicht das Cölibat, und die Wallfahrten zu Fuss nach Mekka sind ihnen von grossem Nutzen in Bezug auf die Gesundheit.

Oertliche Krankheiten des betreffenden Sinnesorgans, dann krankhafte Zustände des Organismus überhaupt, acute wie chronische, können zur Quelle von Sinnesdelirien werden; jede Erschöpfung in Folge geistiger oder körperlicher Ueberanstrengung verbunden mit psychischer Concentration auf einzelne Vorstellungskreise befördert sie (Luther auf der Wartburg). Manche Gase, wie Stickstoffoxydul und Salpetergas, Räucherungen, wie sie bei manchen magischen Taschenspielerkünsten angewendet werden[72]), rufen die seltsamsten Täuschungen hervor. *Eckartshausen* hatte von einem orientalischen Juden ein Räucherwerk erhalten, welches bewirkte dass gerade das Individuum, was man sehen wollte, im Rauche sich darstellte und zwar ganz deutlich, wie *E.* und sein Freund mit ihm sahen[73]). Uebrigens sind die Sinnestäuschungen, wie alle stärkeren Formen des Wahnsinnes auch erblich[74]).

In allen diesen Fällen scheinen sich Zersetzungsproducte der Gewebe in der Hirnrinde anzusammeln und die Reizbarkeit desselben zu erhöhen bezw. Reizung selbst hervorzubringen[75]). Obgleich die Form der Hallucination, ob sie als Gesichts- oder Gehörstäuschung u. s. w. erscheint, zweifellos von dem Ort der centralen Reizung abhängt, so ist doch eine Localisirung der Reizbarkeit als Disposition für die Phantasmen der einzelnen Sinne bis jetzt noch nicht gelungen. *Schroeder van der Kolk* versuchte es und betrachtete, indem er die Perception für Anhäufung von Zellen in der Nähe der Sinnesnervenwurzeln hielt, die Apperception aber durch die Zellen der Hirnrinde vor sich gehen liess, die Reizung der letzteren als gewöhnliches Phantasiebild, die der Perceptionszellen einzelner Nerven als Hallucinationen der betreffenden Sinne. Doch *Wundt* hält es für wahrscheinlicher dass alle Phantasmen in der Grosshirnrinde ihren Ursprung haben.

Am meisten sind den Hallucinationen ausgesetzt die soge-

nannten höhern Sinne, Gesicht und Gehör, weniger der Tastsinn und am wenigsten Geruch und Geschmack. Die Hallucinationen des Gesichtssinns bezeichnet man mit dem Namen Visionen; sie werden oft hervorgerufen durch längeren Aufenthalt im Finsteren, wie die des Gehörs durch lange Einzelhaft; in beiden Fällen findet das Sinnesorgan keine Anregung und es sammelt sich eine Menge von Spannkraft an, welche scheinbar ohne physiologische Anregung zur lebendigen wird[76]. Ebenso wie zu wenig kann zu viel Uebung der Sinnesorgane Hallucinationen hervorrufen, wie ja bekanntlich Maler am meisten zu Visionen, Musiker zu Gehörsphantasmen disponirt sind. *Henle* und *H. Meyer* beobachteten, dass ihnen mikroskopische Objecte, die sie während des Tages untersucht hatten, mit voller Lebendigkeit im dunkeln Gesichtsfelde auftauchten[77].

Einen eigenthümlichen Fall theilt *Lazarus* mit[78]. »Auf der Terrasse von Rigi-Kaltbad«, so erzählt er, »war ich an einem sonnenhellen Nachmittag mit dem Versuch beschäftigt, in der gegenüberliegenden mächtigen Gebirgswand, welche von den Gletschern Titles, Uri-Rothstock u. s. w. gekrönt wird, den sogenannten »Waldbruder«, einen frei aus der Wand aufragenden Felsen mit unbewaffneten Augen zu entdecken. Abwechselnd durch das Fernrohr, das ihn deutlich erkennen lässt, und mit blossen Augen sehend, wollte es mir gleichwohl nicht gelingen, ihn ohne Glas aufzufinden. Ich mochte meine Augen 6—10 Minuten mit solcher straffen Spannung auf das Gebirge, dessen Färbung in den verschiedenen Theilen je nach Höhe und Vertiefung zwischen Violett, Braun und Schwarzgrau schwankte, vergeblich ermüdet haben, als ich abliess und mich von der Stelle bewegte. In demselben Moment sah ich — ich kann mich nicht erinnern, ob bei offenen oder geschlossenen Augen — einen meiner entfernten Freunde als Leiche vor mir. . . . . In dem vorliegenden Fall nun legte ich mir sofort die Frage vor, wie kommst du auf diesen deinen entfernten Freund? es mochten wenige Secunden vergangen sein, als ich bereits den durch das Suchen des Waldbruders abgerissenen Faden des Vorstellungslaufes wieder erhascht hatte und mit der grössten Leichtigkeit das Anreihen dieses Freundes an den Gedankenlauf als einfache Nothwendigkeit erkannte. Hatte ich die Erinnerung an den Freund natürlich erklärt, so trat nun der

Umstand, dass ich ihn als Leiche gesehen, nicht blos als eine Frage, sondern geradezu als ein Problem auf. In diesem Moment schloss ich — ob nach allgemeiner Gewohnheit beim suchenden Nachdenken, ob in Folge der vorangegangenen Ermüdung der Augen, das weiss ich nicht — ich schloss die Augen, und jetzt sah ich das ganze Gesichtsfeld in beträchtlicher Ausdehnung von derselben leichenhaften Färbung — grüngelbes Grau — erfüllt. Sofort hielt ich dies für den Erklärungsgrund der Ahnungsvorstellung und versuchte mir andere Personen aus der Erinnerung vorzustellen, und in der That auch diese — erschienen mir als Leichen; stehend, sitzend, wie ich wollte, hatten sie ganz die Leichenfarbe. — Nicht alle Personen, die ich versuchend sehen wollte, erschienen mir als Bilder. Bei geöffneten Augen sah ich die Bilder gar nicht, oder verschwindend unbestimmt in der Farbe. Als ich dann noch zu der Frage kam, wie sich die Bilder der Personen zu dem umgebenden ebenfalls gefärbten Gesichtsfeld verhielten, wodurch die Umrisse gebildet werden, ob Gesicht und bekleideter Körper verschieden wären —? da war es schon zu spät, oder der Einfluss der suchenden Reflexion war zu mächtig, alles verblasste schnell und das subjective Phänomen, das doch einige Minuten gedauert haben mag, war vorüber. . . . . Von der vorangegangenen starken Erregung des Opticus und der damit verbundenen Rückwirkung auf das Centralorgan mag es abgehangen haben, dass überhaupt erinnerte Vorstellungen wie wirkliche Bilder in ihren Umrissen vergegenwärtigt wurden, so dass die centrale Erregung gleichsam bis an die Peripherie heranreichte, und die hier vorhandene Complementärfarbe erfüllte jene Umrisse mit ihrer specifischen Bedeutung, indem sie nunmehr vom Cemtralorgan wiederum erfasst, als Leichenfarbe appercipirt wurde«. *Lazarus* bemerkt noch (S. 120), seine Augen seien gesund und weittragend, bei anhaltendem Regenwetter empfinde er jedoch leicht eine grössere Reizbarkeit und fast einen Druck in den Augen. Erinnerungsbilder sehe er fast immer nach seinem Belieben und besonders in (durch gute Gesellschaft und bei einer Flasche Wein) erregten Zuständen mit einer an sinnliche Wahrnehmung grenzenden Deutlichkeit und Lebendigkeit.

Die bis jetzt berichtete Art der Hallucinationen zeigt sich

vorzugsweise dann, wenn die betreffenden Sinnesorgane von der äusseren Einwirkung fern gehalten werden; es giebt aber auch Fälle — an welche das letzte Beispiel streift — wo Hallucinationen selbst dann auftreten, wo die Verbindung mit der Aussenwelt nicht gestört ist. Es geschieht dies, wenn die centrale Reizbarkeit den oben erwähnten höheren Grad erreicht und sich nach der Peripherie hin ausbreitet, wo Visionen am hellen Tage bei geöffneten Augen und Gehörshallucinationen mitten im Lärm und Geräusch der Umgebung entstehen. — *Nicolai* sah das ganze Zimmer voll Geister, bis bei Ermässigung des Reizzustandes der Hirnrinde die Erscheinungen allmählich verblassten und aufhörten. Geisteskranke sehen grosse Licht- und Feuermassen, welche Erscheinung nach der Gedankenrichtung eines jeden verschieden ausgelegt wird: einige glauben sich im Himmel und sehen die Herrlichkeit Gottes, andere wähnen sich von den Flammen der Hölle umgeben.

Dabei ereignet es sich oft, dass die äusseren wirklichen Eindrücke sich den durch sie reproducirten Vorstellungen assimiliren, mit ihnen sich vereinigen und ein neues gemischtes Phantasma erzeugen. Wird in diesem Gebild der von aussen gekommene Eindruck vom subjectiven reproducirten Elemente beherrscht und seinem Inhalte nach bestimmt, so nennt man dasselbe eine Illusion, und wir finden somit, dass wie zwischen Erinnerung und Phantasie, so zwischen Hallucination und Illusion keine ganz feste Grenze existirt, sondern beide Erscheinungsarten sich berühren und in einander übergehen. Viele Täuschungen, bei welchen kein äusserer Grund vorzuliegen scheint, lassen sich bei genauer Beobachtung auf solche zurückführen und sind als Illusionen zu betrachten. Bei Wanderungen in der Wüste wird der Geist durch die elastische Luft ungemein angeregt; da die Umgebung aber zu monoton ist um neue Bilder zu schaffen, werden vergangene Eindrücke lebhaft reproducirt und es entstehen so die Gehörstäuschungen (Hâtif) und Visionen (Ragl). Der Reisende hört Stimmen und sieht Bilder; letztere haben in den nebelhaften Dünsten und in der Brechung des Lichtes ihren Grund.

Doch sind nicht alle Illusionen so schlimmer Natur, dass wir in ihnen einen so hohen Grad gesteigerter Reizbarkeit vor uns hätten; dies sind nur die sogenannten phantasti-

schen Illusionen. Neben ihnen findet man aber, und zwar weit häufiger, die physiologischen, welche auch bei normaler Disposition des Nervensystems vorkommen. Solcherlei Art sind die Fälle, wo der Corrector den Fehler übersieht, weil er seine unvollständige Gesichtsempfindung durch die reproducirte Vorstellung des richtigen Wortes ergänzt, oder wo aus denselben Gründen der Zuschauer im Theater die rohen Umrisse einer Landschaft der Decoration für naturgetreu hält. Bei träumerischem Anblicken der Wolken sieht man oft allerlei Gestalten darin. *Joh. Müller* erzählt, dass er sich in seiner Kindheit lange damit beschäftigt habe, in der theilweise geschwärzten und gesprungenen Kalkbekleidung eines dem Fenster seiner Wohnung gegenüberliegenden Hauses die Umrisse der verschiedensten Gesichte zu sehen, welche Andere natürlich nicht darin erkennen wollten. Die phantastischen Naturgestalten schildert *Goethe* in der Blocksbergscene:

> Seh' die Bäume hinter Bäumen,
> Wie sie schnell vorüberrücken,
> Und die Klippen, die sich bücken,
> Und die langen Felsennasen,
> Wie sie schnarchen, wie sie blasen!

Ein interessantes Beispiel von normaler Illusion erzählt *Spitta* (S. 125): »Ich wohnte mehrere Jahre lang in Berlin dicht an der dortigen Parochialkirche und hörte alltäglich das Glockenspiel vom Thurme derselben, welches im Wechsel der Monate immer einen bestimmten Choral stündlich abspielte. Als ich mich nun, lange nachdem ich Berlin verlassen hatte, bei meinen Eltern am Starnberger See befand und eines Tages an seinem Ufer einsam entlang spazierte, hörte ich plötzlich das Glockenspiel ganz deutlich, wie es in gewohnter Weise den Choral: »Wer nur den lieben Gott lässt walten« abspielte und zwar mit allen den üblichen Vor- und Nachklängen. Als ich nun durch sofortige Ueberlegung dieses Bild hatte schwinden machen, hörte ich in Wirklichkeit nichts Anderes, als das ferne Läuten einer Kirchglocke, welches über den See hinzitterte«.

Besonders zeigen sich Illusionen da, wo die Eindrücke unbestimmt sind, weil dann die reproducirten Vorstellungen leicht die Macht erringen. In der Dämmerung und der Nacht

wird dem Gespenstergläubigen ein Stein oder ein Baumstumpf zur Spukgestalt, und im Rauschen der Blätter hört er unheimliche Stimmen. Bei normaler Disposition ist das spannende Gefühl der Erwartung den Sinnestäuschungen günstig: die Eindrücke werden anticipirt und es ergötzt sich ein sehnendes Herz »mit süssen Bildern wesenlos zu spielen«[79]. Jeder Affect, der die Reproduction verstärkt, so dass sie sich lebhaft vordrängt, ist von Wirkung, denn vorzugsweise Furchtsame sehen Gespenster. Ebenso ist der Einfluss geläufiger Associationen nicht zu verkennen; die Gespenstergläubigen zeichnen mit Vorliebe einen kürzlich Verstorbenen in die Schattenbilder der Nacht. *Lazarus* erzählt[80] nach Dr. Moore: »Die ganze Bemannung eines Schiffes war erschreckt durch das Gespenst des Kochs, welcher einige Tage zuvor gestorben war. Er wurde von Allen deutlich gesehen, wie er auf dem Wasser mit dem eigenthümlichen Hinken ging, durch welches er gekennzeichnet war, da eins seiner Beine kürzer gewesen als das andere. Der Koch, so völlig erkannt, erwies sich dann doch als ein Stück von einem alten Wrack«.

Jede wissenschaftliche Hypothese beruht eigentlich auf Illusion, insofern auch hier das Objective, Gegebene durch das Subjective beherrscht, seinem Inhalte nach bestimmt und ausgedeutet wird, ohne dass oft ein äusserer Anhalt dazu vorhanden ist. Bekanntlich trägt man viel in die Ansichten früherer Philosophen hinein, und *Hegel* wusste in seinen Illusionen sogar einen streng logischen Zusammenhang zwischen den einzelnen Systemen zu finden. Viele schwärmen für das idyllische Leben der Naturmenschen, ohne zu beachten, dass sie ihre eigenen Gedanken und Gefühle, welche sie der Cultur verdanken, in jene Zustände übertragen und dort Genüsse vermuthen, von denen nur der Cultivirte eine Ahnung hat. Ja, die gesammte sinnliche Welt-Auffassung des gewöhnlichen Menschen ist eine grosse fortgesetzte Illusion: Farben und Töne, die doch erst in uns sich bilden, legen wir den äussern Dingen bei, die der Physiker nur ansehen kann als ein Aggregat bewegter oder ruhiger Elemente um uns, weder hell noch finster, weder laut noch still. Wir tragen Vieles in unsere Umgebung hinein, was wir von ihr zu empfangen wähnen.

Krankhaft wird die Illusion, wenn die Reizbarkeit so steigt,

dass die Sinnesempfindungen in hohem Grade verstärkt und phantastisch verändert werden. Der zu Gehörstäuschungen Disponirte hält dann das Pochen an der Thür für Donner, das Sausen des Windes für himmlische Musik; ein Geräusch auf der Treppe wird den Gerichtsdienern zugeschrieben, welche ihn verhaften wollen, im Gespräche Anderer glaubt er auf ihn gerichtete Schimpfworte zu hören. Weibliche Kranke beklagen sich bitter über lose Reden und Unanständigkeiten, die sie hören müssten. Die Gehörsphantasmen sind nicht ganz so häufig wie die des Gesichts und weisen meist auf eine schwere, weniger heilbare Gehirnaffection hin; besonders will man sie in Verbindung mit Unterleibs- und Genitalien-Krankheiten beobachtet haben —[81]. Der mit Illusionen des Gesichtssinns Behaftete erschliesst eine tödtliche Feindschaft der ihm Begegnenden aus ihren Blicken und hält Bäume oder Felsen für ihn bedrohende gigantische Gestalten. Ein Herr, der von hypochondrischer Melancholie befallen war, schlug beständig mit seinem Stocke auf die Möbel seines Zimmers, um so mehr, je schneller er ging; er hielt den Schatten, welchen er warf, für Ratten. — Beim Geruchssinn sind Hallucinationen und Illusionen selten, doch kommen letztere noch mehr vor als erstere; sie verursachen den Wahn, in einer vergifteten Atmosphäre zu leben und von Leichen umgeben zu sein. Beim Geschmackssinn, wo sie ebenfalls seltener auftreten, sind beide nicht mehr zu unterscheiden; die Delirien gehen hier meist nach der unangenehmen Seite hin und man findet nur sehr wenig Fälle von angenehmen Geschmacksempfindungen und vermeintlichen Genüssen von Delicatessen. — Häufig dagegen sind die Illusionen der Hautempfindungen und des Gemeingefühls. Anfangs werden die schmerzhaften Empfindungen von den Kranken mit analogen Vorgängen nur auf phantastische Weise verglichen. Die Hypochondristen sagen, es sei ihnen, als ob Schlangen an der Haut liefen, Frösche im Unterleibe sich befänden, als ob in der Brusthöhle ein Vogel pfiffe oder ein junger Hund im Kopfe Wasser schlürfe. Die anfängliche Vergleichung wird aber bei starkem und anhaltendem Fortbestehen jener Empfindungen unter dem Einfluss äusserer günstiger Umstände und innerlich zunehmender Verstimmung bald zum ausgebildeten Wahn. Bei einzelnen Schmer-

zen in der Haut glaubt der Kranke gestochen oder geprügelt zu werden; bei abnormen Abdominalsensationen entwickelt sich die Idee, dass der Teufel sich im Unterleibe befände oder das jüngste Gericht dort vor sich gehe. Ein Kranker in Winnenthal schrie monatelang: »Hör' auf und lass mich gehen!« Er glaubte bald von einem Wesen, das ihm im Bauch sitze, gequält, bald von imaginären Ochsen mit den Hörnern gestossen zu werden.

Die verschiedensten Formen des Besessenseins entstehen auf diese Weise. Dem Einen hat sich der Bauch in eine Menagerie lebender Thiere, dem Andern in eine Caserne oder gar in ein Schlachtfeld verwandelt. Bald kriechen Schlangen, Eidechsen und Insecten, bald hüpfen Frösche und Heuschrecken darin umher, oder es tummeln sich dort sieben Reiter. Das eine Mal spielen darin die Geschichten des neuen Testaments, die Kreuzigung Christi, das Martyrium der Apostel und Heiligen, das andre Mal wird ein ganzes Regiment Soldaten einquartiert. Bei Diesem wird ein päpstliches Concil in bester Form abgehalten, bei Jenem rast eine Cohorte Teufel im Leibe um ihn zu zerreissen und zu zerfleischen. — Auf Abnormitäten der Hautempfindung, Hyperästhesie und Anästhesie, die vorzugsweise bei der Melancholie vorkommen, beruhen die Ideen, dass der Leib aus Glas oder aus einem anderen Stoffe bestehe. — Sexuelle Illusionen erregen bei männlichen Kranken den Wahn, von anderen zu Ausschweifungen angetrieben zu werden, bei weiblichen den, der Schwangerschaft, geschlechtlichen Vereinigung mit einem imaginären Geliebten oder auch gar mit dem Teufel u. s. w.

*Jean Paul* meint zwar, dass Täuschungen verschiedener Sinne selten zugleich vorkämen[82]), doch sind die Schriften, die über den Irrsinn handeln, reich an Beispielen, wo Hallucinationen und Illusionen mehrerer, ja aller Sinne zugleich vorkamen. Die eine Täuschung ruft die andre hervor, und Manchem scheinen die Frösche im Magen noch zu quaken. Ein Mann kehrte Abends bei Mondschein von einer Fussreise, auf der er sich ziemlich ermüdet hatte, zurück. Auf einmal war es ihm, als ob er ein grosses drachenartiges Thier sich in einem mit Wasser gefüllten Graben der Chaussee wälzen sehe. Er gerieth in die heftigste Angst und fühlte sich sogleich von dem Thier

an der rechten Schulter sehr schmerzhaft gepackt; doch konnte er — wie er meinte — sich durch Laufen retten. Er verfiel unmittelbar darauf in eine Krankheit, die sich bald als ein die ganze rechte Brusthälfte füllendes, rechtsseitiges Pleuraexsudat herausstellte, an dem er nach mehreren Monaten starb[83]).

Alle bisher berührten Arten der Reproduction, die normalen und anormalen, bei weitem am meisten aber die letzteren, kommen zur Geltung im Traum, welcher die im Schlafe fortdauernde Seelenthätigkeit bildet[84]).

---

## Capitel IV.

### Die Ursachen und Eigenthümlichkeiten des Schlafes.

Unter den Ursachen, welche den Schlaf bedingen, sind nähere und entferntere zu unterscheiden. Von den entfernteren ist vor allen zu nennen die Periodicität, welche wir nicht nur im Schlaf und Wachen sowie in zahlreichen organischen Functionen des Individuums, dem Herzschlag, der Athmung, dem Gang der Körperwärme, den Absonderungsverhältnissen der Secretionsstoffe, sondern auch in der Natur überall verbreitet finden.

Es giebt gleichsam eine Fluth und Ebbe der Gedanken, bald drängen sie sich in Fülle und grosser Lebhaftigkeit auf, bald zeigen sie sich nur vereinzelt und bewegen sich träge; wenn die Selbstthäthigkeit in freiem Schaffen ermüdet, tritt eine Sehnsucht nach neuem Empfangen ein, Aufnahme und Productivität müssen so mit einander wechseln. — Wie die Gemüthserregungen selbst nach dem Gesetze des Contrastes wechseln und auf Freude oft Schwermuth und Thränen, auf ungebunden und fröhlich durchschwärmte Stunden ein Gefühl der Leere folgt, so wird auch das Verhältniss jedes Einzelnen zu denselben, der Stärkegrad der Gefühlsdisposition, periodisch ein anderer. Erzwungene Versuche mancher Poesie, uns durch beständige Versenkung in die Mystik und Romantik der Naturerscheinungen zu unterhalten, versetzen uns in Missstimmung und Unbehagen, denn unser Herz begehrt nicht immer Symbole und Gleichnisse, sondern oft das volle warme Leben, und es dürstet förmlich nach Wirklichkeit. Man kann an sich selbst beobachten, dass man bald mehr zum Gefühlsleben, bald zum theoretischen Denken hinneigt. »Jeder Tag bildet eigentlich für einen Jeden ein solches Räthsel, indem bald die psychischen

Thätigkeiten rascher, kräftiger, richtiger vor sich gehen, bald schlaffer erscheinen und mehr zurückgedrängt und ihre Kraft durch den störenden Einfluss durchgehender Vorstellungen gehemmt wird, in manchen Fällen ein sinnlicher Reiz obsiegt, der in andern mit Leichtigkeit überwunden wird, und das zu begreifen und in Formeln zu bringen scheint unmöglich«[85]. Die geschlechtlichen Verhältnisse zeigen eine gewisse Periodicität, ebenso die Krankheiten, physische wie psychische. *Forster* bemerkte alle 27 oder 28 Tage eine Irritabilitätsperiode, schwächere alle 14 Tage. »Alle Menschen werden nach Massgabe der Empfindlichkeit ihres Nervensystems in dieser Zeit afficirt, die nervös Leidenden, besonders Wahnsinnige und unter diesen namentlich melancholische am meisten«[86]. Allzuweit ging freilich auch hierin die mystische Naturphilosophie der Schellingianer, welche die Periodicität im organischen und unorganischen Reiche überhaupt in ausgedehntestem Masse nachzuweisen suchten[87].

In Folge dieser Periodicität wird der Müssiggänger, welcher den Tag ohne Anstrengung verbracht hat, ebenso schläfrig als der energische Mann, welcher seine Kräfte übte. Auch ist die Gewohnheit nicht ohne Einfluss; man wird zur gewohnten Zeit schläfrig, und wenn diese vorüber ist, nicht selten wieder munter. Ferner bewirken mehrere physiologische Bedingungen den Schlaf, wie die Entfernung der Sinnesreize[88], welche in relativ höchstem Grade die Stille und das Dunkel der Nacht begleiten; können sie nicht vermieden werden, so kann trotzdem Schlaf eintreten, wenn das Interesse für dieselben abgestumpft ist. So schlafen Müller trotz des Geräusches der Mühle, und der plötzliche Mangel dieses gewohnten Eindrucks führt oft sogar das Erwachen herbei; Landleute, welche das erste Mal in eine grosse Stadt kommen, können des Nachts nicht schlafen und am Tage auf der Strasse nicht nachdenken, weil ihre Aufmerksamkeit von den äusseren Eindrücken zu sehr in Anspruch genommen wird. Bei längerem Aufenthalte verlieren diese Eindrücke das Interesse und sie meditiren oder schlafen so ungestört als die in der Stadt Geborenen. Gleichmässige, nicht zu starke Eindrücke, welche das Interesse nicht besonders erregen, wie das Säuseln des Waldes, Rauschen des Windes, Baches und Wasserfalles, monotone Musik,

der Pendelschlag der Uhr, langweilige Reden oder die Lectüre eines uninteressanten Buches — schläfern ein, indem sie die Selbstthätigkeit nicht herausfordern und uns »einlullen«. — *Boerhave* liess, um einem Kranken Schlaf zu verschaffen, Wasser an einen Ort stellen, welches tropfenweise in eine kupferne Pfanne fiel [89].

Schmerzhafte Affection der Hautempfindungen und des Gemeingefühls hindert den Schlaf, während die möglichste Befreiung desselben von Eindrücken durch Entledigung von Kleidungsstücken u. s. w. ihn herbeiruft; ja eine gleichförmige sanfte Reizung durch Schaukeln, Wiegen oder sanftes Reiben befördert ebenfalls den Schlaf. — Wo das Nervensystem sich an solche kleine Reize gewöhnt, schläfern sie nicht nur ein, sondern ihr Aufhören führt sogar das Erwachen herbei. Der Müller erwacht beim Stillstehen der Mühle, das Kind, wenn die Amme aufhört zu singen, der Schläfer in der Kirche, wenn die Predigt aufhört, der an das Nachtlicht Gewöhnte, wenn dasselbe erlischt.

Neben dieser Interesselosigkeit bildet das bedeutendste psychologische Moment die Befriedigung der Selbstthätigkeit. Mehr als die Anregung durch fremde Gedankenreihen beim Anhören eines Vortrags verscheucht eigne lebhafte Beschäftigung und eignes scharfes Nachdenken den Schlaf. »Wo die Seele noch nach einem Ziele strebt, mit einem Objecte beschäftigt ist, Vorstellungen zu lebhaft verfolgt, sei es in Meditation oder Gemüthsbewegung, da tritt kein Schlaf ein«, sagt *Burdach* [90], »dieser erfolgt erst, wenn sie durch rüstiges Wirken und durch Erreichung eines nächsten Zieles gesättigt ist und vor der Hand ihre Rechnung geschlossen hat. Mag sich aus dem Geleisteten oder Erlebten noch so Grosses für die Zukunft ergeben und mag die Folge noch so sehr Geist und Gemüth in Anspruch nehmen; wenn nur der Gegenwart Genüge geschehen ist, kann sich der Schlaf einstellen: so schliefen Alexander, Sextus Pompejus, Napoleon und andere Feldherrn die Nacht vor einer entscheidenden Schlacht, Cato und andre vor dem freiwilligen Tode eben so ruhig und fest, wie im Alltagsleben. Wenn die Freude aufgehört hat zu brausen und man das Object derselben nach allen Richtungen verfolgt hat, so verfällt man im Gefühle der Sättigung in sanften Schlaf.

So erschöpft sich auch die Traurigkeit, indem die Hoffnungslosigkeit Ergebung und Beruhigung herbeiführt«. *Cleghorn* theilt die Beobachtung eines Gefangenwärters mit, nach welcher Verbrecher die erste Nacht, nachdem ihnen ihr Urtheil verkündet, zu durchwachen pflegen, die letzte Nacht vor ihrer Hinrichtung aber ruhig schlafen. — Auch spielt die Individualität eine bedeutende Rolle. Wo das geistige Leben träge ist, keine rüstigen Bestrebungen unternimmt, und der Tiefe ermangelt, wo sich also leicht Befriedigung findet, kann zu jeder Stunde Schlaf eintreten, wenn kein Zwang zur Arbeit vorhanden ist; ja der Gedankenlose schläft auch unter den bedrohendsten Umständen ein, sobald nur seine körperlichen Bedürfnisse befriedigt sind, wie das Thier bald nach der Sättigung einschläft. In der Manie giebt es keine Befriedigung und es schläft der Kranke hier auch nach langen erschöpfenden Anstrengungen nicht ein.

Eine starke Blutentleerung bewirkt ebenso Schlaf wie eine zu starke Anhäufung desselben im Gehirn und seiner Umgebung (Blutüberfüllung mit Stockung ist oft die Ursache von Apoplexie und Coma). — Schlaf und Betäubung entstehen ferner, wenn das Gehirn zusammengedrückt wird durch ergossenes Blut oder Eiter, durch Hirnschwämme, Schädelknochen u. s. w. Dasselbe bewirkt der einfache mechanische Druck auf Stellen des Hirns, welche durch den Trepan oder eine Verletzung entblösst sind. *Haller*[91]) brachte auf diese Weise Hunde bis zum Schnarchen, *Foderé* sah ebenfalls durch allmählichen und gleichmässigen, auf den mittleren Theil des Gehirns ausgeübten Druck bei Thieren Betäubung entstehen[92]).

Die Stellung oder Lage des Körpers ist in Bezug auf den Schlaf nicht ohne Einfluss. Abgesehen davon, dass die ausgestreckte mehr oder weniger horizontale Lage des Körpers schon durch Veränderung der Blutcirculation einschläfernd wirkt und man dabei auch eine parallel gehende Veränderung der psychischen Functionen beobachtet, die sich im Hingeben an regellos spielende Phantasien kund giebt — begünstigen besonders alle die Stellungen und Lagen den Schlaf, welche dem Körper die meisten Unterstützungspunkte liefern und deshalb weniger Anstrengung sie inne zu halten erfordern, dabei aber zugleich wenig Druckempfindungen erregen. Wenn die Er-

müdung gross ist, stellt sich jedoch der Schlaf auch in jeder Stellung ein. Die Vögel sowie viele vierfüssige Thiere schlafen im Stehen.

Bekannt ist, dass Simulation den »Sorgenlöser« nicht selten herbeiruft und man ihn gleichsam hintergehen kann. Doch darf in allen Fällen keine Ueberspannung der Kräfte, physisch oder psychisch, vorangegangen sein: allzu scharfes Nachdenken und Grübeln vorher lässt seine Wirkung noch lange spüren, und dass allzu grosse körperliche Ermüdung, wo die Glieder zittern, den Schlaf nicht herbeiruft, sondern verscheucht, ist durch Erfahrung genugsam constatirt.

Direct schlaferzeugend wirken die Narcotica, alle Aetherarten und ätherischen Oele, manche gas- und dunstförmige Stoffe und endlich auch Blumengerüche. Da oft erzählt wird, dass verschiedene Lagen des Körpers gegen den magnetischen Meridian auf den Schlaf einwirken, machte *Purkinje* im Jahre 1820 hierauf bezügliche Versuche, ohne ein Resultat zu erhalten, doch hält er die Sache nicht für undenkbar[93]. Derselbe macht (S. 426) die Bemerkung, dass ein Messer, eine Scheere oder ein Finger vor die Stirn oder die Nasenwurzel gehalten, ein angenehmes Gefühl verursacht, welches zum Schlummer einladet. Schlaf bewirkt ferner ein länger dauernder Sinneseindruck, welcher die Nerven ermüdet z. B. die längere Fixirung eines Gegenstandes mit den Augen[94].

*Aristoteles* nennt als Einschläferungsmittel Mohn, Alraun, Wein und Lolch, welche Schwere im Kopfe verursachten[95]. In jüngster Zeit glaubte vorzüglich *W. Preyer* dadurch, dass er Milchsäure oder milchsaures Natron in den Magen oder unter die Haut einführte, Schlaf hervorzubringen, »vorausgesetzt, dass starke Sinnesreize fern gehalten werden«. Zunächst machte er Versuche an Thieren, dann auch an Menschen und zunächst an sich selbst. »Ich habe unzweifelhaft«, sagt er, »nach Einführung von milchsaurem Natron nicht nur ein starkes Ermüdungsgefühl, zumal Unlust zu arbeiten, zu gehen, zu denken, sondern auch eine beinahe unüberwindliche Schlaflust herbeigeführt. Ja, regelmässig nach reichlichem Genusse geronnener Milch tritt bei mir Schläfrigkeit ein«[96]. Doch fand *Lothar Meyer* das milchsaure Natron subcutan gänzlich und stomachal mit Ausnahme von zwei Fällen so gut wie wirkungslos,

wohl aber machte es Verdauungsstörungen. Auch *Erler* und *Fischer* konnten eine schlafmachende Wirkung des milchsauren Natrons und der Milchsäure nicht constatiren; letzterer wandte die Säure in Klystieren an, in welcher Form sie von *Mendel* empfohlen worden war[97]. — Ferner berichtet *Preyer*, er sei in Schlaf verfallen, wenn er seinen Arm 1000 Secunden lang wagerecht ausgestreckt habe, so dass die Schmerzen kaum noch zu ertragen gewesen wären; bei solcher Muskelermüdung sei es aber nothwendig alle stärkeren Reize und geistige Anstrengung zu vermeiden, wenn man Schlaf herbeiführen wolle. (S. 30).

Manche Reize wirken oft nur relativ, indem sie in mässiger Intensität den Schlaf befördern, in gesteigerter aber ihn verhindern, wie Wärme und Kälte, oder auch umgekehrt, wie geistige Getränke. Letztere machen bei mässigem Genusse munter und fröhlich, beleben die Phantasie, setzen überhaupt eine höhere Spannung und verscheuchen den Schlaf; werden sie weiter genossen, so stören sie das Selbstbewusstsein wie die Selbstbestimmung und schläfern ein. Freilich ist auch hier die Individualität von Einfluss, denn während das psychische Leben des Einen durch ein Glas Wein gesteigert wird, macht letzteres den Andern träge und schläfrig. Sogar Opium und Tabak wirken bald belebend, erhalten wach und steigern die Phantasie, bald folgt ihnen der Schlaf nach, je nachdem die Quantität ihrer Anwendung und die Stimmung der Lebendigkeit des Organismus, auf den sie einwirken, eine verschiedene ist. Bei Bilsenkraut, Belladonna und fast allen anderen Narcoticis findet Aehnliches statt[98].

Unter die Hinderungsmittel des Schlafes gehören neben der erwähnten körperlichen und geistigen Ueberanstrengung überhaupt alle hastigen Aufregungen, dann Fieber, Entzündungen, Wallungen und Krämpfe. Bekannt ist ebenso wie die Wirkung des Thees und Kaffees als Getränk oder die nach *Purkinje* — bei welchem ein Loth hinreichend war, um ihn eine ganze Nacht schlaflos zu machen (S. 422), — noch stärkere gebrannter Kaffeebohnen — das unbesonnen von manchen literarischen Nachtarbeitern angewendete Mittel, sich durch kalte Fussbäder wach zu erhalten. Bei den meisten Krank-

heiten, welche den Schlaf verscheuchten, ist sein Wiedererscheinen ein gutes Zeichen, oft die Krisis selbst.

Was die näheren Ursachen des Schlafes betrifft, so gilt, trotzdem dass die Physiologie seitdem bedeutende Fortschritte gemacht hat, noch immer das Wort *Jean Paul's*[99]), dass der Traum leichter zu erklären ist als der Schlaf. Zwar hat man in der letzten Zeit auch in dieses dunkle Gebiet Klarheit zu bringen versucht und manche Theorien aufgestellt, doch ist noch keine zur unbestrittenen alleinigen Geltung gekommen[100]). Wir wollen diese verschiedenen Ansichten hier nicht weiter critisiren, noch etwa eine neue daneben stellen, da wir nicht den Schlaf selbst physiologisch zu erklären beabsichtigen, sondern nur im Allgemeinen die Veränderungen nachzuweisen versuchen, welche die physiologische Grundlage oder, wie Manche sagen, Ursache zu den im Schlafe gleichfalls veränderten psychischen Thätigkeiten abgeben. Hier folgen wir der Annahme *Wundt's*[101]), *Kohlschütter's*[102]) und anderer hervorragender Forscher, nach welcher Veränderung der Blutcirculation im Schlafe die Disposition zu den Phantasmen des Traumes, welche der zu Hallucinationen ähnlich, ja fast gleich ist, abgiebt. Sehr wahrscheinlich wird diese Theorie gemacht durch einige der zahlreichen Eigenthümlichkeiten der organischen Functionen, welche sich während des Schlafes zeigen.

Vor Allem ist hier zu nennen die sehr bedeutsame Veränderung der Athmung. Dieselbe ist im Schlafe seltener als im Wachen; nach *Martin* athmen wir im Schlafe nur 15 Mal in der Minute, während dies im Wachen 20 Mal geschieht[103]). Die Erstickungszufälle bei der Brustwassersucht nehmen nach *Testa* während der Nacht zu, indess bei einigen Krankheiten der Lungen wegen der geringen Ausdehnung derselben die Zufälle abnehmen[104]). Dabei zeigen die Athemzüge auch noch andere Eigenthümlichkeiten. Sie werden tiefer und regelmässiger als im Wachen, die Exspiration, etwas kürzer als die Inspiration, folgt derselben unmittelbar, dann eine Pause, ziemlich eben so lang als Inspiration und Exspiration zusammengenommen, die im Wachen sich nicht findet[105]). Zugleich nimmt ihr Procentgehalt an Kohlensäure ab; es wird im Schlafe bedeutend weniger Kohlensäure abgegeben, während mehr Sauerstoff aufgenommen wird. Von der Gesammtmenge der in

24 Stunden ausgeathmeten Kohlensäure — das Maximum derselben befindet sich nach *Prout* um Mittag 10—2 Uhr — kommen nach *Pettenkofer* und *Voit* 58% auf die 12 Tages-, 42% auf die 12 Nachtstunden, während vom Sauerstoff 33% auf den Tag, 67% auf die Nacht fallen. Es müssen sich also nothwendigerweise Kohlensäure und andre Oxydationsprodukte im Organismus anhäufen, welche auf die automatischen Centren des Herzschlags und der Gefässverengerung im verlängerten Mark und von da aus weiter wirken; dadurch wird der Blutlauf, welcher durch die mehr horizontale Lage im Schlafe schon im allgemeinen Veränderungen erfahren hat[106]), besonders in der Schädelhöhle gehemmt, und wohl ist die Folge davon eine erhöhte Reizbarkeit und Erregung des Gehirns, vorzüglich der sensorischen Theile desselben, welche aber auch auf die motorischen übergehen kann. Dies ist die physiologische Disposition zu den Phantasmen des Traumes; denn dass veränderte Blutcirculation solche Phantasmen hervorrufen kann, lehrt die bekannte Erscheinung, dass Strangulirte Gesichts- und Gehörshallucinationen haben, und dass solche sensorische Reizung auf motorische Gebiete übergehen kann, dafür dient die Thatsache als Zeugniss, dass Leute, deren Schlagadern unterbunden sind, leicht in Krämpfe verfallen.

Dass im Schlaf die Blutcirculation Veränderungen erfährt, zeigt ferner die Pulsfrequenz, welche ebenfalls im Schlaf verringert ist. Nach *Testa* erfolgen um $^1/_5$ weniger Schläge als im Wachen, nach *Hamberger* sinkt die Frequenz bei einem achtjährigen Knaben von 100 Schlägen auf 89, bei einem elfjährigen von 90 auf 80, bei einem vierzehnjährigen von 82 auf 72; nach *Martin* bei einem Manne von 70 auf 60. Nach *Knox* ist ihr Minimum um Mitternacht, um 3 Uhr Morgens nimmt sie wieder zu. Auch wird, wie *Double* und *Brandis* bemerken, der Puls gegen Morgen wieder voller und stärker[107]).

Die mit der Pulsfrequenz in ihren Tagesschwankungen ziemlich gleichen Schritt haltende Wärmeerzeugung und Eigenwärme des Organismus ist des Nachts vermindert, was schon *Hippocrates* bemerkt haben soll[108]). Ihr Tagesmittel beträgt 37,80—37,93° C. und sie zeigt Schwankungen von 1—1,5° C. Ihr Maximum währt von 4—9 Uhr des Nachmittags, sie sinkt darauf bis um Mitternacht, wo sie von ca. 1 Uhr 30 Min. bis

Morgens am geringsten ist und von da an wieder steigt[109]. Nach *Burdach* ist die Temperatur des Nachts um mehr als einen halben Grad Réaumur niedriger als am Tage (S. 517 f.). Ueberhaupt ist das Vermögen, die eigene Temperatur zu behaupten, verringert, weshalb man der Erkältung und dem Rheumatismus mehr ausgesetzt ist und das Bedürfniss einer wärmeren Bedeckung fühlt. »Aeussere Wärme erhitzt auch mehr und verursacht Röthe und Aufgetriebenheit des Gesichts, Schwere des Kopfes und Trägheit«.

Die Beobachtungen *Martin's*[110] zeigen, dass ebenso die Turgescenz des Nachts ab- und gegen Morgen wieder zunimmt. Den Umfang der Brust nämlich fand man nach zweistündigem Schlafe um $^2/_{35}$, nach vierstündigem $^3/_{35}$, nach sechsstündigem aber nur $^1/_{35}$ verringert. Die Hand war nach zweistündigem Schlafe um $^2/_{36}$, nach vierstündigem $^3/_{36}$, nach sechsstündigem wieder nur $^2/_{36}$ kleiner. Bauch und Fuss endlich zeigten nach vierstündigem Schlaf einen Unterschied von $^1/_{32}$ und $^1/_{34}$, nach sechsstündigem war derselbe wieder verschwunden. *Burdach* setzt hinzu (S. 518): »Dass die Turgescenz gegen Abend stärker ist als gegen Morgen, ergiebt sich schon aus dem scheinbaren Engerwerden der Kleidungsstücke«. — Bei Trepanirten bemerkte man im Schlafe ein Einsinken des Gehirns.

»Die Secretionen folgen im Ganzen dem Typus des Blutlebens; sie sind während der Nacht sparsamer und nehmen gegen Morgen zu«. Die Ausdünstung ist während der Nacht am schwächsten und erreicht ihr Minimum um Mitternacht. Demselben Gesetze scheint die Harnabsonderung zu folgen, welche nach *Weigelin* am geringsten früh von 2—4 Uhr, am stärksten aber von 2—4 Uhr nachmittags ist[111]. — Die Verdauung ist während der Nacht langsamer. Am Morgen treten die zu anderen Tageszeiten bewirkten Störungen: bittrer Geschmack, Uebelkeit, Erbrechen, Sodbrennen, Magenkrampf, Kolik, stärker hervor.

Endlich ist der Stoffwechsel überhaupt träger, und wenn man deshalb oft von der Polarität des Schlafes und Wachens redet und dieses als das Vorherrschen des animalen, jenen als das des vegetativen und pflänzlichen Lebens bezeichnet, so schliesse ich mich hierin der Ansicht *Burdachs*

an, welcher sagt, dass das vegetative Leben allerdings insofern vorherrschend ist, als es durch das animale weniger bestimmt wird und seine verschiedenen Richtungen untereinander im Gleichgewicht stehen, dass es aber dabei überhaupt matter und die Consumtion und Zersetzung geringer ist.

Ein analoges Verhältniss findet sich bei der Transformirung der Kräfte. Zwar ist nach obiger Angabe die Wärmeerzeugung im Schlafe verringert, da keine Nahrung aufgenommen wird und die chemische Zersetzung vermindert ist, doch bleibt immer noch ein Ueberschuss derselben, da in ungleich höherem Grade die Ausgabe verringert ist. Die Wärmeausgabe besteht 1) in Wasserverdunstung durch Haut und Lungen, 2) Erwärmung der Athmungsluft, 3) Erwärmung der festen und flüssigen Excrete, 4) Erwärmung der aufgenommenen Nahrung, 5) Ausstrahlung von der Haut aus, 6) in mechanischer Arbeit. Der Wärmeverlust durch die Hautausdünstung ist bei weitem der grösste, da der durch Muskelarbeit entstehende durch erhöhte Athmung mehr als compensirt wird. Den Verbrauch durch Erwärmung der Nahrung und Athmungsluft und durch Lungenverdunstung schätzt man auf 22½ % der erzeugten Wärme, es bleiben also dem ruhenden Körper 77½ % zur Verdunstung durch die Haut[112]. Im Schlaf ist die Transspiration der Haut verringert[113], sie kann also nicht den gewöhnlichen hohen Procentsatz an Wärme verbrauchen. Wenn ferner, wie *Heidenhain* beobachtete, bei Reizung der Empfindungsnerven sich eine Temperaturabnahme zeigt, so wird bei geringerer Erregung derselben im Schlaf auch hier Wärme gespart. Endlich wird bei der vermehrten Aufnahme von Sauerstoff eine Menge Brennmaterial angehäuft. Diese Wärme resp. Kraft sammelt sich also im Organismus, besonders aber im Gehirn und dem gesammten Nervensystem, dem 'grossen Reservoir der Kräfte[114]), in Form von Spannkraft an und bleibt latent oder potentiell, bis sie am Morgen — zuerst in einzelnen Theilen des sensorischen, ja auch motorischen Gebietes sich auslösend die physiologische Grundlage zu den Traumhandlungen bildet, andrerseits die Intensität der organischen Functionen steigert und endlich durch summirte Wirkung der äusseren und inneren Reize beim Erwachen im Gesammtgebiete

des animalen und vegetativen Lebens in lebendige Kraft übergeführt wird.

Der Herabsetzung der organischen Functionen geht parallel die Verminderung der psychischen Thätigkeit. Die Hegelianer sowie die Anhänger *Schelling's* reden von einer »Polarität« zwischen Schlaf und Wachen[115]. Auch *Fechner* und sein Anhänger *Kohlschütter* nehmen diesen geraden Gegensatz an und setzen den Punkt des Einschlafens als Nullpunkt des Bewusstseins, welches letztere im Schlaf einen negativen Werth erreiche. Dagegen hat schon *Horwicz* die treffende Bemerkung gemacht, dass, wenn diese Annahme richtig sei, der Traum, welcher die negative Grösse des Bewusstseins ausdrücken soll, desto intensiver sein müsste, je tiefer der Schlaf wäre, was doch nicht der Fall ist[116].

Man scheint hier, wie so oft, zwischen Bewusstsein und Selbstbewusstsein, der Subject und Object unterscheidenden und einander gegenüber stellenden Thätigkeit der Seele, keine feste Grenze zu ziehen und beide mit einander zu verwechseln. Das Selbstbewusstsein ist im Schlafe aufgehoben, denn der Mensch orientirt sich nicht mehr in der Aussenwelt indem er sein »Ich« den anderen Wesen und Dingen gegenüberstellt, das Bewusstsein aber, das Vorstellungenhaben überhaupt[117], die psychische Reaction auf die correspondirenden physischen Vorgänge, ist im Schlafe, wie der Traum zeigt, noch vorhanden, und zwar auch wesentlich in derselben oder nicht allzusehr vom Wachen verschiedenen Art, wenn es auch viele Eigenthümlichkeiten zeigt. Von einem »negativen Bewusstsein« zu reden, erscheint mir deshalb nicht am Platze.

Der *Herbart's* Standpunkt vertretende *Spitta*, welcher ebenfalls vor Verwechselung des Bewusstseins und Selbstbewusstseins warnt, scheint mir diese Klippe selbst nicht ganz zu vermeiden. Er sagt (S. 62): »Das Vorstellen nun als solches kann, da es Thätigkeit der Seele ist, durch welche sie sich in ihrem Bestande erhält, so lange die Seele lebt, auch nicht aufhören, es dauert vielmehr ununterbrochen fort, allein es ist gar nicht nothwendig, dass wir in jedem Augenblick Kenntniss haben von diesem Process, dass das Resultat desselben uns zum Bewusstsein kommt. In

diesem Falle ist das Vorstellen allerdings vorhanden, allein es entbehrt seiner Wirkung, seines Effects — anstatt die Vorstellung zu erzeugen, sie uns zur Kenntniss zu bringen, ist es gebunden, verwandelt es sich in blosses Streben vorzustellen, d. h. die Vorstellung wirklich zur Kenntniss zu bringen. Diese Vorstellungen nun, die das Vorstellen zwar zur Kenntniss zu bringen strebt, aber nicht wirklich bringt, nennen wir unbewusste Vorstellungen«. Anders äussert sich *Wundt* in Betreff der unbewussten Vorstellungen: »Es ist uns aber das Bewusstsein nur aus unsern Vorstellungen bekannt, ebenso wie wir unsere Vorstellungen nur aus dem Bewusstsein kennen. Eine unbewusste Vorstellung ist daher, ebenso wie ein nicht vorstellendes Bewusstsein, ein Begriff, dem eigentlich sein Inhalt verloren ging. Eine Vorstellung, die nicht vorgestellt wird, ist eben keine Vorstellung«. Er fasst sie als Disposition, als »eine zurückbleibende functionelle Anlage zur Wiedererneuerung der einmal vorhanden gewesenen Vorstellung«[118]). Es wäre also demnach eine unbewusste Vorstellung, die, wie man sie gewöhnlich fasst, noch einen Bestandtheil der wirklichen Seelenthätigkeit ausmacht und auf das bewusste Leben bedeutend einwirkt, eigentlich nicht eine nicht im Bewusstsein vorhandene, unbewusste, sondern nur weniger bewusste[119]).

Diesem Gegensatze des Schlafes und Wachens und den besonderen Eigenthümlichkeiten des Traumes, seiner Zusammenhangslosigkeit mit dem wachen Leben, seiner Fälschung und Veränderung alles dessen, was er aus dem letzteren herübernimmt, und überhaupt dem bedeutend verschiedenen Charakter beider, zu dessen Erklärung »weder die einfache Herabdrückung des bewussten Seelenlebens unter die Hauptschwelle, noch die Abziehung von den Einflüssen der Aussenwelt« genüge, weil sonst die Stille der Nacht und der Schluss der Augen denselben Erfolg äussern müsste, — entnimmt *Fechner* den Grund seiner Vermuthung, »dass auch der Schauplatz der Träume ein anderer, als der des wachen Vorstellungslebens« sei und die Seele im Schlaf »umsiedele«, um ein anderes Organ zu ihrer Aeusserung zu suchen als im Wachen[120]). — Aehnlich lautete eine alte, viel verbreitete Ansicht, dass die Seele im Schlaf im Gangliensystem ihren Sitz habe, woraus

man dann das Vorwiegen der Empfindungen des eigenen Organismus im Traum ableiten wollte. *Fechner* geht allerdings nicht so weit, seine Vermuthung in Betreff der Umsiedelung der Seele zu einer categorischen Bestimmung ihres neuen Wohnortes werden zu lassen, allein auch die blosse Vermuthung ist wohl nicht recht haltbar, denn die Stille der Nacht und das Schliessen der Augen hat in der That einen ähnlichen Erfolg; dass er nicht ganz derselbe ist, liegt an den übrigen physiologischen Eigenthümlichkeiten des Schlafes, welche den Traum vom wachen Vorstellungsleben selbst entfernen. Bekannt ist, dass man besser seinen Phantasien nachhängen kann, wenn man die Augen schliesst und sich auch von den übrigen äusseren Eindrücken möglichst fern hält, während die scharfe Meditation mehr den Tag und das Licht liebt. Schon da, wo die äusseren Eindrücke, die sonst die Sinne afficiren, die Reaction der Seele herausfordern und ihre Thätigkeit auf bestimmte Punkte fixiren, unbestimmt und weniger wirksam sind, wie in der Morgen- und Abenddämmerung, sind wir mehr »träumerisch«. Die Phantasie beherrscht uns, wir rufen weniger willkürlich Vorstellungen in das Bewusstsein, sondern die Vorstellungen kommen, verbinden sich und verschwinden rein nach den Gesetzen der Association, ebenso wie im Traum. Erst eine energische Willensäusserung und die Fixirung der psychischen Thätigkeit auf einen bestimmten Punkt lässt diesen natürlichen Hang verschwinden. — Bei Kurzsichtigen, die eine Brille zu tragen gewohnt sind, hat das plötzliche Abnehmen derselben eine ähnliche, wenn auch geringere Wirkung, weil dann ebenso die Eindrücke des Gesichts von aussen her nebelhaft und unbestimmt werden. — Noch mehr bemerkbar ist der Einfluss der physiologischen Bedingungen, welche sich aus der Veränderung der Organempfindungen, besonders aber der Blutcirculation in einer mehr oder weniger horizontalen Lage ergeben. Eine zusammengepresste Körperstellung dämpft den Muth, der Zorn vermehrt sich bei heftigen Körperbewegungen und wird durch Ruhe beschwichtigt, — weshalb *Kant* räth, Jemandem, der erzürnt zu uns eintrete, vor allen Dingen einen Stuhl anzubieten, um seinen Zorn zu vermindern; *Lotze* sagt, dass wir bequem und nachlässig gelagert schwer andächtig und aufmerksam sein können [121]). Beim vollstän-

digen Liegen wird die Spontaneität der Seele noch mehr beeinträchtigt. *Moreau* bemerkt, dass horizontale Lage das Hallucinieren begünstigt, *Pinel* beobachtete bei einer melancholischen Frau das Aufhören von Gehörshallucinationen bei Annahme einer sitzenden Stellung. — Wenn ich mich auf das Sopha lege, ist das Gefühl herrschend; nur mit grösster Mühe kann ich logisch denken, die active Apperception verwandelt sich in die passive und die Vorstellungen huschen schnell vorüber. Dasselbe geschieht, sobald ich früh nach dem Erwachen im Bett noch liegen bleibe, auch wenn die Augen offen sind. Wenn *Fechner* sagt, dass er früh im Bett zum abstracten Denken am meisten aufgelegt sei (S. 472), so mag dies Gewohnheit sein, welche bekanntlich Vieles verändern kann. Manche Denker haben die besten Gedanken im Sitzen, andere im Gehen, die einen arbeiten lieber und besser bei Tage, andere ziehen die Nacht vor. Andrerseits ist allerdings die Combination der Vorstellungen zu neuen Ideen bei dem durch die Spontaneität nicht gehinderten raschen Laufe der Gedanken begünstigt, die bei solcher Gelegenheit gebildeten Ideen bedürfen jedoch stets der nachfolgenden Prüfung des logischen Verstandes und erweisen sich zuweilen zwar für Poesie aber nicht für strenge Philosophie brauchbar. Schliesst man im Liegen auch die Augen, so wird es noch schwerer die Macht über die Vorstellungen zu behalten, öffnet man sie jedoch wieder und erhebt sich, so kann man sich diese Macht schnell wieder erringen. Dass die Seele nun in diesem Augenblick wieder umgesiedelt sei und ihren früheren Wohnsitz eingenommen habe, ist doch wohl nicht anzunehmen. Die Mittelzustände zwischen Schlaf und Wachen bilden eine Instanz gegen *Fechner's* Annahme. Auch lassen sich die Eigenthümlichkeiten des Traumes ohne eine Umsiedelung der Seele erklären.

Wenn *Fechner* ferner auf den Satz *Burdach's* (S. 474), dass sich im Traum nie das Leben des Tages mit seinen Anstrengungen und Genüssen, Freuden und Schmerzen wiederhole, vielmehr der Traum darauf ausgehe, uns davon zu befreien, — und die Aussprüche Anderer gestützt, behauptet, dass im Traum Alles verfälscht sei, so ist dies nicht richtig. Dichtung und Wahrheit ist auf eine seltsame Art im Traume gemischt; so absurd es ist, Alles für Wahrheit zu halten und aus dem

Traume das innere Wesen des Menschen erschliessen zu wollen, so unrichtig ist es auch, ihn einen vollständigen Lügner zu nennen. Er offenbart uns nur oft, was wir uns im Wachen selbst nicht gestehen wollen und deshalb schelten wir ihn einen vollständigen Lügner und Betrüger. — Dass wir uns heftiger Schmerzen weniger erinnern als der Freude und also auch seltener davon träumen, findet seine Erklärung zum Theil in Gründen, die schon oben angeführt sind; die Lügen und Fälschungen des Traumes finden überhaupt zumeist ihre Erklärung in der Eigenthümlichkeit der physiologischen Vorgänge.

Ebenso wenig kann von einem vollständigen Gegensatze zwischen Schlaf und Wachen die Rede sein. Wie die physischen so sind auch die meisten psychischen Thätigkeiten nicht aufgehoben, sondern nur herabgesetzt und zum Theil modificirt. Objective und subjective Eindrücke werden im Traum percipirt, manchmal auch mit einander verbunden, frühere Vorstellungen in besonders ausgedehntem Masse reproducirt, welche dann ebenfalls die mannigfachsten Verbindungen eingehen; es kommen Urtheile und Schlüsse vor, Pläne werden gemacht, Gefühle, Affecte, Begehrungen zeigen sich. Aber alles dieses ist, wenn auch die Affecte des Traumes oft sehr lebhaft zu sein scheinen, matter und schwächer als im Wachen.

Bei der Ermüdung des Nervensystems ist die Perceptionsfähigkeit für äussere Eindrücke verringert und die Reizschwelle liegt höher als im Wachen; das Maximum liegt an und für sich tiefer und die Empfindungen werden ausserdem noch durch die dem Traume eigenthümliche Uebertreibung einem Maximum näher gebracht. Demnach ist der Umfang der Vorstellungskreise in den Sphären der Sinne sehr beschränkt, wie überhaupt die Enge des Bewusstseins, die schon im Wachen nur wenigen Vorstellungen zugleich Raum gestattet, noch mehr Beschränkungen erleidet und bedeutend verengert wird. — Wenn *Scherner* finden will, dass die Bilder der plastischen Phantasie des Traumes »wie genial hingehaucht« erscheinen, so muss er dennoch die »enge Begrenzung des Traumsphäros« anerkennen[122]. — Die bekannte Thatsache, dass die Empfänglichkeit für innere, dem Organismus entstammende, subjective Reize im Schlafe grösser erscheint als im Wachen, hat man theils aus der erwähnten Hypothese zu

erklären versucht, dass die Seele im Gangliensystem ihren Sitz habe, theils durch die Tendenz der Seele, im Schlaf ihren eigenen', sie umhüllenden Körper zu betrachten. *J. H. Fichte* nennt den Traum eine »symbolische Abspiegelung innerer Zustände«. Wenn *Scherner* meint, dass die »unmittelbare Einschauung des Traumes« besser das Innere des Leibes erkenne als die »Neugier des Anatomen« (S. 96, 97 u. 163), so möchte es ihm doch schwierig werden, Anatomen ohne anatomische Institute und Präparirsäle nur mit Hülfe des Traumes auszubilden; der Mensch erkennt nichts, weil er es geträumt, sondern er träumt es, weil er es im Wachen schon gesehen, empfunden und mehr oder weniger erkannt hat. *Volkelt* folgt freilich auch hier der Ansicht seines Meisters[123]. Viel natürlicher und wahrheitsgemässer ist wohl die zugleich näher liegende Erklärung, dass bei der Stille der Nacht, wo die äusseren Eindrücke weniger die Seele beschäftigen, die von diesen während des Tages niedergehaltenen und gleichsam überstrahlten, durch das Gangliensystem vermittelten — und die anderen mannigfachen subjectiven Reize des gesammten Organismus, welche wir unter dem Namen »Gemeingefühl« zusammen zu fassen pflegen, jetzt vom Drucke befreit, sich vorzugsweise geltend machen. An und für sich ist auch das Gangliensystem weniger thätig, das Vorwiegen der durch dasselbe vermittelten Empfindungen ist nicht ein absolutes, sondern nur relatives, theils in Folge der bei geringerer Leistung während des Wachens weniger bemerkbaren Ermüdung, theils wegen des Mangels der seine Thätigkeit beeinträchtigenden äusseren Eindrücke.

Der Wechsel der Vorstellungen, welcher als leicht beschwingte Phantasie des Traumes, als der »versteckte Poet«[124] so oft gerühmt wird, erscheint rapider. *Hildebrand* führt die Träume mehrerer Personen an, wo dieselben viele Jahre in einigen Minuten durchlebten[125], *Jean Paul* hebt hervor, dass eine verträumte Nacht mehr als einen erzählenden Tag erfordere[126]. Es ist dies insofern richtig, als das Denken überhaupt die Realität in Zeit und Raum überflügelt. Eine Gedankenreihe des Wachens kann ebenfalls nicht so schnell mitgetheilt werden, als man sie zu denken vermag, da die complicirte Maschinerie der Bewegungs-, in diesem Falle der Sprachorgane in Folge physiologischer Bedingungen langsamer arbeitet als

das blosse Denken. Andrerseits kann auch im Wachen bei ungehemmtem Vorstellungsverlauf eine ganze Lebensgeschichte vor dem inneren Auge in wenigen Augenblicken vorübergehen, weil dann immer nur Haupt- und Centralvorstellungen, nicht aber überhaupt alle, die der Betreffende jemals gehabt hat, reproducirt werden. Die Biographien der berühmtesten, geistvollsten und thatkräftigsten Männer füllen immer nur einzelne Bände, zu deren Lesen man kein Lebensalter braucht. — Diese Hauptvorstellungen, welche das Anfangs- oder Endglied einer ganzen Reihe oder das Centrum einer grossen Gruppe bilden, werden als Vertreterinnen derselben genommen. Noch mehr als im Wachen ist dies im Traum der Fall in Folge des häufigen Ueberspringens von einer Reihe zur anderen. Träumt man z. B. von einer Reise, so stellt man sich leicht das Ziel derselben vor; diese Vorstellung drängt sich nun mit ihren Associationen an die Stelle der ersten und die einzelnen der Reise verschwinden. Auf diese Weise kann man im Traum in einigen Momenten eine Weltreise machen und sich dabei noch in den Hauptstädten verschiedener Länder aufhalten und umsehen. Andrerseits mögen die Träume, in welchen äussere Eindrücke einen so rapiden Vorstellungsverlauf ausgelöst haben sollen, sich zuweilen schon vorher entwickelt haben und durch dieselben nur weiter geführt worden sein. — *Garnier* berichtet[127]), dass *Napoleon*, der bekanntlich bei der Explosion der Höllenmaschine in seinem Wagen schlief, den fast unmessbar kurzen Zeitraum zwischen der Perception des Knalles und dem Erwachen mit dem Traume des Ueberganges über den Tagliamento und der Kanonade der Osterreicher ausfüllte und mit dem Ausrufe aufsprang: wir sind unterminirt. — *Mauchart* erzählt von sich selbst: »Ich war etwas krank und lag in meiner Kammer, indess meine Mutter an meinem Kopfkissen sass. Ich träume von der Schreckenszeit, wohne blutigen Mordscenen bei, erscheine vor dem Revolutionstribunal, sehe Robespierre, Marat, Fouquier-Tinville, sämmtliche Personen, die sich in dieser Gräuelzeit den schlimmsten Namen gemacht; discutire mit ihnen, werde endlich nach einer Menge von Ereignissen, deren ich mich nicht mehr recht erinnere, und womit ich die Geduld der Leser nicht ermüden will, zum Tode verurtheilt, auf dem

Karren unter einem ungeheuren Volkszulauf auf den Revolutionsplatz geführt, steige auf das Schaffot, werde vom Scharfrichter auf das Bret gebunden, er lässt es umschlagen (il la fait basculer), das Fallbeil fällt und ich fühle meinen Kopf sich vom Rumpfe trennen. Hiermit erwache ich in der lebhaftesten Angst und finde, dass mir die losgegangene Bettstange auf die Nackenwirbel nach Art eines Fallbeils gefallen ist. Und zwar hatte dies, wie mir meine Mutter versicherte, in demselben Augenblicke, wo ich erwachte, stattgehabt«. — Auch bei den die Aetherbetäubung begleitenden Traumerscheinungen kommt Aehnliches vor. *Hammerschmidt*, der sehr viele Beobachtungen an sich und Anderen anstellte, sagt: »Höchst interessant ist es jedenfalls auch, dass die während der Narkose verlebte Zeit einen ungeheuer langen Zeitraum auszufüllen scheint, während sie doch nur $^1/_2$ bis 2 Min. in Wirklichkeit währt«. Ebenso berichtet *Bergsoe:* »Uns schien es jedesmal, dass die Zeit von 8 bis 10 Min., die die ganze Aetherinhalation währte, eine viel längere Dauer gebabt haben müsse, als es wirklich der Fall war«. — Eine Dame, welche in's Wasser gefallen und dem Ertrinken nahe war, durchlebte nach ihrer eigenen Mittheilung in der Zeit von zwei Minuten, welche verstrich von dem Momente an, wo alle körperlichen Bewegungen aufhörten, bis zu dem, wo sie aus dem Wasser gezogen wurde, ihre ganze Vergangenheit noch einmal, und die unbedeutendsten Details breiteten sich vor ihrer Phantasie aus[128]).

Die Lebhaftigkeit der einzelnen Vorstellungen ist durch die oben erwähnte verstärkte Reizbarkeit des Gehirns, welche der Traum mit den Sinnestäuschungen gemein hat, bedingt und nie als erhöhte Geistesthätigkeit überhaupt zu fassen, andrerseits ist sie nur momentan und blitzhaft; sie hat keinen Einfluss auf erhöhte Reproductionsfähigkeit, die Vorstellungen gehen vielmehr, wie die Sinnesdelirien, meistentheils für das Gedächtniss verloren. — Die Bewegung, das Muskelleben ist, wenn auch nicht ganz aufgehoben, so doch verringert. Rechnet man hierzu die Absurditäten, welche im Traum vorkommen, sowie den Mangel derjenigen Kräfte des wachen Lebens, welche man als die Hauptvorzüge der menschlichen Seele zu bezeichnen gewohnt ist, des den Vorstellungslauf nach gewissen Gesichtspunkten logisch ordnenden vernünftigen Willens und des Selbst-

bewusstseins, so wird man zugestehen, dass bei nüchterner Betrachtung man doch recht wenig von dem idealen, göttlichen Zustande bemerkt, für welchen Viele in ältester, neuer und neuerer Zeit den Traum hielten und halten.

---

Die vegetativen Functionen des Organismus, die Pulsfrequenz, Wärmeerzeugung, die Secretionen u. s. w. haben ungefähr um Mitternacht ihr Minimum. Aus den zahlreichen, mit der grössten Sorgfalt und Vorsicht ausgeführten Experimenten *C. Kohlschütter's* ergab sich, dass der Schlaf ungefähr 1 Stunde nach dem Einschlafen, also gewöhnlich ungefähr um Mitternacht, seine grösste Tiefe erreiche[129]. — Die psychischen Thätigkeiten des Schläfers sind in dieser Zeit minimal und scheinen ganz zu ruhen; kein lebhafter Traum erregt ihn, die Reizempfänglichkeit für äussere Eindrücke ist am geringsten, die Affecte und Begehrungen ruhen, der Verstand und die Urtheilskraft schweigen. Wie *Scherner* glaubt, bereiten sich »die unmittelbar geistigen Erfühlungen der körperlichen Innenzustände vor, welche sich vorbildende, im ersten Entstehen begriffene, daher dem Wachen unwahrnehmbare Widerlichkeiten, Krankheiten, Todesauflösungen des Lebens enthalten« (S. 51). —

Die aufgestellte Parallelität wird Vielen eine illusorische zu sein scheinen, da ja die grössten Dichter und speculativen Denker oft während der Nacht ihre Werke schaffen und der Mann von Welt um Mitternacht ebenso lebhafte Conversation machen kann als am Nachmittag; allein man bedenke, dass Gewohnheit vieles verändern, ja in sein Gegentheil verkehren, also in jeder Beziehung die Nacht zum Tag machen kann, — wie ja bekanntlich das Leben in London ein Beispiel davon liefert, — und dass dadurch die Regel für das normale, natürliche Leben unangetastet bleibt. Wo keine Gewohnheit herrscht, wird man um Mitternacht ganz deutlich eine Abspannung aller psychischen Kräfte fühlen, und wenn ein energischer Wille dieselbe für den Augenblick überwindet, macht sie sich in der nachfolgenden Erschlaffung desto mehr fühlbar.

Die vegetativen Functionen fangen sämmtlich des Morgens an sich zu steigern. Eine Menge von Spannkraft scheint sich im Nervensystem angesammelt zu haben; da ihre Tendenz in lebendige überzugehen, mächtiger hervortritt, wird sie hier und da

schon ausgelöst in den physiologischen Processen, welche den lebhaften Morgentraum begleiten. — Der Schlaf ist leiser[130]), die Reizempfänglichkeit für äussere und innere Eindrücke wird immer grösser, dadurch der Traum reichhaltiger und lebhafter. Wenn lebhafte Bewegungen dem Schlafe vorhergingen, so glaubt man jetzt dieselben fortzusetzen. Die schwachen Reize innerhalb des Organismus selbst werden jetzt vorzugsweise percipirt bei einer Intensität, wo sie dem wachen Bewusstsein nicht bemerkbar sind; es ist deshalb sehr leicht möglich, dass eine angehende Krankheit vorherempfunden, der Traum also prophetisch wird. Da nämlich die Eindrücke zwar percipirt werden, aber nur schwach sind und vom Bewusstsein gleichsam nicht nach ihrem vollen Werthe angenommen werden, so erhalten dadurch die mit ihnen verbundenen Associationen Gelegenheit, sich breit zu machen, und durch das Spiel derselben kann leicht ein Vorbild der Zukunft zu Stande kommen; es möchte also der alte Satz: Post mediam noctem cum somnia vera, nicht ganz zu verwerfen sein. Frühere Vorstellungen werden jetzt reproducirt, zuerst Haupt- und Centralvorstellungen, dann auch schwächere. — Der Traum gewinnt dadurch an Inhalt, die Combinationen der einzelnen Elemente werden zahlreicher, neue Bilder und Gedanken entstehen und mit ihnen die Affecte: Freude, Traurigkeit, Angst, Furcht. Bei immer steigender Reizempfänglichkeit drängen sich die äusseren Reize dem Ohr, dann auch dem Auge immer stärker auf, sie werden immer zahlreicher percipirt und durchkreuzen dadurch mehr das Spiel der Associationen, indem sie selbst ihren Associationen keine unbeschränkte Macht mehr gestatten und ihr eigenes Recht geltend zu machen suchen. Waren sie früher isolirt, so verbinden sie sich jetzt mehr, sowohl unter einander als auch mit den Empfindungen anderer Sinne, den Druck- und Temperaturempfindungen der Haut, dem Gemeingefühle u. s. w. um die Association kräftiger zu verdrängen. In diesem tollen Treiben greift wohl zuweilen die höhere Geistesthätigkeit ein um Frieden zu stiften und die Phantasie mit ihrem tollen, neckischen Spiel in die Schranken zurückzuweisen. Verstand und Urtheilskraft erwacht und erklärt alles Vorhergehende für leeren Schaum. Meist ist dies jedoch nicht der Fall, sondern die äusseren Eindrücke und ihre Verbindungen er-

reichen selbst die Ohnmacht; durch Summation der inneren und äusseren Reize oder durch einen äussern Reiz allein, welcher in Form einer mächtigen Schall- oder Lichtwelle das Gehirn des Schläfers trifft, wird das Erwachen herbeigeführt. — Zugleich wirkt neben den äusseren Reizen eine gewisse innere Tendenz mit; das leise Seufzen des Kindes weckt die besorgte Mutter, der sorglosen Wärterin erregt es nur einen Traum. Gewohnte Geräusche stören den Schlaf nicht, ihr Aufhören führt vielmehr oft das Erwachen herbei: der Müller erwacht, wenn das Klappern der Mühle sich nicht hören lässt, wer bei Nachtlicht zu schlafen gewohnt ist, wird durch Erlöschen desselben geweckt. Ungewohnte Geräusche dagegen verscheuchen ihn; wenn der Schlafende das gewohnte Wagengerassel nicht vernimmt, erweckt ihn das Rascheln einer Maus. — *Brandis* erzählt[131]), dass er einen in allen Bädern Deutschlands bekannten bejahrten Hazardspieler gekannt habe, welcher, wenn er nicht spielte, beständig schlief. Die interessantesten Gespräche und Nachrichten hätten ihn nicht munter zu erhalten vermocht, während ihn der leiseste Vorschlag zum Spiel vollkommen weckte. Auch hat man Geizige aus dem tiefsten Schlafe geweckt, indem man ihnen ein Geldstück in die Hand drückte, weil durch diese Eindrücke dem Schläfer die meisten und lebhaftesten Associationen hervorgerufen werden, welche Träume und unter Umständen das Erwachen veranlassen. Man wacht nicht nur zur bestimmten Zeit auf, wenn man sich gewöhnt hat zu dieser Zeit aufzustehen, sondern auch, wenn man es sich am Abend vorher fest vorgenommen hat; eine gewisse Spannung der Aufmerksamkeit verlässt dann den Schlafenden nicht, und hat man etwas Wichtiges vor, was die Seele lebhaft beschäftigt, so erwacht man durch die Spannung gewöhnlich früher als nöthig.

Wird man aus tiefem Schlafe geweckt, so ist man gewöhnlich »schlaftrunken« und missmuthig, ja man kann fast aus dem Grade des Missmuthes auf die Tiefe des Schlafes zurückschliessen. Die Aussenwelt wirkt erst allmählich voll ein, nachdem der Traum gewichen; anfangs erscheint Alles noch dunkel und verworren, dann deutlicher, aber nicht nach seiner wirklichen Bedeutung; man erinnert sich nicht sogleich des Vergangenen und kann das, was gesprochen wird, noch nicht

recht fassen; die Muskeln werden erst rüstig nach einigem Strecken und Dehnen, die Augen lebendiger, nachdem man sie mit der Streckseite der Finger sanft gerieben hat. Das Auge liebt noch die Dämmerung, das Ohr das leise Geräusch und wird durch lautes Reden unangenehm berührt; erst allmählich erwacht die Tendenz zu klaren Sinneswahrnehmungen. — »Wenn man«, sagt *Burdach* (S. 487), »beim Anhören eines Gesprächs oder einer Rede oder Vorlesung eingeschlummert ist und man wird geweckt, so weiss man die letzten Worte, welche vor dem Aufwachen gesprochen worden waren, z. B. den letzten Satz, wenn er kurz war, aber ohne Zusammenhang mit dem Frühern; nun lässt es sich nicht annehmen, dass die Eindrücke einer ganzen Folgenreihe von Tönen im Gehörorgane deutlich genug fortdauern sollten, um nachher noch in ihrer Verbindung aufgefasst werden zu können, vielmehr muss die Rede wirklich, aber ohne Zusammenhang und Bedeutung, gehört und darum alsbald wieder vergessen worden sein. Noch allgemeiner ist es, dass man weiss, wodurch man geweckt worden ist, ungeachtet das Weckende nach dem Erwachen nicht mehr percipirt werden kann«.

Auf psychischem Gebiete ist am Morgen die Receptivität vorherrschend. Die Eindrücke werden aufgenommen und combinirt, die Phantasie ist immer noch herrschend, obgleich sie von der Logik bei weitem mehr als im Traume gezügelt wird. Der Morgen ist der Bildung neuer Gedanken-Combinationen und Ideen günstig. Das Gefühlsleben waltet oft vor, der Geist »webt in sich« und fühlt weniger den Drang nach aussen hin zu wirken; man ist am Morgen weniger gesellig und giebt sich lieber den Eindrücken und seinen eigenen Gedanken hin. Die spontane psychische Thätigkeit tritt erst allmählich hervor — am stärksten ist sie in den Nachmittagsstunden, — dem Steigen der Sonne am Horizonte vergleichbar.

Die meisten vegetativen Functionen des organischen Lebens sind kurz nach Mittag am intensivsten; wie die Wärme in der äusseren Natur, so ist auch die Eigenwärme des Organismus auf ihrem Gipfelpunkte angelangt. — Die psychischen Thätigkeiten zeigen ihre grösste Regsamkeit, besonders die höheren: die Urtheilskraft, Abstraction und Speculation erlangen ihre volle Macht. Der Nachmittag ist am meisten zur Prüfung des-

sen geeignet, was die Combinationsgabe am Morgen Neues geschaffen. Der Sinn für Geselligkeit regt sich, Witz und Scharfsinn würzt die Unterhaltung. Es ist die Zeit des Lichtes, wo das logische Denken im Allgemeinen die Phantasie beherrscht.

Gegen Abend werden im Organismus die meisten vegetativen Thätigkeiten wieder schwächer, dagegen »tritt die zweite Fluth des Blutes ein«, meint *Burdach*, damit erringt die Phantasie und das Gefühl im Seelenleben die Herrschaft. Die logische Thätigkeit wird zurückgedrängt, man fühlt Neigung zu freiem, fessellosem Ergehen im Gedankenlauf. Dadurch verlieren die Gedanken aber das Bestimmte und werden mehr nebelhaft, ähnlich wie die Conturen der Aussendinge in der Dämmerung verschwinden und die von ihnen ausgehenden Eindrücke unbestimmt und nebelhaft sind. Die Stimmung wird poetischer, »es ist die Zeit der Dichter-Wonne«, wie *Uhland* sagt; der Affect wird lebhafter und die Begehrung leidenschaftlicher, die Sehnsucht erwacht, Heimweh und alle elegischen und wehmüthigen Gefühle tauchen auf[132]. Die Liebe steigert sich, bei manchen Naturen erhält sie einen sinnlichen Charakter und die Zeugungslust regt sich ebenso wie am Morgen, wo sie durch die Anhäufung von Kraft hervorgerufen wird; bei Anderen geht sie in religiöse Stimmung über[133] und erleichtert den Glauben an Geistererscheinungen in der Stille der Nacht. Hypochondrische und Melancholische endlich versinken in tiefe Trauer. — Später wird auch diese ungebundne psychische Thätigkeit schwächer, der Schlaf naht heran.

Es entsteht eine Neigung zur Ruhe der Sinne und Bewegungsorgane, starke Sinnesreize wirken unangenehm und Anstrengung der Muskeln wird lästig; man gähnt, streckt die Glieder und findet sich behaglich an einem dunklen, stillen, mässigwarmen Orte und in bequemer Lage, wo der Körper möglichst viel Unterstützungspunkte findet und starke Druckempfindungen vermieden werden. Die Spontaneität der Seele lässt nach, der Gedankenlauf schweift von der beabsichtigten Bahn ab, es strömen fortwährend fremde Bilder zu, wie es auch im Wachen geschieht, wo wir dieselben jedoch sofort zurückzudrängen vermögen; die Aufmerksamkeit erschlafft und wird unvermögend eine Reihe von Vorstellungen zu verknüpfen,

fest zu halten und weiter zu verfolgen. Das Gedächtniss zieht sich zurück und die Vorstellungen tauchen nur noch isolirt auf. Man liest Worte ohne den Sinn zu fassen, das Auge empfängt die Einwirkungen des Lichts, aber die Empfindungen werden bald unbestimmt und das Fehlende von der Phantasie ergänzt, später werden diese äusseren Einwirkungen immer weniger zu Anschauungen und Vorstellungen verarbeitet, ins Gedächtniss gefasst oder mit anderen Vorstellungen associirt. Es treten Gesichtstäuschungen ein, man starrt vor sich hin, dann verliert das Auge seinen Glanz und seine Spannung und richtet sich nach oben und innen [134]), endlich fällt das obere Augenlid herab und damit hört die Wirkung mässiger äusserer Reize auf. Der Gehörssinn, welcher länger wach bleibt, wie er früh auch am ehesten erwacht, vermittelt keine richtige Empfindung mehr: man versteht falsch und antwortet verkehrt; wenn man aufgehört hat zu sehen, hört man Alles nur noch wie aus immer zunehmender Ferne. Auch hier treten Täuschungen ein, da die Unterscheidung zwischen subjectiven und objectiven Empfindungen aufhört. Geruch und Geschmack functioniren nicht mehr, das Gefühl des Hungers und Durstes verliert sich. Die Glieder erschlaffen, man lässt fallen, was man hält und die Arme sinken selbst herab; sitzt man, so lassen die Nackenmuskeln nach, der Kopf sinkt, bis das Kinn auf der Brust ruht, worauf auch der Rumpf gebogen wird, ebenso sinkt der Unterkiefer herab. Die Druckempfindungen verschwinden, besonders wenn man liegt, der Körper scheint zu schweben: der Mensch schläft.

Nach dem Aufhören der Perception äusserer Eindrücke machen sich die subjectiven Empfindungen bemerklich, vorzüglich die des Auges. Die bekannten, von *Joh. Müller*, *Gruithuisen* und *Purkinje* [135]) ausführlich beschriebenen und erörterten Schlummerbilder zeigen sich. Anfangs werden sie noch nicht für wirklich gehalten oder die Täuschungen treten nur isolirt auf, aber die Bilder wechseln beständig ohne unser Zuthun; später wird ihnen sämmtlich eine objective Realität zugesprochen, und diese durchgehend falsche Objectivität scheint ein Zeichen des wirklich eingetretenen Schlafes zu sein; der Uebergang, das eigentliche Einschlafen, ist ein unmerklicher und verhältnissmässig rascher. Nachdem nämlich eine Anzahl von Vorstellungen an uns vorbei gerollt ist, ohne dass wir

unserer schöpferischen Thätigkeit uns dabei bewusst werden, muss bald die Täuschung entstehen, als ob wir Alles wirklich erlebten und die Vorstellungen, welche doch erst von uns erschaffen sind, Realität besässen. Diese Schlummerbilder sind unbestimmte Lichteindrücke auf der Netzhaut, welche die geschäftige Phantasie in bestimmte Gestalten verwandelt. Einzelne Lichtflecke und Nebel ziehen vor den Augen vorbei. weisse und farbige Erscheinungen zeigen sich und nehmen bestimmte Gestalt an. *Joh. Müller* erzählt (S. 20 ff.): »Es ist selten, dass ich nicht vor dem Einschlafen bei geschlossenen Augen in der Dunkelheit des Sehfeldes mannigfache leuchtende Bilder sehe. Von früher Jugend auf erinnere ich mich dieser Erscheinungen, ich wusste sie immer wohl von den eigentlichen Traumbildern zu unterscheiden, denn ich konnte oft lange Zeit noch vor dem Einschlafen über sie reflectiren. . . Wenn nun im Anfange immer noch das dunkle Sehfeld an einzelnen Lichtflecken, Nebeln, wandelnden und wechselnden Farben reich ist, so erscheinen statt dieser bald begrenzte Bilder von mannigfachen Gegenständen, anfangs in einem matten Schimmer, bald deutlicher. Dass sie wirklich leuchtend und manchmal auch farbig sind, daran ist kein Zweifel. Sie bewegen sich, verwandeln sich, entstehen manchmal ganz zu den Seiten des Sehfeldes mit einer Lebendigkeit und Deutlichkeit des Bildes, wie wir sonst nie so deutlich etwas zur Seite des Sehfeldes sehen. Mit der leisesten Bewegung der Augen sind sie gewöhnlich verschwunden, auch die Reflexion verscheucht sie auf der Stelle. Es sind selten bekannte Gestalten, gewöhnlich sonderbare Figuren, Menschen, Thiere, die ich nie gesehen, erleuchtete Räume, in denen ich noch nicht gewesen. Es ist nicht der geringste Zusammenhang dieser Erscheinungen mit dem, was ich am Tage erlebt, zu erkennen. Ich verfolge diese Erscheinungen oft halbe Stunden lang, bis sie endlich in die Traumbilder des Schlafes übergehen«. Dabei findet keine active Apperception der Bilder statt, denn die Spontaneität der Seele ist geschwunden: »ich sehe nicht, was ich sehen möchte, ich kann mir nur gefallen lassen, was ich ohne alle Anstrengung leuchtend sehen muss« (S. 23) . . . . »Am leichtesten treten diese Phänomene ein, wenn ich ganz wohl bin, wenn keine besondere Erregung in irgend einem Theil des Organis-

mus geistig oder physisch obwaltet und besonders, wenn ich gefastet habe. Durch Fasten kann ich diese Phänomene zu einer wunderbaren Lebendigkeit bringen. Nie habe ich sie bemerkt, wenn ich Wein vorher getrunken hatte« (S. 24). Man sieht also auch hier die Ansicht bestätigt, dass Fasten Sinnestäuschungen ungemein befördert und dass Mönche, Einsiedler und Pfaffen der Enthaltsamkeit von Nahrung ebenso wie der von geschlechtlichen Genüssen manche Erscheinung Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen verdankten.

Auch zeigen sich bei Leuten von starker Einbildungskraft am Tage solche Erscheinungen. »Ich brauche mich oft nur hinzusetzen, die Augen zu schliessen, von Allem zu abstrahiren, so erscheinen unwillkürlich diese seit früher Jugend mir freundlich gewohnten Bilder. — Ist nur der Ort recht dunkel, bin ich nur geistig ganz ruhig, ohne leidenschaftliche Stimmung, hab' ich nur eben nicht gegessen oder geistiges Getränk genommen, so darf ich, wenn gleich an Schlaf gar nicht zu denken ist, der Erscheinung gewiss sein« (S. 21 ff). Die immense Einbildungskraft *Goethes* vermochte die Phantasiebilder, welche von den Phantasmen, den Sinnestäuschungen, zu unterscheiden sind, in solcher Lebendigkeit hervorzurufen, dass sie diesen gleich kamen. »Ich hatte die Gabe«, sagt er, »wenn ich die Augen schloss und mit niedergesenktem Haupte mir in der Mitte des Sehorgans eine Blume dachte, so verharrte sie nicht einen Augenblick in ihrer ersten Gestalt, sondern sie legte sich auseinander und aus ihrem Innern entfalteten sich wieder neue Blumen aus farbigen, wohl auch grünen Blättern; es waren keine natürlichen Blumen, sondern phantastische, jedoch regelmässig wie die Rosetten der Bildhauer. Es war unmöglich, die hervorquellende Schöpfung zu fixiren, hingegen dauerte sie so lange, als mir beliebte, ermattete nicht und verstärkte sich nicht. Dasselbe konnt' ich hervorbringen, wenn ich mir den Zierrath einer buntgemalten Scheibe dachte, welcher denn ebenfalls aus der Mitte gegen die Peripherie sich immerfort veränderte, völlig wie die in unsern Tagen erst erfundenen Kaleidoskope«[136]).

Wie leicht übrigens Phantasiebilder von solcher Lebendigkeit in wirkliche Phantasmen übergehen, zeigt *Goethe's* be-

kannte Vision auf der Rückreise von Sesenheim, wo er sich selbst im hechtgrauen Rock begegnete. *Brierre de Boismont*[137]) erzählt ferner die Geschichte eines Malers, der sich der Bilder einmal gesehener Personen so deutlich erinnerte, dass er nach dem Erinnerungsbild Porträts zu malen vermochte. Bald war er nicht mehr im Stande, das Phantasiebild von der Wirklichkeit zu unterscheiden und verfiel in Wahnsinn.

Die vorgeführte Gabe Goethes scheint das Motiv abgegeben zu haben zu der Schilderung der Schlummerbilder Ottiliens nach der Entfernung Eduards in den Wahlverwandtschaften[138]). »Wenn sie sich Abends zur Ruhe gelegt und im süssen Gefühl noch zwischen Schlaf und Wachen schwebte, schien es ihr, als wenn sie in einen ganz hellen, doch mild erleuchteten Raum hineinblickte. In diesem sah sie Eduarden ganz deutlich, und zwar nicht gekleidet, wie sie ihn sonst gesehen, sondern im kriegerischen Anzug, jedesmal in einer andern Stellung, die aber vollkommen natürlich war und nichts Phantastisches an sich hatte, stehend, gehend, liegend, reitend. Die Gestalt, bis aufs kleinste ausgemalt, bewegte sich willig vor ihr, ohne dass sie das Mindeste dazu that, ohne dass sie wollte oder die Einbildungskraft anstrengte. Manchmal sah sie ihn auch umgeben, besonders von etwas Beweglichem, das dunkler war als der helle Grund; aber sie unterschied kaum Schattenbilder, die ihr zuweilen als Menschen, als Pferde, als Bäume und Gebirge vorkommen konnten. Gewöhnlich schlief sie über der Erscheinung ein«. — *Fechner* behauptet, keine Hallucinationen vor dem Schlafe zu haben, *Jean Paul* dagegen meint, dass man gewöhnlich durch dieses »Bilderkabinet« in das »Wachsfigurenkabinet« des Traumes eintrete; zugleich thut er die für seine Zeit charakteristische Aeusserung, dass man nichts als einen sächsischen Postwagen und dazu gehörigen Weg brauche, um hinter den fruchtlos, schlaflos zufallenden Augen »Schaubilder« zu haben[139]). — *J. Müller* sagt: »Wer am Tage nicht zu diesen Erscheinungen disponirt ist, wird wenigstens vor dem Einschlafen darauf aufmerksam sein können, wenn er es nicht schon gewesen. Wem sie vor dem Einschlafen nicht erscheinen, dem ist dasselbe Phänomen doch im Traume gewiss. . . . In der That sind unsere Traumbilder, die uns ja gewöhnlich auch im hellen Sehraum erscheinen, nichts anders

als die Fortsetzung dieser Erscheinungen vor dem Einschlafen« (S. 24). Seltner als die subjectiven Erregungen des Auges sind beim Einschlafen die des Ohres, doch klingen zuweilen gehörte Melodien und Rhythmen nach, oder es werden einzelne Töne und Worte, meist zusammenhangslos vernommen; mit dem Uebergang zum Schlaf werden dieselben undeutlicher, als kämen sie aus weiter Ferne.

In den ersten Träumen nach dem Einschlafen wirken noch die psychischen Thätigkeiten des Wachens fort. Die Bilder und Vorstellungen fügen sich theilweise noch unter die aus dem wachen Denken herüberreichenden Normen, und es entstehen die »Reflexträume«, wie sie *Scherner* nennt; Verstandesoperationen findet man im Traum nur kurz nach dem Einschlafen und kurz vor dem Erwachen, wo sie wieder emportauchen. Die Stimmungen, Gefühle und Affecte hallen nach und klingen aus. Oft träumt man kurz nach dem Einschlafen, man falle von einem hohen Thurm oder Felsen, oder sei wenigstens in Gefahr zu fallen. Erschreckt fährt man zusammen und erwacht. Der Grund davon ist folgender: durch die Lage während des Schlafs sind hauptsächlich die Beugemuskeln angestrengt und die Streckmuskeln in Ruhe, die in letzteren sich ansammelnde Kraft äussert plötzlich ihre Wirkung und löst sich aus; der betreffende Strecker überwindet den Beuger, um sich gleichsam selbst sein Recht zu verschaffen. Andere erklären es aus dem plötzlichen »Einschiessen« des Gefühls des Aufliegens und des dadurch bedingten Druckes, welches im Schlafe aufgehoben war[140]). Wunderbar schnell associirt die dunkle Empfindung des Unbehagens die der Gefahr und des Falles.

Der Schlaf, welcher vor Mitternacht am meisten stärken und erquicken soll, vertieft sich schnell und erreicht bereits eine Stunde nach dem Einschlafen sein Maximum. Die psychischen Thätigkeiten werden immer schwächer, die logischen Normen schwinden, die Gedanken treten isolirt auf, ohne in ein Satzgefüge geordnet zu werden; es entstehen die »Schablonen-Träume«, wie sie *Scherner* nennt. Wie Irrlichter huschen die Vorstellungen flüchtig vorüber, zuweilen sucht eine stärkere, »markirte« noch sich zu erhalten und Macht zu gewinnen, aber sie wird schnell verdrängt von den folgenden. Alles

wird blasser, farbloser und gefühlsärmer. Aeussere Reize und innere Gemeingefühle werden unwirksamer, die Affecte ruhen und es geht immer mehr der geistigen Nacht entgegen, die zugleich mit der Maximaltiefe des Schlafes, also gewöhnlich ungefähr um Mitternacht eintritt.

Man sieht, dass ebenso wie die einzelnen elementaren und complicirten psychischen Thätigkeiten den physischen Processen parallel gehen, das Seelenleben des Menschen überhaupt zu den Vorgängen in dem leiblichen Organismus ein gewisses Analogon zeigt. Zu der Zeit, wo die Functionen des letzteren sehr herabgesetzt sind, werden auch die psychischen Thätigkeiten des Menschen minimal; wenn die organischen Thätigkeiten ihre grösste Intensität besitzen, zeigt zugleich die Seele ihre grösste Regsamkeit. Der menschliche Leib, aus organischen Stoffen, welche nur eine Modification der unorganischen bilden, zusammengesetzt, steht unter den Gesetzen, welche die Zusammensetzung und Trennung der Stofftheile regeln, und seine vegetativen Functionen zeigen dieselbe Regelmässigkeit wie die des Thieres, denn der Mensch ist als Körper ein Theil der äusseren, sichtbaren Natur. Ebenso stehen die Thätigkeiten seiner Seele unter festen Gesetzen, die mit denen, welche die materielle Natur beherrschen, in Parallele gestellt werden können[141]).

Andrerseits hat der Mensch in jedem Tage ein Miniaturbild seines Gesammt-Lebens vor Augen. Wie man sich nach dem Erwachen wie neugeboren vorkommt, so walten am Morgen die Geisteskräfte, welche man als vorzüglich der Jugend eigenthümliche bezeichnet, die Phantasie und das Gefühl, vor: erst das Mannesalter, der Mittag und Nachmittag des Lebens, bringt die geistige Schaffungskraft auf ihren Gipfelpunkt, und wie der Abend in Bezug auf des Menschen Denken und Fühlen eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Morgen zeigt, so auch das Greisenalter mit der Jugend. Dass der Schlaf dem Tode ähnlich und sein Bruder sei, ist fast in jedes Munde. Schon ein griechischer Gnomendichter nennt den Schlaf eine »Todesvorübung«[142]). In der That zeigt das Sterben eine frappante Aehnlichkeit mit dem Einschlafen. Beiden geht ein Gefühl der Ermüdung voraus, hier wie dort schwinden die Sinne allmählich: bei dem Sterbenden umnebelt sich der Ge-

sichtssinn, die Hautempfindung geht, meist zuerst an den unteren Extremitäten, verloren, zuletzt wird der Gehörssinn schwächer und schwächer; sogar die subjectiven Sinnesempfindungen und Hallucinationen des Auges und Ohrs sind gemeinsam. — Man könnte nun die Vergleichung weiterführen und sagen, der dem Erwachen vorangehende Traum sei dem Leben des Kindes im Mutterleibe ähnlich, wodurch die Ansicht *Burdach's* dass die Seele im Schlaf und Traum in ihr Foetal-Leben zurücksinke, gerechtfertigt erscheint. Allein es ist zu bedenken, dass man beide Zustände wohl vergleichen, nie aber gleichsetzen kann, wie es *Burdach* thut, wenn er sagt, dass die Seele im Schlaf »in die Nacht des Fruchtlebens« hinabsteige (S. 511). Man kann den Schlaf als dem Tode ähnlich bezeichnen, absurd aber wäre es, beide gleichzusetzen, da im Schlafe die Seele noch functionirt und die Beziehungen zur materiellen Welt behält, welche sie nach dem Tode, auch wenn man eine persönliche Unsterblichkeit annimmt, nothwendig verliert. Ferner ist der Inhalt der Seele im Traum verschieden von dem der Seele eines Foetus. Zwar macht unzweifelhaft das Kind schon im Mutterleibe Erfahrungen im Gebiete des Tast- und Geschmackssinns, sowie des Gemeingefühls [143]), allein es stehen ihm bei weitem nicht die Menge von Vorstellungen zu Gebote, die der träumende Erwachsene zur Verfügung hat und als Material zu seinen Traumbildern verwendet oder verwenden kann. Auch ist die Form nur scheinbar ähnlich: wir denken uns das geistige Leben des Foetus als ein undeutliches, schattenhaftes; weil uns nun der Traum nach dem Erwachen eben so vorkommt, und wir alles im wachen Leben, was den Charakter des Undeutlichen, Verworrenen trägt, träumerisch nennen, so übertragen wir diesen Begriff auch auf das Leben des Kindes im Mutterleibe, mag dieses dem Traum sonst auch noch so unähnlich sein. Passender in Bezug auf die Form ist der Vergleich *Siebeck's* [144]), welcher meint, dass das Bewusstsein des heranwachsenden Kindes dem Bewusstsein des Träumenden am nächsten stehe, weil bei beiden die logischen Normen und festen Maximen fehlen, welche dem Denken, Fühlen und Wollen eine bestimmte und bleibende Richtung geben. — *Burdach* würde also mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, wenn er mit dem erwähnten Ausspruche

andeuten wollte, dass er dem Foetus psychische Functionen zuspreche und diese denen des Schlafenden gleichsetze. Seine Meinung ist jedoch wohl die, welche schon *Giordano Bruno* und in neuerer Zeit alle *Schellingianer* hegten, dass zwischen Geist und Materie ein Mittelglied liege, welches in niederen Wesen als treibende gestaltende Lebenskraft, in den höher entwickelten zugleich als Phantasie zu Tage trete. Im Schlaf sinkt der Geist auf diese Mittelstufe herab und »die Phantasie, gleich der bildenden Kraft, welche im Embryo gestaltend sich geäussert hatte, schafft die Traumgestalten«.[145]) Diese Ansicht, welche die Phantasie für eine die ganze Welt durchdringende treibende Elementar-Kraft hält, wird durch die Thatsache widerlegt, dass die Phantasie keine einfache, sondern eine complicirte, aus Reproduction und Association zusammengesetzte Kraft der Seele ist. Ferner hat die neuere Naturwissenschaft dargethan, dass die organische Lebenskraft, mit welcher man früher so viel operirte und Manches zu erklären versuchte, gar nicht etwa als ein fremdes, ihm ungleichartiges und der Seele verwandtes Princip zu dem Stoffe hinzukomme, sondern in ihm selbst enthalten sei. Sie hat mit dem Begriff der Seele, d. h. der Summe aller psychischen Thätigkeiten, des Denkens, Fühlens und Wollens, gar nichts zu thun. (Vergl. hierzu *Lotze's* Artikel »Lebenskraft« in Wagner's Handwörterbuch der Physiologie und die Vorrede zu *Du Bois-Reymond's* Untersuchungen über thierische Electricität).

Oft schon ist die Frage aufgeworfen worden, ob es einen traumlosen Schlaf, wie ihn die gewöhnliche Meinung annimmt und ihn für erquickender als den traumreichen hält, geben könnte, und es ist viel dafür und dagegen geschrieben oder gestritten worden. — *Herodot* berichtet, dass ein am Atlas wohnendes Volk nie träume (L. IV. c. 184) und dass man dort auch nichts esse, was ein Leben gehabt habe, welches nach der Meinung der Alten die Ursache des Nichtträumens war. Denn auch *Pythagoras* gab die Vorschrift, dass man sich durch den Genuss gewisser Speisen zu Träumen vorbereiten und anderer sich enthalten solle, um gute Träume zu haben; man glaubte deshalb, dass das Verbot, Bohnen zu essen, in Bezug darauf stehe[146]). Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dass Herodots Bericht eine von den Fabeln ist, welche in Be-

treff der fernsten Gegenden Africas und des Nordens damals im Umlauf waren. *Plutarch* giebt als Beispiele von Personen, welche nie träumten, Cleon und Thrasymedes an; *Sueton* berichtet dasselbe von *Nero*. *Locke* führt eine Person von seiner Bekanntschaft an, die vor ihrem sechsundzwanzigsten Jahre nie träumte. In dieser Zeit bekam sie ein heftiges Fieber und träumte damals zum ersten Male. *Beattie* sagt, er kenne einen Herrn, welcher nie träume, es sei denn dass seine Gesundheit in Unordnung gerathen sei [147]. *Lessing* behauptete von sich selbst was man zuweilen auch von *Friedrich dem Grossen* berichtet, dass er nicht geträumt habe. Allerdings mögen die Morgenträume durch zeitiges Erwecken bei diesen energischen Männern bedeutend beschränkt worden sein, wenn man sie aber gänzlich davon frei sprechen will, so liegt entweder psychische Selbsttäuschung oder gewissermassen die Absicht vor, scharfe, abstracte und energische Denker von den Phantastereien und Faseleien dispensirt sein zu lassen. Was das letztere betrifft, so müssten grosse Mathematiker wie Newton, Euler, Gauss, speculative Philosophen, wie Spinoza und Kant auch nicht geträumt haben; meines Wissens aber berichtet Niemand von einer solchen Thatsache, und diese geistigen Helden werden ebenso geträumt haben, wie andre Menschen, soll doch der Kantianer Reinhold seine Deduction der Categorien im Traume gefunden haben. Es ist fast überflüssig noch auf die Vergesslichkeit der Träume, welche besonders bei denen, die sich nach dem Erwachen mit der ganzen Kraft der Seele dem wachen Interesse hingeben wie alle grossen Denker, durch die Zusammenhangslosigkeit mit diesem begünstigt wird, — hinzudeuten, wie es besonnene Forscher mit Recht gethan haben, um solche Angaben von absoluter Traumlosigkeit von der Hand zu weisen und zu entkräften [148].

Schwieriger ist die Beantwortung der Frage, ob es während des Schlafes überhaupt einen Zeitpunkt gebe, etwa um Mitternacht, wo man nicht träume und alle psychischen Thätigkeiten vollständig ruhten, ähnlich wie in tiefen Ohnmachten, wo eine solche Ruhe einzutreten scheint. — *Sokrates* vergleicht bei *Plato* [149] den Tod mit dem Schlaf, in welchem man kein Traumbild sehe; auch *Aristoteles* nimmt einen traumlosen Schlaf an, namentlich nach der Mahlzeit und in jugendlichem Alter,

ja er giebt zu, dass man Leute fände, welche in ihrem Leben keinen Traum hätten, obwohl dies selten sei; bei Anderen käme der Traum mit zunehmendem Alter[150]. Für *Descartes* war eine nicht denkende Seele ein absurdum, und er sagte: wie das Licht immer leuchtet, die Wärme immer wärmt, so denkt der Geist immer. *Leibnitz* bestreitet die Annahme *Locke's*, dass die Seele nicht immer denke, und behauptet, dass auch im tiefsten Schlaf sich noch psychische Functionen vorfinden[151]. Ebenso sagt *Kant*: »Ein fester Schlaf ist eine Reihe sich einander verdrängender Vorstellungen, welches so geschwind geschieht, dass man beim Erwachen keinen Eindruck davon hat. Wir sagen jedoch fälschlich, wenn wir uns dieser vorübergehenden Eindrücke im Schlafe nicht erinnern können, wir haben nicht geträumt«[152]. *Herbart* und *Lotze* halten an der Continuität der psychischen Thätigkeiten fest, welche sich ihnen aus dem Begriff der Seele ergiebt. *Volkmann* sagt: »Das Bewusstsein der klaren, bestimmten Vorstellungsmassen des wachen Lebens ist dem einer dunklen, völlig unbestimmten, interesselosen Modification der Gemeinempfindung gewichen: Das Licht des Bewusstseins hat sich auf so viele Atome zersplittert, dass es in jedem einzelnen zur verschwindenden Grösse wird[153]. *W. Hagen* dagegen betont die Concentration auf einen einzigen Punkt: »Die Seele zieht sich, so zu sagen, zusammen, kriecht ein auf eine einzige Vorstellung, ein einziges Gefühl, einen einzigen Bewegungsdrang und wird sich dessen nicht mehr bewusst, weil, wie wir wissen, zum Bewusstsein eine Mannigfaltigkeit der einzelnen Zustände gehört«[154]. *Büchner* betrachtet den Schlaf als Vernichtung der Seele[155], während andere Materialisten an der Fortdauer des Bewusstseins im Schlafe keinen Anstoss finden. — Der Engländer *M. G. Lewes* folgt der Ansicht, dass unsre geistigen Thätigkeiten nie eine Unterbrechung erleiden können[156].

Der Hegelianer *Erdmann* meint, der Schlaf sei traumlos, wenn er beim Aufwachen uns nur eine Minute gedauert zu haben scheine, da wir eine verflossene Zeit mit den Vorstellungen messen, welche wir in ihr gehabt haben; das sei aber sehr selten der Fall[157]. Dagegen ist zu bemerken, dass allerdings der buntere Morgentraum wegen der Fülle seiner Bilder ebenso wie der Opiumrausch länger erscheint als er selbst ist

und als der gleichförmigere, dem Morgen entfernter liegende Nachttraum, wo wegen der verminderten Reizempfänglichkeit die inneren Associationen weniger durch äussere Eindrücke unterbrochen werden — dass dies aber kein Beweis für den Mangel psychischer Thätigkeiten überhaupt ist. *Spitta* sagt: »Man hat Fälle beobachtet, in denen der Kranke nach zweitägiger Bewusstlosigkeit erwachend, etwa eine Stunde lang geschlafen zu haben wähnte« (S. 159). Da nun das Zeitbewusstsein die Wahrnehmung resp. Reproduction der Succession der Vorstellungen ist, welche wir haben oder hatten, *Spitta* aber eine »Erstarrung« der Vorstellungen im Tiefschlaf und in den soporösen Zuständen annimmt, so beantwortet er die schwierige Frage warum wir hier dennoch ein Zeitbewusstsein haben, damit, dass wir es höchst wahrscheinlich mit Reproductionsvorstellungen zu thun haben, welche durch irgend einen im Moment des Erwachens wahrgenommenen Umstand hervorgerufen wurden und »den Zeitintervall, wenn auch nicht zutreffend, bestimmten«.

Die Erinnerung verkürzt die Zeit um so mehr, je weniger Eindrücke und Vorstellungen wir in derselben hatten, während sie die verlängert, in welcher sie ausserordentlich zahlreich waren. Deshalb erscheint uns ein bunter Morgentraum lang, weil er durch die wieder erhöhte Perceptionsfähigkeit zahlreichere Vorstellungen und mannigfaltigere Bilder lieferte als der sogenannte traumlose Schlaf, — wobei auch noch der Umstand in Betracht kommt, dass wir in der Erinnerung die Lücken des ersteren ausfüllen und mehr Vorstellungen, als er sonst schon enthielt, einschieben. Während wir es dort nach dem Erwachen kaum begreiflich finden, dass wir in so kurzer Zeit so viel geträumt haben, ist hier bei der Einförmigkeit des Nachttraums die verflossene Zeit in der Erinnerung auf ein Minimum herabgesunken, ohne doch ganz geschwunden zu sein.

Der Schellingianer *C. G. Carus* erörtert die Frage nicht weiter, sondern hält die meisten Fälle von Traumlosigkeit für scheinbare in Folge der leichten Vergesslichkeit der Träume[158]. — *Burdach* giebt die Möglichkeit eines traumlosen Schlafes zu, obgleich die Sache ungewiss und der Mangel an Erinnerung noch kein Beweis sei, dass man nicht geträumt habe (S. 488 f.).

Auf letzteren Satz stützen sich überhaupt viele Andere[159]. — *Fechner* behauptet mit Bestimmtheit, dass die psychischen Thätigkeiten nicht aufhören könnten; wenn wir erst nach dem Schlafe hörten und fühlten, so könnten wir überhaupt nicht geweckt werden[160]). Aehnlich äussert sich auch *Pfaff* (S. 35): »Der wirklich traumleere Schlaf würde nicht mehr ein normaler Schlaf, sondern vielmehr ein soporöser Zustand, eine Ohnmacht sein«. Allein solche Einwürfe, wo durch die Traumlosigkeit die Existenz der Seele von vorn herein als bedroht erklärt wird, sind doch nicht recht stichhaltig. Zuerst soll man in der Psychologie nicht bestimmte Behauptungen vor aller Erfahrung aufstellen und beweisen wollen, dass etwas nicht sein könnte, ohne dass man nachgewiesen hat, dass es in zahlreichen Fällen wirklich nicht ist — widrigenfalls etwas Aehnliches herauskommen möchte, wie die wunderbare Stern-Affaire *Hegel's* (indem derselbe a priori beweisen wollte, es könnte an der Stelle keine Weltkörper geben, wo die Astronomen wirklich solche fanden), — sondern lediglich zunächst von der Erfahrung ausgehend auf dieser Sätze und Gesetze aufbauen. Sodann könnte man ja sagen, dass die psychische Kraft l a t e n t werde und dieser Zustand zu denken sei wie der jeder Vorstellung, welche aus dem Bewusstsein geschwunden ist, als D i s p o s i t i o n aber fortbesteht und wieder zur bewussten werden kann. Wie man in der Naturwissenschaft von latenter Wärme und latenter oder potentieller Kraft redet, so wäre eine solche latente oder potentielle Seelenkraft keine Absurdität. Sehr Vieles scheint vielmehr darauf hinzudeuten, dass ein solcher Zustand im tiefsten Schlafe wirklich stattfinde. Allein es giebt doch auch manche Instanzen dagegen. Im tiefsten Schlaf verändern wir die Lage, bedecken die entblössten Stellen und führen überhaupt allerlei Bewegungen aus; nun sind dies zwar in vielen Fällen Reflexe, welche an und für sich keine Vorstellungen voraussetzen, allein durch die bei der Bewegung stattfindende Muskelarbeit werden doch jedenfalls Empfindungen ausgelöst, andererseits können auch viele im Tiefschlaf stattfindende Bewegungen nicht als blosse Reflexe erklärt werden. Complicirte Bewegungen und Handlungen der Nachtwandler, welche eine gewisse geistige Thätigkeit voraussetzen, kommen am meisten im

tiefen »erinnerungslosen« Schlafe vor[161]). — Wenn man aufwacht, sei es zu einer bestimmten Stunde, sobald man es sich Abends vorher fest vorgenommen, oder zu jeder beliebigen Zeit bei dem Aufhören früherer Sinnesreize, — wenn das Schreien, ja sogar das leiseste Seufzen des Kindes die Mutter erweckt, welche bei jedem anderen Geräusch ruhig schläft, — und wenn endlich ein jeder Grossstädter sich durch das Wagengerassel auf den Strassen nicht stören lässt, während das leise Rascheln einer Maus oft das Erwachen herbeiführt, — so spricht dies Alles für das stete Vorhandensein einer gewissen geistigen Spannung, welche den äusseren Reizen gleichsam entgegenkommt und auf sie reagirt, ja gewissermassen zwischen verschiedenen unterscheidet.

*Spitta* glaubt, durch das Erwachen der Mutter beim leisesten Seufzen des Kindes werde »mit grosser Evidenz« constatirt, dass das Gemüth, welches ein hauptsächlicher Feind des Schlafes sei, während desselben nicht zur Ruhe komme, sondern wache. »Die Hoffnung vor der Geburt, — die bange Freude der jungen künftigen Mutter, — die unwillkürliche Angst vor den Schmerzen der Entbindung, — das Leiden während der Entbindung selbst, die Lust und Wonne nach glücklichem Ueberstehen derselben, — das Bewusstwerden des ersten wirklichen Muttergefühls, der erste Anblick des eigenen Kindes, — die zärtlich ängstliche Pflege desselben, — die Hoffnungen, die auf die Zukunft des Kindes gesetzt werden, alle die Luftschlösser jubelnder Mutterwonne, alle die heissen Wünsche und Gebete, alle Pläne — Alles das, und wie weit könnte man das noch ausführen! — bildet eine fortlaufende, ununterbrochene Reihe von Spannungen, Affecten und Aufregungen, die in den mannigfaltigsten Wechselungen und Schattirungen vom »himmelhoch jauchzen« bis »zum Tode betrübt« das ganze Gemüth mächtig bewegen, es bis in seine innersten Tiefen erschüttern und aufwühlen, und einen so hohen Grad der Irritation desselben herbeiführen, es so sehr über die naturgemässe Basis heben, dass es gar nicht mehr ordentlich zur Ruhe, d. i. zur verminderten Thätigkeit, kommen kann, und in Folge dessen bei der allergeringsten Gelegenheit, sobald dieselbe mit ihm in innigem Contact steht, reagirt« (S. 88). — Ferner, wenn man aus dem tiefsten

Schlafe geweckt wird, kommt es einem stets vor, als wenn man aus einer ganz anderen Welt wieder in diese nüchterne versetzt würde; man fühlt also, dass die Seele mit anderen Vorstellungen beschäftigt war als den der Aussenwelt unmittelbar entnommenen und ihr entsprechenden. Sie waren zu schwach um wieder in die Erinnerung gerufen werden zu können, doch bilden sie einen gewissen Hintergrund zu den jetzigen Vorstellungen. Am Morgen kann man sich natürlich nie mehr der Träume des Tiefschlafs erinnern, da Träume überhaupt schlecht erinnerlich sind; und wenn sie wirklich im Gedächtniss behalten werden, so sind dies immer nur die dem Morgen zunächst liegenden, die anderen umfasst undurchdringliche Finsterniss, welche um so dichter wird, je grösser die Entfernung vom Erwachen ist. Unmittelbar erweckt dagegen erkennen wir, dass etwas dem geistigen Auge vorschwebte, nur was es war, können wir uns nicht erinnern, ungefähr wie wir uns schwacher Eindrücke auch im Wachen nur mit Mühe oder gar nicht erinnern können.

*Hagen* sagt, man könne kaum leugnen, dass das Blut und der Stoffwechsel eine stetige Reizung zur Auslösung von Empfindungen ausübe [162]). — *Spitta* hat nicht Unrecht, wenn er sagt, es sei unzulässig, a priori als Gesetz es aufzustellen, dass es keinen traumlosen Schlaf geben könne, allein es ist gegen einen anderen Ausspruch von ihm doch einiges einzuwenden. Er sagt nämlich (S. 106): »Man versteht überall unter Traum diejenige Verknüpfung von Vorstellungsreihen oder Gebilden, die wir nach dem Erwachen mehr oder minder deutlich in der Erinnerung vorfinden, die uns die Erinnerung als während des Schlafs gleichsam realisirt, geschehen, vorführt; das und Nichts mehr, bedeutet es, wenn man sagt: »ich habe diesen oder jenen Traum gehabt, mir hat dies und jenes geträumt« u. s. w. im Gegensatz von dem, »mir hat diese Nacht Nichts geträumt«. Diese Erinnerung des in der Seele Vorgegangenen, mag sie auch noch so gering und verworren sein, gehört ganz wesentlich zum Traum, denn wenn wir weder erinnern, was wir geträumt haben, noch auch irgend eine Ahnung davon haben, dass uns überhaupt etwas geträumt hat, so sehe ich gar nicht ein, wie wir dazu kommen sollten, zu behaupten, wir hätten geträumt. Wenn wir

dies dennoch thun, so behaupten wir etwas, was über alle unsere Erfahrung hinausgeht, wir thun einfach einen Machtspruch, der nichts mehr für sich hat, als dass wir ihn eben thun«.

Zuerst ist, wie schon erwähnt, auch bei dem, welcher nicht geträumt zu haben glaubt, indem er sich nicht erinnert, was, doch ein dunkles Gefühl vorhanden, dass er wie aus einer anderen Welt komme. Er kann nicht sofort unmittelbar an den Gedanken, den er am Abend zuletzt gehabt, anknüpfen, sondern es liegt etwas geistig Erlebtes zwischen ihm und der Jetztzeit. Viele sagen, sie hätten nicht geträumt, dann aber werden durch eine zufällig eintretende Sinnesempfindung oder Vorstellung die vorangegangenen wieder über die Schwelle des Bewusstseins gehoben und sie bemerken, dass der Schlaf doch nicht völlig traumlos war. Und dann ist es eben ein Unterschied, was man unter Traum versteht. Wie in der äusseren Natur unter den lebenden Wesen überhaupt verschiedene Gradationen der psychischen Thätigkeiten sich finden und das Empfinden und Fühlen des Thieres etwas Anderes ist als das vernünftige Denken des Menschen, so ist in dem letzteren, dem Mikrokosmus selbst, eine solche Stufenfolge. Die Seele äussert sich bedeutend weniger energisch im Tiefschlaf als im vollen Wachen, wo man von einer Spontaneität derselben im besonderen spricht, ohne jedoch nur potentiell vorhanden zu sein. Will man nun nicht diese tiefste Stufe, sondern nur das Traum nennen, was wir »nach dem Erwachen mehr oder minder deutlich in der Erinnerung vorfinden«, so ist der Tiefschlaf allerdings traumlos, aber er ist trotzdem nicht der psychischen Functionen baar. Wenn nach einer anhaltenden psychischen Anstrengung Erschöpfung folgt, so ist die Spontaneität der Seele auch gewichen, und sie ist gleichsam zurückgesunken in ein »dumpfes Weben in sich«; man hat später oft keine Erinnerung an das, was man in diesen Zuständen gedacht hat, aber bestimmt weiss man, dass etwas vor der Seele geschwebt. Wie im Schlaf, der uns traumlos dünkt, war es dunkel und verworren; trotz aller Bemühung gelingt es uns nicht, es ins Gedächtniss zurückzurufen, und doch ist es vor der Seele vorübergezogen, also vorgestellt worden. Deshalb kann ich *Spitta* — dessen Er-

örterung übrigens geistvoll ist — nicht beistimmen, wenn er die psychische Thätigkeit als gebunden, virtualiter vorhanden im Tiefschlaf annimmt. — Ueberhaupt scheint er diese »virtualiter vorhandene Anlage« (S. 108) nicht recht bestimmt gefasst zu haben, denn an einer anderen Stelle (S. 129) sagt er: »Im tiefen Schlafe endlich werden die Vorstellungen so undeutlich und verworren, dass sie unerkennbar sind, d. h. sich nicht mit hinreichender Intensität ins Bewusstsein heben können, allein vorhanden sind sie als Thätigkeiten (!) der Seele, als Selbsterhaltungen, als das Wesen derselben«.

Wir werden somit annehmen, dass ebenso wie die organischen, vegetativen Functionen herabgesetzt sind, auch die psychische Thätigkeit, die andre Seite des Menschen, im Tiefschlaf minimal geworden ist, ohne deshalb ganz aufgehört zu haben[163].

## Capitel V.

### Die Elemente des Traumes.

Den Inhalt der Träume bestimmt erstens die durch Anlage und die Summe aller vorangegangenen Eindrücke bedingte Individualität überhaupt, dann zum Theil die specielle Gedankenrichtung und Gefühlsdisposition vor dem Einschlafen und endlich die Art und der Ort gegenwärtiger Reize, welche den Traum entweder auslösen, oder in ihn eingreifen, ihn weiter und auf andere Bahnen leiten. Alles, was man gedacht, gewollt, gefühlt, überhaupt »erlebt« hat, die Probleme, welche den Geist herausgefordert, die Stimmungen, Affecte und Leidenschaften, welche das Gemüth beherrscht haben, können im Traum wiederum emportauchen. Ferner machen sich oft die Thätigkeiten der Seele geltend, bei welchen sie vom Schlafe überrascht wurde; halbfertige Gedankenarbeiten und Willenspläne vollenden sich im Traume auf eine sonderbar phantastische Art, Gemüthsstimmungen und nur halb überwundene Erschütterungen klingen aus. — Die Eindrücke, welche auf den Schläfer unmittelbar einwirken und Träume hervorbringen, sind verschiedener Art. Zuerst gehören hierher die äusseren der fünf Sinne, welche besonders im Morgentraum sich geltend machen und, obgleich nicht immer wirksam, doch nicht als Ausnahme zu betrachten sind, wie *Schopenhauer* sie ansieht [164]). Die zweite Classe bilden die subjectiven Erregungen der Sinne, sowie die dem eignen Organismus entstammenden Muskelempfindungen und die mannigfachen Reize und Empfindungen, welche wir unter dem Namen »Gemeingefühl« zusammenzufassen pflegen.

Von den fünf Sinnen ist der des Gesichts der Aussenwelt im Schlafe verschlossen und nur durch stärkere Einflüsse,

die in dem Dunkel der Nacht selten vorkommen, afficirbar. Am meisten sind noch die Strahlen des Vollmondes, wenn sie auf den Schläfer fallen, im Stande, diesem Traumvorstellungen hervorzurufen. So erzählt *Krauss*[165]), dass er sich einst in seinem 27. Lebensjahr in einer verliebten Attitude überrascht habe, die Arme nach dem am gegenüberliegenden Fenster erscheinenden Bilde der fernen Geliebten ausgestreckt; beim Vollwachen bemerkte er, dass der Vollmond diese liebliche Gestalt war. Im folgenden Jahr, wo er den Wohnort gewechselt hatte und sein Gesundheitsgefühl etwas getrübt war, machte er wiederum eine interessante Beobachtung. »Ein leichtsinniger Schreiber«, so erzählt er, »hatte sich im Frühjahr 1835 in dem Oberamtsgerichtsgebäude zu M. erschossen. Die Furchtsamkeit, welche einen Bewohner dieses Gebäudes bestimmte, einige Zeit auswärts zu schlafen, wurde der Gegenstand des Witzes in heiterer Abendgesellschaft. Verf. war im jugendlichen Uebermuth so weit gegangen, dass er sich anbot, in der Bettstelle des Entleibten eine Nacht zuzubringen. Da jedoch niemand darauf bestand, verfügte er sich zu gewohnter Zeit, kaum etwas aufgeregter als sonst, nach Hause. Er mochte einige Stunden geschlafen haben, da erschien ihm der Selbstmörder, in ein weisses Leintuch gehüllt, hohen Wuchses und wankenden Schrittes vom Fenster her langsam dem Nachtlager zuschreitend. Also doch der Schreiber! war der erste Gedanke des Halbwachen; der zweite war: es ist ein Spuk, dem ein Ende gemacht werden muss. Ein entschlossenes Umwenden im Bette hatte auch diese Wirkung und der Spuk war im Momente enträthselt. Vor dem hohen Fenster des mittelalterlichen Gebäudes stand der Vollmond in strahlender Glorie. Der stark vibrirende Lichtreflex der Fensterscheiben hatte der erleuchteten Fläche den Schein der Bewegung gegeben, wozu sodann die Gestaltungskraft des Traumes die menschlichen Umrisse, das Leichentuch und die durch die Abendunterhaltung disponibel gewordene Persönlichkeit fügte«. — Grösser als bei uns, wo solche Fälle im Ganzen selten vorkommen, mag der Einfluss des Mondes in südlichen und östlichen Gegenden, wie in Griechenland, am persischen Meerbusen u. s. w. sein, wo Diana alias Luna die Pfeile ihrer Strahlen mit solcher Schärfe versendet, dass Leute, welche im Freien schlafen und

auf deren Gesicht das volle Licht fällt, von Gesichtsrose, ja von vorübergehendem Wahnsinn befallen werden[166]. — Der Feuerschein der durch das Licht in Brand gerathenen Gardine verursachte einem Schlafenden das Traumbild einer grossen Feuersbrunst; erschrocken erwachte er, sah jetzt die Gefahr, in welcher er wirklich schwebte, und traf die geeigneten Vorkehrungen. *Krauss* sagt (S. 639), dass er hauptsächlich dann von Feuersbrunst geträumt habe, wenn er, des Genusses geistiger Getränke ungewohnt, solche vorher zu sich genommen. Es möchten also manche von den Träumen, welche, wie *Schubert* und Andere hervorhoben, auf äusserst wunderbare Weise Feuersbrünste schon lange vorher und in weiter Ferne verkündigten, auf sehr rationelle Weise sich erklären lassen. — *Scherner* träumte, als einst früh zwischen 5 und 6 Uhr die Sonnenstrahlen auf den Schläfer fielen, von einem feurigen Drachen, welcher auf ihn zusprang. Plötzlich sah er den Drachen weichen; erwacht bemerkte er, dass die Sonne augenblicklich durch Wolken verdeckt war. Die auf den Schläfer fallenden Mond- und Sonnenstrahlen mögen besonders ein gutes Theil Material zu der Bildung der religiösen, engelgleichen, mit himmlischer Glorie umgebenen Lichtgestalten abgeben. — Ein Nachtlicht wird, da es eine gleichmässige Wirkung während des ganzen Schlafes hat, weniger im Stande sein, Traumvorstellungen zu erwecken, wie dies ein plötzlich einfallender, nicht allzu greller Strahl thut; es hat aber jedenfalls Einfluss auf die Helligkeit des Traumraumes überhaupt. — Starke Blitze bei Herannahung eines Gewitters pflegen das Erwachen herbeizuführen.

Die Eindrücke des G e h ö r s s i n n s haben nicht immer, wie *Lazarus*[167]) meint, das Erwachen zur Folge, sondern werden bei gewisser Intensität, vorzüglich am Morgen zu Traumvorstellungen. Worte, Reden, die verschiedensten Töne und Geräusche von aussen: das Summen der Insecten, die Stimmen der Vögel, der Glockenschlag u. s. w. rufen Associationen wach und bringen dadurch Bilder hervor, welche nach der Individualität, Beschäftigung und dem Beruf eines Jeden bestimmte Gestalt annehmen. Der in der Nähe eines rauschenden Stromes oder Wasserfalles Schlafende glaubt Kanonendonner zu hören. Ist man beim Anhören einer Rede einge-

schlummert, so rufen die Worte des Redners entsprechende Träume wach; durch einzelne einwirkende Töne wird oft dem Schlafenden der Genuss eines Concertes verschafft, das in den meisten Fällen höchst harmonisch und anmuthig erscheint. Ein zur Erde fallendes Buch oder eine zugeschlagene Thür führt zur Vorstellung eines abgefeuerten Schusses, der sich dann die aller Einzelheiten eines Duells oder einer Schlachtenscene anreihen. Das Schnarchen des in demselben Zimmer Schlafenden wird wie das eigene zuweilen als das Tosen der Brandung oder eines Bergstroms vernommen. Das Plätschern des Regens wird, besonders wenn eine Reise beabsichtigt ist und die Aufmerksamkeit schon am Tage auf das Wetter gerichtet war, zur Ueberschwemmung, der mässige Wind, welcher um die Hausecke streicht, zum Sturm und Orkan. Die Glockentöne beim Schlagen der Uhren oder Früh-Läuten haben die verschiedensten Wirkungen. Dem oder der Liebenden rufen sie das Bild der Trauung, der Hochzeit und aller dazu gehörigen Scenen wach; der besorgte philisterhafte Hausvater vernimmt Sturmgeläute, woran sich die Vorstellungen von Feuersbrunsten und Revolutionen mit allen ihren Einzelheiten anreihen; der Melancholische hört die Todtenglocke und sieht, wie man einen Dahingeschiedenen zu Grabe trägt. Das Pochen an der Thür, in anderen Fällen sogar das Ticken der Uhr führt zu Hammer- oder Axtschlägen mit den dazu gehörigen Bildern der Schmiede, der arbeitenden Holzhauer im Walde oder der Zimmerleute. Der krähende Hahn giebt das Motiv zu den mannigfachsten Vorstellungen. Die Stimme des Nachtwächters — im Wachen schon für Viele ein Gegenstand des Schreckens — kann dem Träumenden ganz fürchterliche Scenen verursachen; zuweilen verwandelt sich aber auch das Singen derselben in ein mehr oder minder liebliches Concert. *Scherner* wurde einst durch das Blasen des Postillons zu dem Traume veranlasst, dass er auf einem Spaziergange in Breslau fernen Choralgesang aus der Elisabethkirche vernähme. Solche Träume religiösen Inhalts, wo zuweilen selbst die Stimme Jehovahs vernommen wird, ruft oft bei Gewittern der mit nicht allzu grellen Blitzen verbundene Donner hervor, da der tiefrollende Ton des Donners an und für sich eine ernste Stimmung veranlasst. — *Maury* war in seiner Kindheit in Folge starker Hitze eingeschlafen

und träumte, dass man seinen Kopf auf einen Ambos lege und mit wiederholten Schlägen darauf hämmere. Er hörte im Traum sehr deutlich die schweren Hammerschläge, anstatt dass aber der Kopf dadurch in Stücke ging, zerschmolz er zu Wasser. Beim Erwachen fand sich Maury in Schweiss gebadet und hörte zugleich in einem benachbarten Hofe, wo ein Hufschmied wohnte, den Schall von wirklichen Hammerschlägen.

Auf diese Thatsache gestützt, dass von aussen kommende Gehörseindrücke zu Traumvorstellungen verarbeitet werden, haben schon Viele Versuche angestellt, durch leises Hineinrufen von Namen und einzelnen Worten in das Ohr eines Schlafenden demselben willkürlich Träume hervorzurufen. *Scherner* erwähnt einen Bericht des *Dr. Abercombie*, nach welchem einem englischen Officier von der Expedition nach Ludwigsburg im Jahre 1758 dessen Kameraden zur grossen Belustigung Aller jegliche Art von Träumen willkürlich hervorbringen konnten. Wenn ein bekannter Freund ihm einzelne auf ein Duell bezügliche Worte ins Ohr flüsterte, glaubte er alle Einzelheiten desselben zu durchleben; zuletzt drückte man ihm dann eine Pistole in die Hand, er feuerte ab und erwachte. Ein andres Mal spiegelte man ihm vor, er sei über Bord gefallen und forderte ihn auf, sich durch Schwimmen zu retten, worauf er dann alle Bewegungen des Schwimmens machte[168]. *Nudow* bemerkt, dass man einen, der mit offenem Munde schlafe, dazu veranlasse, Schwimmbewegungen zu machen, wenn man ihm mit einem Schwamm Wasser in den Mund tröpfele. — Wir werden nicht mit *Scherner* grosses Gewicht darauf legen, dass ein Freund es war, welcher dem Officier willkürlich Träume verursachen konnte, und nicht annehmen, dass diese durch den Gemüthsconnex und den »Willensstrahl« des Wachenden, welcher auch Träume in die Ferne bewirke, hervorgerufen wurden. Die Empfindung des geflüsterten Wortes hebt die Association empor, ebenso wie ein im Wachen von uns ausgesprochenes Wort in dem Anderen eine Reihe von Vorstellungen erregt, deren Verlauf durch die weitere Unterhaltung geregelt und nach gewissen Punkten hingelenkt wird. Eines Morgens flüsterte ich einem meiner Freunde, als derselbe noch schlief, den Namen einer uns beiden bekannten Person ins Ohr, worauf er zwar von der Person, welche ich im Sinne hatte, nicht selbst,

aber von einer anderen, die denselben Namen führte, träumte. Derselbe Freund rief einem Bekannten zu einer Zeit, wo sie sich beide auf das Schachspiel capricirt hatten, leise: Schach! Gardez la reine! in's Ohr, worauf der Schläfer Bewegungen mit der Hand machte, als ob er die entsprechenden Züge thun wollte. *Scherner* führt noch ein spasshaftes Beispiel an (S. 369). Ein verschmähter Liebhaber, der jedoch die Gunst der Mutter besass, erhielt von dieser die Erlaubniss, seiner Angebeteten im Schlafe seinen Namen ins Ohr flüstern zu dürfen, was ihm ein kluger Freund gerathen hatte. Bald zeigte sich eine merkwürdige Umstimmung bei dem Mädchen: sie wurde ihm gewogen und gab ihm endlich die Hand. Um ihre plötzliche Sinnesänderung befragt, gab sie zur Antwort, sie habe ihren Mann in lebhaften, oft wiederholten Träumen lieb gewonnen. — Wenn ausführbar, wäre dieses Mittel in solcherlei critischen Fällen nicht übel und vielleicht mehr zu empfehlen als alle Fenster-Paraden, Liebesblicke und Liebesseufzer! *Scherner* scheint übrigens den Fall ganz ernst zu betrachten und erklärt ihn durch den »electrischen Sehnsuchtsstrahl«, welcher auf die Geliebte überginge. Es ist freilich Schade, dass solche electrische Kräfte nicht immer grosse Wirkung haben und zuweilen keinen Gegenstrom induciren; — vielleicht sind sie jedoch nicht stark genug, wenn die Wirkung ausbleibt! Die Thatsache aber ist durch zahlreiche Erfahrungen constatirt, dass man einer Person, von welcher man öfters träumt, ganz besonders gewogen wird. Es ist dies das allgemeine psychologische Gesetz von der Wirkung oft wiederkehrender Vorstellungen, welche bekanntlich dem Menschen »etwas in den Kopf setzen« können. Wie nämlich jeder Gegenstand, der den Geist längere Zeit in Anspruch nimmt, für diesen eine hohe Bedeutung gewinnt, so wird eine Person, an die wir öfter zu denken genöthigt werden, uns immer mehr werth, wenn kein besonderer Grund vorliegt, sie etwa gering zu schätzen. Wie bei denen, welche ihre Geheimnisse sich gegenseitig vertrauen, innige Freundschaft bezw. Liebe, oft unbewusst, sich allmählich entwickelt, und eine solche Beichte neben ihrer Süssigkeit auch etwas Gefährliches für beide Theile hat, so ist es auf der anderen Seite eine falsche Methode, wenn der Eifersüchtige seine Geliebte mit Zweifeln quält, ob sie ihm treu und ein andrer

nicht vielleicht glücklicher als er sei, denn dadurch wird sie genöthigt oft an diesen Nebenbuhler zu denken, gegen den sie früher vollständig gleichgültig war, und es entwickelt sich das Gegentheil von dem, was der Liebende bezweckte. Bekannt ist ferner, dass ein scharfes Verbot erst recht zur Uebertretung desselben anreizt.

Obige Experimente sind nur, wenn mit grosser Vorsicht unternommen, von Erfolg gekrönt, denn erstens gelingen sie aus früher erörterten Gründen überhaupt nicht während des Tiefschlafs, sondern nur im Morgenschlaf, dem Reiche der Träume; dann aber ist der Morgenschlaf sehr leise, und die Annäherung an das Ohr des Schläfers kann schon durch den warmen Hauch, die Veränderung der Lichtwirkung u. s. w. denselben erwecken. Deshalb muss, um letzteres zu verhüten, das Hineinrufen fast zu einem Hineinhauchen abgeschwächt werden; allein dasselbe darf auch nicht zu schwach sein, weil dann der Reiz nicht perceptionsfähig ist. Die Thatsache, dass der Schwellenwerth des Reizes im Schlaf höher gelegen ist als im Wachen, wird allerdings durch die andere gewissermassen compensirt, dass der Träumende nicht wie der Wachende mit der Aufmerksamkeit einzelne Vorstellungen ausschliesslich verfolgt und die anderen weniger beachtet, auch nicht so viele Eindrücke wie am Tage sich ihm aufdrängen und seine geistige Thätigkeit zersplittern, — allein das Maximum liegt ohnehin viel tiefer als im Wachen und die dem Traume charakteristische Eigenthümlichkeit der Uebertreibung bei gesteigerter Reizbarkeit des Gehirns bringt die Vorstellungen noch ausserdem diesem Maximum nahe. Im Allgemeinen ergiebt sich Folgendes: ist ein Reiz sehr schwach, so wird er vom Träumer nicht wahrgenommen, erreicht er aber eine gewisse Intensität, so wird er von demselben zu Traumvorstellungen verwendet, was bei Steigerung der Intensität noch eine Zeit lang geschehen kann, indem die daraus entstehenden Traumbilder lebhafter und unheimlicher für den Schläfer werden, — bis endlich, wenn der Reiz eine gewisse Maximalgrenze der Intensität überschreitet, derselbe das Erwachen herbeiführt. So wohnte ich einst im Traume einem Concert bei; die Vorstellungen wurden lebhafter, die Musik wurde lauter und verlor den früheren Schmelz sanfter Harmonien, ich erwachte plötzlich und hörte nun die Reveille

vor dem Fenster blasen. Auch bei einem Gewitter ist sehr leicht Aehnliches zu beobachten, wo der fern grollende Donner in die Traumvorstellungen verwebt wird, sobald er aber beim Herannahen des Gewitters stärker wird, oft durch Mitwirkung des starken Lichtreizes eines Blitzes das Erwachen herbeiführt.

Die Geruchs- und Geschmacksempfindungen spielen seltener eine Rolle im Traum, da die betreffenden Nerven weniger im Schlafe erregt werden, doch kommen auch hier manche Beispiele vor. Durch im Schlafzimmer stehende Blumen oder andere riechbare Substanzen können Vorstellungen von Gewächshäusern, Parfümerieläden oder nach Pomade und Odeurs duftender Elegants, — durch einen brenzlichen Geruch solche von Feuersbrünsten, durch Arzneistoffe die von Krankensälen u. s. w. hervorgerufen werden, ebenso wie die sich umsetzende Mundflüssigkeit und die im Munde zurückgebliebenen Speisereste die Geschmacksnerven zu erregen und dadurch entsprechende Vorstellungen zu veranlassen vermögen. Letztere sind vielleicht bei Gourmands besonders häufig. In Betreff der Geruchsempfindungen im Traume habe ich die Eigenthümlichkeit beobachtet, dass ihre Qualität verschwindet und in die der Gesichtsempfindung übergeht; bei den Bildern der Landschaften, Gewächshäuser und Parfümerieläden rieche ich die Blumen oder aromatischen Substanzen nicht, sondern sehe sie. Eine ähnliche Bemerkung *Volkmann's* fand ich später bei *Fechner* [169]: »Geruchsträume kann ich mich nicht erinnern, gehabt zu haben, Geschmacksträume habe ich bestimmt nie. Ich esse im Traum gar nicht selten, aber stets ohne Geschmacksempfindung«. *Spitta* machte dieselbe Beobachtung (S. 194). Diese beiden Sinne pflegen wir überhaupt als niedere weniger zu üben als den höheren des Gesichts und Gehörs. »Während wir gewiss«, sagt *Spitta* (S. 189), »alle bestrebt sind, unser Auge möglichst frei auszubilden, es künstlerisch zu ergötzen, es pflegen durch die schönsten Kunstwerke der Plastik und Malerei, während wir unser Gehör hüten, es durch die erhabensten Schöpfungen der Musik zu cultiviren bemüht sind, ja es geradezu als eine Forderung an den gebildeten Menschen stellen, dass er wenigstens einiges Verständniss in diesen Künsten besitze, sich ein Urtheil bilde, pflegen wir auf der anderen

Seite den Geruchs- und Geschmackssinn äusserst stiefmütterlich zu behandeln. Einen Mann, der Wohlgerüche besonders liebt, oder gar in den verschiedenen Parfüms bewandert ist, schelten wir im Allgemeinen wohl als unmännlich, zählen ihn nicht recht für voll. Nicht viel besser geht's dem Gourmand von Profession, — er gilt für eine selbstsüchtige, prosaische, sinnliche Natur«. *Kant* sagt: »Welcher Organsinn ist der undankbarste und scheint auch der entbehrlichste zu sein? Der des Geruchs. Es belohnt nicht, ihn zu cultiviren, oder wohl gar zu verfeinern, um zu geniessen; denn es giebt mehr Gegenstände des Ekels (vornehmlich in volksreichern Oertern), als der Annehmlichkeit, die er verschaffen kann, und der Genuss durch diesen Sinn kann immer auch nur flüchtig und vorübergehend sein, wenn er vergnügen soll«[170]. — Auch mangelt ihnen eine specifische Erinnerung. Man erinnert sich, wie eine Rose sieht, aber nicht wie sie riecht; ebenso, dass eine Speise angenehm oder unangenehm schmeckt aber man empfindet nicht genau nach, wie sie schmeckt. Aus diesem Mangel in der Reproduction erklärt sich das geringere Vorkommen und die Eigenthümlichkeit der betreffenden Vorstellungen im Traum. Wie man geäussert hat, dass Hunde, wenn sie eine Psychologie schrieben, jedenfalls den Geruchssinn als den wichtigsten bezeichnen würden, so kann man auch sagen, dass sie, sowie alle Thiere, deren Geruchs- oder Geschmackssinn stark entwickelt ist, von diesen jedenfalls bedeutend mehr Material zu ihren Träumen beziehen als der Mensch.

Sehr viel Elemente zu den Traum-Illusionen liefern die Druck-, Temperatur- und übrigen Empfindungen der Haut. Die Bettdecke wird wie das Kopfkissen eben so oft zur geliebten Person erhoben und umarmt, als sie bei Schwimmübungen und ähnlichen Bewegungen den elastischen Untergrund abgiebt. Sie kann aber auch ziemlich unangenehme Situationen hervorrufen: ein junger Mann, dem sie an einem Zipfel in den Mund gedrungen war und ihn am Athmen hinderte, träumte, er stehe vor einem Ofen, aus dessen geöffneter Thür ihm Asche und Rauch entgegen geweht wurde und ihm den Mund erfüllte. Ein unschuldiger Strohhalm oder eine Falte im Betttuch kann durch den auf eine Hautstelle ausge-

übten Druck die Vorstellung von Mordinstrumenten und den dazu gehörigen Räuberabenteuern wachrufen. So träumte Jemand, dass er unter Banditen gefallen sei und diese ihm einen grässlichen Tod dadurch bereiten wollten, dass sie ihn pfählten, d. h. auf einen Pfahl stellten, dessen Spitze ihm durch den Fuss drang. Durch die Todesangst erwacht bemerkte er, dass sich ein Strohhalm zwischen seiner grossen Zehe und der ihr benachbarten eingezwängt hatte und etwas drückte. Eine schlechte Lage lässt uns von Ungeheuern und Gefahren der mannigfachsten und seltsamsten Art bedrängen. Man hat eine gefährliche und mühselige Arbeit oder einen Ringkampf zu bestehen, man besteigt einen hohen, steilen Berg oder man kann, während man von Räubern auf das Hartnäckigste verfolgt wird, nicht von der Stelle kommen und schwebt in Gefahr ermordet zu werden. Parasiten bereiten dem Träumenden ganz merkwürdige Scenen. — Der Temperaturwechsel in Folge reichlicher oder mangelhafter Bedeckung des Körpers und seiner einzelnen Theile veranlasst die verschiedenartigsten Vorstellungen. Eine herabgefallene Bettdecke wird zuweilen die Ursache der grossen Verlegenheit, in welche man versetzt wird, wenn man träumt, in mangelhafter Toilette auf der Strasse oder in Gesellschaft zu erscheinen. Ein mässiger Luftzug wird zum gewaltigen Orkan, der den Vielgereisten alle Schrecken eines Seesturms erleben lässt. Ein seiner schützenden Decke beraubter Fuss wird Veranlassung zum Spaziergange auf einem Schneefelde oder kaltem Estrich mit blossen Füssen, oder zum Durchwaten eines Baches; die entblösste Brust versetzt uns in einen Strom, in welchem wir schwimmen. Jemandem, der die heisse Wärmflasche mit den Füssen berührte, träumte, dass er den Aetna bestieg und auf heisser Lava ging; ein Anderer glaubte mit der Cigarre Löcher in seine Kleider gebrannt zu haben, so dass das Feuer bis auf die Haut drang, — erwacht bemerkte er, dass dem Ofen eine ungewöhnliche Wärme entströmte.

Schon mehr subjectiver Natur sind die Empfindungen und Vorstellungen, welche sich aus dem Druck einzelner Körpertheile auf einander ergeben. Der beim längeren Uebereinanderliegen der Beine und Füsse entstehende Schmerz der Knöchel und anderer gepresster Theile wird zum Hundebiss oder An-

setzen von Schröpfköpfen; die auf der Brust liegende kalte Hand zum hässlichen kalten Thier. Bei dem veränderten Druck der Gelenke wird man von Krebsen geängstigt, welche mit ihren Scheeren die betreffenden Glieder umfassen: so träumte ich vor Kurzem, dass ich mich in einer Menagerie umsah und plötzlich von einem hässlichen, einer Meerkatze ähnlichen Thiere empfindlich in den Finger gebissen wurde. Die Hautempfindung des Kitzels auf der Oberlippe lässt zuweilen einen gewaltigen Schnurrbart herauswachsen, ein anderes Mal wird man mit Scheeren oder Zangen gezwickt; bei einer unangenehmen Empfindung am Fusse glaubt man in Glas oder Scherben zu treten. »Wenn die Hand durch Druck auf die Nerven in lähmungsartigen Zustand gerathen ist, so erscheint sie im Traum als ein fremder Körper, der uns unangenehm berührt, oder es wird eine Person geträumt, die uns Gewalt anthun will. Ist gar die ganze Seite lähmungsartig afficirt, so glauben wir einen Fremden neben uns liegend, den wir vergebens aus der unmittelbaren Nähe zu entfernen bemüht sind«, sagt *Purkinje.* Man sieht, wie nahe der Traum mit jenen krankhaften Zuständen der Besessenheit und des Dämonenwahns verwandt ist. — Unterdrückungen der Hauttranspiration, leichte catarrhalische und rheumatische Affectionen verursachen unruhigen Schlaf und lebhafte Träume. Geschwüre und Wunden mögen, wenn vorhanden, — erstere schon vor dem Ausbruch auch manchen Reiz ausüben und die Träume beeinflussen. *Friedreich* erzählt: »Ich erinnere mich, dass ich als Candidat der Medicin bei einem Kranken die Nachtwache hatte, der an einem grossen Abscesse am Schenkel litt und sich denselben aus Furcht vor dem Messer nicht öffnen lassen wollte; plötzlich erwachte er unter Weinen und Schreien und erzählte mir, es habe ihm geträumt, wie man ihm mit Gewalt in seinen Abscess geschnitten habe; als ich ihn untersuchte, war derselbe geborsten«[171]).

Auch bei Fernhaltung aller äusseren Einwirkungen sind die Sinne nicht vollständig von Erregung frei. Beim Auge, auf dessen Netzhaut der intramoleculare Druck, beim Ohre und der Haut, wo die unvermeidlichen Geräusche des eigenen Körpers, die Wärmeausstrahlung u. s. w. als Reize wirken, finden fortwährend subjective Erregungen statt[172]). Man hat

Licht- und Farbenerscheinungen und empfindet im Ohr ein leises Klingen, welches den aus der Ferne kommenden objectiven Eindrücken gleicht und von ihnen, besonders beim Einschlafen, nicht mehr zu unterscheiden ist.

Die subjectiven Erregungen des Auges führen zu den Vorstellungen bunter Vögel, Schmetterlinge, oder Blumen und andrer farbiger sowie leuchtender Gegenstände. Diese erscheinen dann in der Mehrzahl, indem die einzelnen Lichtpunkte objectivirt werden. Eine Menge von Obst liegt vor uns, schillerndes Geflügel zeigt sich, wir erblicken hellblitzendes Silber und Gold oder glänzende Perlen, oder die deutsche Hausfrau sieht schönes weisses Linnen vor sich ausgebreitet, wenngleich die Zahl derer, welche, wie *Jean Paul* meint, der Teufel durch das Geschenk eines Korbes sauberer Wäsche zu einem Contract zu veranlassen vermag, auch in Deutschland immer kleiner wird. Der Religiöse sieht Engel und wohl Gott selbst in seiner Majestät und Glorie, ein Anderer glänzende Meteore, vulkanische Eruptionen, Feuersbrünste, Feuerwerke, illuminirte Städte, Säle voll Pracht und Herrlichkeit, herrliche Landschaften und Alpenglühen: Alle bewundern die Grossartigkeit der Erscheinungen, die sie im Wachen noch nie gesehen. Die Wichtigkeit dieser Reize in Bezug auf den Traum hat besonders *Joh. Müller* betont. »Die Traumbilder«, sagt er, »sind nichts anderes, als die leuchtenden Phantasmen, welche vor dem Einschlafen bei geschlossenen Augen in der Sehsinnsubstanz erscheinen«. . . . »Wenn alle äussere Sollicitation zur Lichterscheinung durch das Elementarische aufgehört, wirken nun auch die inneren organischen Reize um so mächtiger sympathische Erregungen. Jede Störung des Blutumlaufs erscheint in dieser ruhenden aber durch ihre Ruhe höchst reizbaren Sehsinnsubstanz als Lichterscheinung. Die Strahlen, die wallenden Nebel, die Lichtflecke, die Feuerkugeln, diese sich metamorphosirenden Farbenfelder, wovon unser dunkles Sehfeld bei geschlossenen Augen nie ganz frei ist, sind nichts anders als die Reflexe von Zuständen anderer Organe auf ein Organ, das in jedem Zustand sich entweder licht, dunkel oder farbig empfindet. — Diese beweglichen Meteore des dunkeln Sehfeldes sind alle plötzlich verschwunden, wenn wir die Augen öffnen, weil die äusseren Reize viel mächtiger sind. Aber in

dem lange geschlossenen ausruhenden Auge, das durch Nichts mehr als das Innere erregt wird, steigern sich diese inneren Meteore oft zu einer wunderbaren Lebhaftigkeit. Die Phantasie, sich selbst überlassen, knüpft diese wallenden, ihre Gestalt wechselnden Erscheinungen im dunkeln Sehfelde an das, was sie durch äussere Nöthigung schon einmal hat einbilden müssen«[173]. Affectionen der Unterleibsorgane, welche durch das Gangliensystem dem Gehirn und Auge übermittelt werden, verursachen bei hysterischen und hypochondrischen Personen Erscheinungen von Nebel, Spinngewebe, Gitterwerk und mannigfacher anderer Bilder. »Drückt das mit Blut überfüllte Adergeflecht der Netzhaut diese für jeden Reiz empfindliche Membran, so erscheinen die afficirten Stellen als Adergeflecht leuchtend«.

Schon oft hat man darauf aufmerksam gemacht, dass Träume mit vielen Lichterscheinungen selten bei ganz Gesunden vorkommen und ein Anzeichen irgend einer Störung im Organismus seien. Der ungewohnte Genuss geistiger Getränke kann des Schläfers Auge vielfach erregen; entweder er sieht in die helle Flamme einer Feuersbrunst oder es erscheinen ihm andere, seinem sonstigen Vorstellungskreise entsprechende leuchtende Bilder. Ein Freund erzählte mir, dass er einst, als er noch das Gymnasium besuchte, eine Prämie bekommen und darauf, wie es der Brauch ist, sich mit seinen Kameraden an einem Fässchen Bier erfreut habe. Als er nach Hause ging, disputirte er noch eifrigst mit einem anderen Schüler des Gymnasiums über die Wahrheit und Glaubhaftigkeit einer Offenbarung Gottes. Im Traum ging er darauf mit diesem Kameraden spazieren und sah um den am Himmel stehenden Mond in leuchtender Schrift die Worte geschrieben: ita est voluntas mea. Diese Worte drückten deutlich das Nachwirken der Vorstellungen vor dem Einschlafen aus; sie gaben den Inhalt zu der aus centraler Reizung entsprungenen leuchtenden Erscheinung ab.

Diese Erregungen des Auges dauern oft ebenso wie sie dem eigentlichen Traum beim Einschlafen vorhergehen, nach dem Erwachen als Nachbilder des Traumes noch fort, bis sie durch die stärkeren äusseren Eindrücke verscheucht werden. *Spinoza* spricht in einem Briefe an *Peter Balling* davon, dass er

eines Morgens das Bild eines Menschen, von welchem er geträumt, noch deutlich gesehen habe; dasselbe verschwand, wenn er mit den Augen etwas Bestimmtes fixirte, kehrte aber wieder, wenn er den Blick herumschweifen liess, bis es endlich allmählich verschwand[174]). *Jean Paul* behauptet ebenfalls, zuweilen nach dem Erwachen noch »Wahnmenschen« neben sich gesehen zu haben[175]). Nach *Joh. Müller* behalten sie zwar ihre beständige Oertlichkeit in dem Sehfelde, bedecken aber mit der Bewegung der Augen andre Theile der äusseren sichtbaren Welt (S. 36). Derselbe theilt eine Beobachtung *Gruithuisen's*, welche sogar eine ermüdende Wirkung der Traum-Empfindung ergab, mit: »Mir träumte, ich zeige einer Dame die schön violettblaue Farbe des Flussspathes auf glühenden Kohlen. Dies Experiment gelang im Traum scheinbar so gut, dass mir davon die Augen wie im Sonnenlichte geblendet wurden. Darüber erweckte ich mich, und ich hatte im Auge einen gelben Fleck. Dieser Fleck wurde endlich violettschwarz, dann öffnete ich die Augen, da ward er gegen das Fenster gehalten, dunkler als die anderen Stellen des Auges und bewegte sich genau wie andere Täuschungen im Wachen mit den Augen über die Gegenstände hin«[176]). *Burdach* berichtet, dass Jemand, der die Musterung einer Bibliothek von der linken zur rechten im Traume abgehalten hatte, die Bilder der Bücher einige Secunden lang von der rechten zur linken am Auge vorübergingen.

Beim Gehörssinn findet das umgekehrte Verhältniss als beim Gesichtssinn statt. Während bei letzterem die subjectiven Erregungen vor den objectiven vorwalten, treten bei dem ersteren die subjectiven bedeutend vor den von aussen kommenden zurück. Doch ruft das Ohrensausen auch zuweilen Vorstellungen hervor; das heftige Klopfen der Arterien wird als tobendes Geräusch vernommen und das Summen im Ohr bleibt wie die Gesichtsempfindung noch nach dem Erwachen fühlbar.

Die Empfindungen der einzelnen Sinne combiniren sich und bilden die ungeheur mannigfaltigen Traumscenen. Zuweilen aber vereinigen sie sich zu einer einzigen: wenn z. B. eine unangenehme Hautempfindung zu der subjectiven des Gesichts hinzutritt, bestimmt diese erste den Gefühlston der Vorstellung und der Träumende glaubt, eine Raupe oder ein an-

deres hässliches Thier krieche an ihm herum. Die Innervationsempfindungen bei ausgeführter oder auch blos intendirter Bewegung fehlen, obgleich sie weniger als im Wachen vorkommen, durchaus nicht ganz. Bekanntlich vergeht keine Nacht wo wir nicht Bewegungen ausführten, reflectorische sowohl als beabsichtigte; die Zahl der nur intendirten aber, besonders der zum Sprechen, ist noch viel bedeutender. Die Reflexe, welche keine Vorstellung voraussetzen, verursachen solche durch die veränderten Zustände des Muskels bei seiner Erregung. Im Wachen werden die ausgeführten Bewegungen mit dem beabsichtigten Erfolge verglichen, die Aufmerksamkeit also darauf gelenkt, die Vorstellungen selbst dadurch gehoben und die sich an dieselbe knüpfenden Associationen verdrängt; im Schlaf geschieht dies alles nicht, der Lauf der associirten Vorstellungen bleibt also ungehemmt.

Leute, denen ein Sinnesgebiet für äussere Eindrücke verschlossen ist, entbehren keineswegs gänzlich der Empfindungen und Vorstellungen dieses Sinnes. Bei vollständig Erblindeten oder Taubgewordnen erhält sich viele Jahre lang die Licht- und Klangempfindung in der Form von Träumen, Hallucinationen und Erinnerungsbildern. Der Professor *Baczko* in Königsberg, welcher im 22. Lebensjahre erblindete, wollte freilich seine Traumbilder aus dem Umstande ableiten, dass er sich früher viel mit Malen, Modelliren und anderen Kunstarbeiten beschäftigt habe. Dagegen zeigen viele andere Fälle, dass auch ohne solche Uebung Erregungen vorkommen. Baczko bemerkt, dass der blinde Flötenspieler *Dulon*, welcher in den ersten Tagen seines Lebens erblindete, also beinahe einem Blindgebornen gleich zu achten war, ihm erzählt habe, dass er zuweilen in seinen Träumen grässliche verzerrte Gestalten, allein immer nur dieselben sähe. *Biester* sagt: »In Merkendorf bei Anspach lebte noch vor wenig Jahren eine alte stockblinde Hebamme, die mir klagte, dass nichts sie mehr quäle, als öftere Erscheinungen nicht von Geistern, sondern von Thieren und Menschen, die sie leibhaftig mit grellen Farben vor sich sähe, als ob sie nicht blind wäre«[177]. Nach *Esquirol* sprach ein Geschäftsmann, welcher nach einem sehr thätigen Leben im 41. Jahre vom schwarzen Staar befallen und bald darauf Maniacus wurde, mit Personen, die er zu sehen glaubte. Auch sah

er sonderbare Dinge, worüber er zuweilen das lebhafteste Entzücken verrieth. Aehnlich waren die Erscheinungen einer tobsüchtigen, 38 Jahr alten Jüdin. Bei einigen Blinden fand man diese Erinnerungsbilder vom Wetter abhängig; bei heiterer Luft hatten sie angenehme Erscheinungen, bei trübem Wetter sahen sie verworrene Gestalten. *C. G. Carus*' Bemerkung, dass der, welcher als Kind das Gesicht verloren, alle Gesichts-Vorstellungen so vollständig vergesse, dass er sich derselben auch nicht mehr im Traume erinnere, ein Erwachsener aber die Vorstellungen nie vergesse, wenn sie auch mit den Jahren erblassten und seltener auftauchten[178]), — wird durch obige Erzählung Baczko's von Dulon und manche andere Beobachtungen nicht bestätigt[179]). Aehnlich wie *Carus* äussert sich *Burdach* und setzt hinzu, dass ein Verwundeter, der an Krücken gehen musste, eine Zeit lang mit gesundem Gange, dann nur mit Krücken sich träumte, und eine Frau, welche den Knochenfrass am Arme hatte, nie im Traume mit diesem Arme etwas verrichtete (S. 505). — Die berühmte, unglückliche Laura Bridgmann, die blind und taubstumm zugleich ist, soll während ihrer Träume wie beim Nachdenken im wachen Zustande ihre Finger bewegen[180]).

Die rhythmischen Bewegungen der Lunge bei der Respiration werden im Traum zu Flugbewegungen, nicht nur des eigenen, sondern auch anderer Körper, oder zum Niederschweben eines Engels. *Erdmann* erblickt darin ein Zeichen von Gesundheit, wenn solche Bilder vorkommen. — Das durch die Kaumuskeln hervorgebrachte Aufeinanderschlagen der Zähne gestaltet sich zu einem Ungeheuer mit geöffnetem Rachen und schrecklichem Gebiss, oder es äussert sich in milderer Weise als Ausfallen der Zähne. *Scherner* geht in der Symbolik auch hier so weit, dass er beide Reihen Zähne in zwei Reihen blondlockiger Knaben, welche in Kampflust auf einander losgehen, wiederfindet (S. 167). *Volkelt* erblickt in gemeisselten Steinen das Hauptsymbol für die Zähne, welche bei Erweichung des Zahnfleisches als mit Koth bedeckt erscheinen (S. 53); ein andres Mal entspricht der kreisförmigen Reihe der Zähne ein Kreis blondhaariger Mädchen mit zarter Leibesfarbe. Es klingt dies ähnlich, wie wenn *Scherner* an einer anderen Stelle in glatten Semmeln den nackten Leib symbolisirt sein lässt.

Was wir Gemeingefühl zu nennen pflegen, ist der Gesammteindruck der mehr oder minder harmonischen Zusammenstimmung der Functionen aller einzelnen Theile des Organismus. Je nachdem nun dasselbe gehoben oder deprimirt ist, äussert es auch seine Wirkung auf die Traumvorstellungen: das gehobene macht sich in angenehmen, das deprimirte in unangenehmen Träumen geltend, gleich wie wir im Wachen bei guter Stimmung alles in rosigem Lichte erblicken, während die üble alles unangenehm erscheinen lässt. Der Hypochonder kann sich auf böse Träume gefasst machen, der in der Fülle der Kraft stehende, heitere Jüngling hat Chancen zu angenehmen Träumen voll Lust, Freude und Liebe. — Eine Eigenthümlichkeit des Traumes besteht darin, dass sich dieses Gemeingefühl in seine einzelnen Bestandtheile auflöst und die gehobenen oder gestörten Functionen der Theile des Organismus sich einzeln objectiviren, oft in einem Grade der Störung, welcher sich dem wachen Bewusstsein noch gar nicht bemerklich macht. So ist der Traum von Zahnoperationen oft Vorläufer von Zahnschmerzen des folgenden Tages oder der anderen Nacht. In der ersten Nacht war der Schmerz nicht so intensiv, um den Schlaf zu sistiren, machte sich aber bemerklich genug, um ein entsprechendes Traumbild hervorzurufen.

Die Athembeklemmung und das Herzklopfen, manchmal durch eine schiefe Lage oder das Legen der Hände unter den Kopf und der dadurch erschwerten Circulation des Blutes hervorgerufen, lässt die Schläfer eine grosse Angst ausstehen, welche sie sich durch verschiedene Ursachen bedingt vorstellen. Eine junge Dame ist mit ihrer Toilette noch nicht fertig wenn der Ball schon beginnt; der Hausfrau sind vor einem Diner alle Speisen verbrannt, oder sie hat die Schlüssel zu den Schränken verloren und findet sie trotz aller Bemühung nicht wieder; der Geistliche soll auf die Kanzel steigen und ist zur Predigt noch nicht präparirt; der Candidat soll sein Examen ablegen und kann sich absolut auf Nichts besinnen. Die Bilder werden zuweilen drohender. Der Knabe sieht sich von Hunden, der Jüngling und Mann von Räubern oder einer Menge Feinde verfolgt, die Jungfrau wird von einem Trunkenen belästigt, der sich in den Kopf gesetzt hat, sie zu küssen, die Frau erblickt wohl gar ihr Kind in den schäumenden Fluthen

eines Stromes oder in sonstiger Gefahr, ein schweres Gewitter naht mit allen seinen Schrecken und Alles ist düster und angsterregend.

Steigert sich die Athembeklemmung zur Athemnoth, welche im Wachen als beschwerliches Athemholen empfunden wird, so entsteht das vielgefürchtete sogenannte Alpdrücken (lat.: incubus, succubus; griech.: ἐφιάλτης; franz.: cauchemar; engl.: nightmare; niedersächs.: Maar; oberd.: Schröterlein, Schretzel, Trud). Früher waren in solchen Träumen die Dämonen dominirend: Alpmännchen, schwarze und weisse Gnomen und Bergkobolde nahten sich und warfen sich dem Schläfer auf die Brust, wie die meisten wilden Stämme in neuerer Zeit noch glauben. Der Dämon Koin trachtet darnach, den Australier zu erwürgen, der böse Na hockt auf dem Magen des Karenen; der nordamerikanische Indianer, vom Schmause gesättigt, wird von nächtlichen Geistern besucht, die Cariben fühlen den Schmerz, den ihnen die Schläge des Dämons Maboya im Traume verursachen, am Morgen noch, — die Indianer Südamerikas suchen sich vor dem Besuche dieser bösen Geister durch Feuerbrände zu schützen. Auch bei den Bauern mancher Districte Europas sind die Elfen und Alpe noch nicht vergessen. Bei den Antillen-Insulanern sind es die Geister der Todten, welche verschwinden, wenn man sie fest angreift. Die Neuseeländer und die Bewohner der Samoa-Inseln erkennen in ihnen schädliche Gottheiten, — die gelegentlich übernatürliche Geburten veranlassen können, — in Lappland herrscht eine ähnliche Meinung[181]). *Augustin* selbst meint, die Besuche der incubi seien durch eine solche Menge von Beispielen bezeugt, dass man sie nicht leugnen könne. Die Chronisten *Gregor von Tours*, *Frodoard*, *Matthew von Westminster* theilen solche wunderbare Geschichten mit. *Raoul Glaber* berichtet: »Ich sah einmal Nachts gegen Morgen vor mir am Fusse meines Bettes ein scheussliches kleines Ungeheuer von kaum menschlicher Gestalt erscheinen. Es schien mir von mittlerer Grösse zu sein, einen dünnen Hals, mageren Wuchs, sehr schwarze Augen und eine enge faltige Stirn zu haben. Die Nase war breit, der Mund gross, die Lippen wulstig, das Kinn kurz und spitzig; ein Bocksbart, gerade spitze Ohren, schmutzige trockene Haare, Hundszähne, spitziger Hinterkopf, vorspringende Brust, Buckel,

welke Lenden, schmutzige Kleidung vervollständigten dieses Bild. Es fasste den Rand meines Bettes, schüttelte ihn mit furchtbarer Gewalt, und sprach: Du wirst nicht mehr lange hier bleiben. Alsbald erwache ich voller Schrecken . . . . springe aus meinem Bette, eile zum Kloster und werfe mich vor dem Altar nieder, wo ich lange Zeit erstarrt von Furcht liegen bleibe«. Er sah den Teufel noch zwei andere Male. *Guibert de Noigent* erzählt: »In einer Nacht wurde ich durch Beklemmungen erweckt; ich glaube, es war gerade Winter. Ich lag in meinem Bette und fühlte mich sicher beim Scheine einer hellbrennenden Lampe. Plötzlich schien mir das tiefe Schweigen um mich durch eine Menge von oben kommender Stimmen unterbrochen zu werden. Im selben Augenblicke wurde mein Kopf gleichsam in einen Traumzustand eingewiegt, ich verlor den Gebrauch meiner Sinne und glaubte einen gewissen Verstorbenen erscheinen zu sehen, von welchem Jemand mit lauter Stimme verkündete, er sei im Bade umgebracht. Durch diese Erscheinung erschreckt stürzte ich von meinem Platze mit lautem Geschrei fort, die Lampe verlöschte, und mitten in der furchtbaren Finsterniss erblickte ich den Dämon in seiner eigenen Gestalt neben dem Todten stehen«[182]. Papst *Innocenz VIII.* erliess im Jahre 1484 eine Bulle, welche die incubi als eine Anklage enthielt gegen »viele Leute beiderlei Geschlechts, die ihres Seelenheils vergessend vom katholischen Glauben abgefallen sind«.

Bei uns tragen die Träume jetzt mehr einen zoologischen Charakter. Der Tiger, Bär, Stier, schwarze Zottenhund, die Boa Constrictor spielen eine Rolle. Doch auch Anderes, überhaupt alles, was den Begriff grosser Gefahr in sich schliesst, kann den Inhalt zu solchen Traumvorstellungen abgeben. Dem Einen rollt ein Rad über den Leib, den Anderen trifft ein herabrollender Fels, ein umstürzendes Gebäude. Alles Schreckliche in Geschichte und Romanenwelt, die Qualen der Inquisition, das Stöhnen des von Schlangen umstrickten Laocoon und Dante's ergreifende Schreckens-Schilderungen übertrifft die Pein und Angst des Alpdrückens. Oft stossen die Schlafenden einen unarticulirten, halb durch Furcht erstickten Schrei aus, sinken erschöpft auf das Lager, um bald bei Wiederkehr der Besinnung sich am Gefühl der Errettung aus einer Lebensgefahr

zu erfreuen. Meist sind die Träume nach der Individualität verschieden, es giebt jedoch auch generelle Typen, wie als historischer der incubus der Hexen, als geographischer der Vampyrismus bekannt ist.

*Salomon Maimon* träumte einst, als er lange Zeit sich mit der Kabbala beschäftigt hatte, dass die dämonische Lilith (verführende weibliche Gottheit der Kabbala) sich auf ihn stürze, während er zu anderer Zeit nach Beschäftigung mit erhabenen Ideen die holdselige Umarmung der frommen Göttin Schechina genoss. Bei Damen, besonders nervösen, ist es nicht selten, dass sich ihnen im Schlaf ein unheimlicher Geist, der meist gespensterhaft und undeutlich bleibt, zuweilen aber auch die Gestalt bekannter Personen annimmt, nähert und auf ihre Brust stürtzt. — Einige merkwürdige Beispiele erzählt *Krauss*. Ein ganzes Bataillon französischer Soldaten, welches in einer alten Abtei bei Tropea in Calabrien einquartirt war, wurde um die Mitternachtsstunde vom Alp befallen, erhob sich wie ein Mann vom Lager und rannte von panischem Schreck gejagt, kopfüber hinaus ins Freie. Auf die Frage, was sie denn so entsetzt habe, antworteten alle wie aus einem Munde, der Teufel sei in Gestalt eines grossen, schwarzen, zottigen Hundes durch eine Thür hereingekommen, sei ihnen mit Blitzesschnelle auf die Brust zugefahren und wieder durch eine dem Eingang entgegengesetzte Thür verschwunden. Dieselbe Scene wiederholte sich in der folgenden Nacht, ungeachtet sich die Officiere nach allen Seiten vertheilt hatten um gegen den Teufel Wache zu stehen, und nun wäre keine Macht der Erde mehr im Stande gewesen, die Soldaten in ihr Nachtquartier zurückzubringen. — Diese sonderbare Erscheinung erklärt sich sehr einfach. Die Soldaten hatten an einem heissen Junitage einen forcirten Marsch von 40 Miglien gemacht, waren dann in die Abtei, die eigentlich nicht so viel Leute fassen konnte, eingepfercht worden, hatten sich dort auf ein wenig Stroh gebettet und, weil es an Decken fehlte, sich nicht entkleidet. Die Erschöpfung, das schlechte Lager und die beengenden Kleidungsstücke bewirkten zusammen die physiologische Erregung, welche bald eine nahe liegende reproducirte Vorstellung zu ihrem Inhalte nahm. Die Ortsbewohner hatten nämlich den Soldaten gesagt, in der Abtei würden sie Wunder erfahren, indem der

Teufel dort in Gestalt eines schwarzen zottigen Hundes sein Wesen treibe[183]). *Krauss* rechnet als ferneren Grund noch ein eigenthümliches Miasma dazu, welches sich besonders in leerstehenden grossen Gebäuden entwickele, und führt als Bestätigung eine eigene Beobachtung an. Als angehender Praktiker bezog er ein seit längerer Zeit leer stehendes, übrigens nach drei Seiten freies und auch sonst gut gebautes Haus niedrer Bauart, ohne beim Einzug geahnt zu haben, dass dasselbe der Tummelplatz Kerner-Eschenmayerschen Spukgesindels sein sollte. In der ersten Nacht erweckte ihn um die Mitternachtsstunde eine in ein dunkles Tuch gehüllte Gestalt, welche sich von dem gegenüberliegenden Fenster her dem Fussende seiner Bettstelle genähert hatte und sich nun gegen ihn herunter neigte, bis sie die Bettdecke berührte, dann aber rasch wieder verschwand. In der folgenden Nacht erwachte er wieder um dieselbe Zeit mit der unheimlichen Vorstellung der Spukgestalt; sie erschien auch, näherte sich der Bettdecke, verschwand aber plötzlich, ohne dieselbe zu berühren. In der dritten Nacht erwachte er nochmals mit der beängstigenden Ahnung des Gespenstes, ohne es jedoch zu sehen. Von da an wurde er nicht wieder gestört. *Krauss* hatte sich, wie er selbst meint, jetzt an die Spukatmosphäre »acclimatisirt«. Erst ein halbes Jahr später kam ihm zu Ohren, dass das Haus wegen solcher Erscheinungen berüchtigt sei. — Auf solche Miasmen deuten nach seiner Meinung auch die Alpmännchen hin, welche nach *Ennemoser* sogar die Thiere in panischen Schreck versetzen[184]) und die dem Hirten bald als ein altes Männchen mit zerrissenen Kleidern, bald als zottiger Hund erschienen.

Da das Alpdrücken gewöhnlich kurz nach Mitternacht eintritt, glaubte *Prout* es aus dem Einfluss des Blutes, welches nach seinen Beobachtungen um Mitternacht das Maximum der Kohlensättigung zeigte, erklären zu können. Das dickflüssige, venöse Blut circulirt, sagte er, langsamer und wirkt vielleicht auch auf das Centralorgan. So gelangte man zu dem Satze, dass die Geisterstunde ihren Keimpunkt in der überschüssigen Kohle des mitternächtlichen Blutes habe. Andre meinen, dass auch die geschlechtlichen Perioden nicht ohne Einfluss seien, da das Alpdrücken bei vollblütigen Personen oft scheinbar ohne Veranlassung vorkomme. Bei Manchen ist es eine Folge von Diät-

fehlern oder von Gemüthsbewegungen; geistigen Krankheiten geht es zuweilen voraus und bei organischen Herzkrankheiten, asthmatischen Affectionen, höheren Graden der Hypochondrie und Hysterie zeigt es sich in Wiederholungen. *Macnish* sagt: »Ich hatte Anfälle von diesem Leiden, wenn ich im Armstuhle sass oder mit dem Kopfe mich auf den Tisch legte. Und in der That sind dies die Körperlagen, welche den Alp am wahrscheinlichsten veranlassen können, da die Lungen dann mehr, als in jeder anderen zusammengedrückt werden. Ich habe aber auch den Alp sehr deutlich gefühlt, wenn ich auf der Seite lag und weiss viele Fälle ähnlicher Art auch bei Andern«[185].

*J. Börner* machte Versuche, indem er fest schlafenden, gesunden Menschen die Bettdecke derartig über das Gesicht schob, dass der Mund ganz und die Nasenlöcher theilweise bedeckt wurden. Der Schlafende athmete darauf in langgedehnten Zügen, sein Gesicht röthete sich, seine Athemmuskeln geriethen in angestrengteste Thätigkeit, die Halsvenen schwollen an und bei jedem Athemzug wurde ein ächzender Ton ausgestossen. Bald erfolgte unter sichtlicher Anstrengung ein Umdrehen des ganzen Körpers und Abwerfen der Decke vom Gesicht, wodurch der Schlaf wieder normal wurde. Nach dem Erwachen erzählte die Person, bei welcher man den Versuch angestellt, sie habe geträumt, der Alp in Gestalt eines hässlichen Unholdes — ein etwas rauhes Tuch gab die Vorstellung von einem rauhen, zottigen Thiere, die die Respirationsmündung bedeckende Hand das Bild eines feindlichen menschlichen Wesens, — läge ihr auf der Brust[186]. *Binz* bemerkt, dass bei Schnupfen nach einer etwas schweren Abendmahlzeit die katarrhalische Absonderung und Schwellung der Nasenschleimhaut eintritt, wenn der Mund wie gewöhnlich geschlossen ist. Dadurch wird der Luft immer mehr die Passage verlegt, es häuft sich Kohlensäure an und verursacht Angstträume, bis endlich im Verlaufe derselben der Mund geöffnet wird, der Sauerstoff einströmt und die Hirngespinnste zerstört. Neben der Athembeklemmung wird auch eine zu reichliche Abendmahlzeit Ursache der Alpträume, besonders das kindliche Alter ist denselben ausgesetzt. »In frühern Zeiten gab man ihm Amulete und Heiligenbilder in's Bett, um es

vor dem Nahen der Hexen und Kobolde zu bewahren; heute reicht eine zweckmässige Regelung der Abenddiät weiter als das kirchliche Rüstzeug«[187]).

Ein leichter Kopfschmerz, sei es ein durch angestrengte geistige Arbeit, durch Gemüthsbewegungen und andere Ursachen bedingter innerer oder durch Druck von aussen hervorgerufener, führt im Traum die misslichsten Bilder vor. Ein leiser Anflug von Schwindel lässt uns schnelle Reisen machen, wobei sich oft die Wagen im Kreise drehen. Ich träumte einmal, dass ich aus einem Bahnwagen herausspringe als der Zug schon vollständig im Gange war; ich kam glücklich und unversehrt zur Erde, fühlte mich aber mit einer gewissen Macht nach der Seite der fahrenden Wagen hingedrängt. Als endlich der Zug und mit ihm die grosse Gefahr vorüber war, fühlte ich immer noch einen gewissen Wirbel und das Drängen nach einer Seite; ich erwachte und empfand einen mässigen Kopfschmerz, den eine schlechte Lage verursacht hatte. Bei einem mässigen Rückenschmerz träumte Jemand, dass er ein Paquet geschickt bekäme; als er es geöffnet, waren Kröten darin, welche sich unter das Betttuch verkrochen. Ein geringer Intercostalschmerz wird zum Dolchstich oder Biss eines wüthenden Hundes. Ernährungsprocessstörungen üben ebenfalls einen grossen Einfluss aus, daher die schon im Alterthum sehr bekannte Erscheinung, dass vieles Essen vor Schlafengehen schlechte Träume verursacht. Doch werden wir nicht mit *Scherner* annehmen, dass der Traum dabei das ganze Eingeweidesystem unter der Form von breiten, zuweilen sehr schmutzigen Stadt-, dann engeren Dorfstrassen symbolisire. In diesen letzteren Fällen, wo die Reize des Organismus und die daraus sich ergebenden Gemeingefühle schwach sind, bestimmt oft nicht der Inhalt der Vorstellungen, sondern ihr Gefühlston die Association. Es entstehen Bilder, deren Inhalt dem Gefühlston der eigentlichen Eindrücke entspricht. Zuweilen tritt statt der Association nach Gleichartigkeit die des Contrastes hervor. Der Träumende sucht seinen Hunger und Durst dadurch zu verscheuchen, dass er Anderen beim Essen und Trinken zusieht, und die lucullische Ausstattung dieser Mahlzeiten erregt seinen Appetit nur immer noch mehr; in anderen Fällen dagegen versetzt der Durst den Schläfer in

eine von Sonnenbrand durchglühte Wüste. Eine leichte Uebelkeit erregt die Vorstellung eines drohenden Ungeheuers mit gähnendem Rachen und bereitet dem Schläfer Gefahren aller Art. Die Ursache der Träume, in welchen das Wasser eine grosse Rolle spielt, bildet in den meisten Fällen der Urindrang des Schläfers [188]; tritt dazu noch die subjective Erregung des Gesichtssinns, so schwimmen in den Flüssen und Seen in allen Farben schillernde Fische herum. Ich meine hiermit nicht, wie *Scherner* und *Volkelt*, dass die Phantasie unmittelbar den Reiz erschaue, umbilde und unter dem Bilde des Wassers oder, wie *Scherner* sagt, die Harnblase unter dem eines Koffers, Fasses, Tabaks- oder Strickbeutels, ja einer Droschke, welche im ersten Stock eines Hauses hält, weil diese Höhe der des Organs am »Leibgebäude« entspreche, — darstelle; wir haben eine dunkle Empfindung des Druckes der Harnblase und ihres Inhaltes, da diese jedoch zu schwach ist um selbst vollständig ins Bewusstsein zu treten, vielmehr den Charakter eines vagen Gefühls trägt, so wird durch sie nur die Reproduction der schon oft im Bewusstsein gewesenen, starken Vorstellung des Wassers, welche dann wieder andere Associationen nach sich zieht, veranlasst. Zuweilen bleibt die unmittelbare Empfindung in bedeutend minderer Stärke, also in relativer Selbstständigkeit neben der Reproduction stehen und bildet mit ihr zusammen ein Bild; in den meisten Fällen aber verschwindet sie völlig vor der Macht der älteren und stärkeren. Der gerade nicht vorzügliche Witz *Volkelt's*, dass eine solche Erklärungsweise gegen alle Analogie des Wachens verstosse, da es dort doch nicht Regel sei, dass Jemandem, der einen wohlschmeckenden Käse verzehre, sich die ihm ganz gleichgültige Vorstellung Butter in so üppiger Weise aufdränge, dass er darüber sofort den Käse vergessen müsse, — widerlegt unsere Ansicht keineswegs. Wenn *Volkelt* sich einmal genau im Wachen beobachtete, würde er finden, dass, wenn man sich gehen, d. h. die Aufmerksamkeit zurücktreten und die Associationen herrschen lässt, man nicht nur von Käse auf Butter, sondern noch auf ganz andere, höchst entfernt liegende Dinge gerathen kann. In jedem Moment während des Wachens drängen sich die Associationen auf, nur der energische Wille und die auf gewisse Vorstellungen gerichtete Aufmerksamkeit fixirt

diese allein und lässt die anderen zurücktreten. Sobald diese active Aufmerksamkeit nachlässt, wie im Traum und in den träumerischen Zuständen des Wachens, treten die Associationen hervor und ein tolles Spiel der Gedanken beginnt. Wenn man etwas als dem gewöhnlichen Vorstellungskreise höchst fern liegend bezeichnen will, sagt man: dies wäre mir nicht im Traume eingefallen. Man erkennt oder fühlt also allenthalben, dass der Traum in dem Laufe der Gedanken und deren Verbindungen vom Wachen abweicht und Sonderbares erzeugen kann.

Wie es zuweilen zu geschehen pflegt, dass bei Affectionen irgend eines Körpertheils der benachbarte mit erregt wird oder als erregt erscheint[189]), so theilt sich die Erregung obiger Organe den in der Nähe localisirten des Geschlechts mit. Auf diese Weise, oder auch durch unmittelbare Erregung, besonders in den bekannten Perioden, entstehen die je nach der Stärke des Reizes, der Individualität und speciellen Stimmung des Einzelnen mehr oder minder sittlichen erotischen Träume[190]).

Die zweite Hauptcategorie der Elemente des Traumes bilden diejenigen Reproductionen, welche entweder durch Association mit den äusseren Eindrücken und den Erregungen des Organismus verknüpft sind, oder selbstständig aufsteigen und dann ihre physiologische Disposition in den durch Veränderungen der Blutcirculation veranlassten automatischen Erregungen sensorischer Theile des centralen Nervensystems haben. Hier kann sich die psychische Individualität eines Jeden zur vollen Geltung bringen und die grösste Verschiedenheit der Träume verursachen, denn die Anlagen und geistigen Erwerbungen des Menschen sind sehr verschieden. *Schleiermacher* sagt: »Wenn wir zwei Individuen in einem und demselben Moment denselben Einflüssen aussetzen, so wird das Resultat in beiden verschieden sein, und der Grund der Verschiedenheit wird nicht etwa bloss darin liegen, dass dem einen schon anderes von aussen eingebildet ist als dem andern, sondern dass ein jeder schon seine eigenthümliche Art hat, das ihn von aussen Gegebene in seine Lebenseinheit aufzunehmen und zu verarbeiten, und dass diese Lebenseinheit selbst eine andere ist«[191]). Noch mehr als im Wachen zeigen sich die Eigenthümlichkeiten

der Individualitäten im Traume. Im Wachen, so lautet bereits ein Ausspruch des alten *Heraclit*, haben alle eine gemeinschaftliche Welt, im Schlafe und Traume hat ein jeder seine eigene. Alles, was der Mensch durch seine Sinne aufgenommen, was die Seele durch Verbindung und Trennung der Vorstellungen an Gedanken gewonnen, kann im Traum auftauchen. Besonders aber machen sich die Vorstellungen geltend, welche weit verzweigte Associationen und einen starken Gefühlston, oder wie *Strümpell* es nennt, »psychischen Werth« besitzen, und die gleichsam als Monarchen den sich um sie in grosser Menge gruppirenden geringeren Vorstellungen gegenüber zu betrachten sind. Als Xerxes vor seinem Zuge gegen Griechenland von diesem seinem Entschlusse durch guten Rath abgelenkt, durch Träume aber immer wieder dazu angefeuert wurde, sagte schon der alte rationelle Traumdeuter der Perser, Artabanos, treffend zu ihm, dass die Traumbilder meist das enthielten, was der Mensch schon im Wachen denke[192].

Ereignisse, welche einen Wendepunkt in unserem eignen Leben oder in dem uns nahe stehender Personen herbeigeführt haben, erfüllen die Träume sehr oft mit freundlichen oder schreckhaften Bildern. Welche Fülle der lieblichsten Scenen bietet der Traum dem Liebenden! Alle seligen Stunden der Vergangenheit geniesst er noch einmal, ja schöner und herrlicher noch erscheint ihm Alles. In einem bekannten Volks- und Liebesliede heisst es:

> Bin ich gleich weit von dir
> Bin ich doch im Traum bei dir
> Und red' mit dir;
> Wenn ich erwachen thu'
> Bin ich allein.

Es besteht eine Wechselwirkung: die Liebe ruft Traumscenen hervor und diese wirken wieder auf die Liebe zurück, bestärken und vertiefen sie. Hier, wo kein örtlicher Reiz die Bilder bestimmt, ist bei reinen Naturen Alles moralisch und zart gehalten und das Herz »jauchzt himmelan«, bis der Mensch endlich am Morgen aus diesem Paradies vertrieben wird und bemerkt, dass Alles nur »Traum und Schaum« war.

Wie die Träume der Jugend zuweilen das ganze Leben hindurch nachklingen, so wird andrerseits gerade diese Zeit,

welche uns die meisten neuen und deshalb starken Eindrücke geliefert, im Traum sehr oft in den schönsten Bildern vorgeführt. Aber auch unangenehme Vorstellungen machen sich geltend. Das Unbehagen hat *Fritz Reuter*, der, wie er selbst erzählt, als Knabe »nie ein sehr eifriger Besucher der Schule« war, bis in den Schlaf seiner späten Jahre verfolgt: in bösen Träumen »hatte er sich entweder nicht präparirt, oder irgend einer seiner vielen Lehrer hielt ihm ein schrecklich roth perlustrirtes Exercitium unter die Nase, das er ihm dann schliesslich um die Ohren schlug«. — Wichtiges und Unwichtiges, was wir längst vergessen glaubten, taucht wieder auf. In der frühesten Kindheit erlernter Sprüche und Verse erinnern wir uns wieder, wir erblicken mit der grössten Deutlichkeit eine Person vor uns, die wir seit vielen Jahren nicht wieder gesehen. So hatte nach dem Bericht *A. Maury's* der Freund desselben in seiner Kindheit die Umgegend von Montbrison besucht, wo er erzogen war. Fünfundzwanzig Jahre nachher machte er eine Reise in das Forez, um den Schauplatz seiner Jugendspiele und die alten Freunde seines Vaters wieder zu sehen, mit denen er seitdem nicht wieder zusammengekommen war. Die Nacht vor seiner Abreise nun findet er sich im Traum an das Ziel seiner Reise versetzt, an einem Ort bei Montbrison, den er vorher nicht gesehen hat. Er trifft daselbst einen Herrn an, dessen Züge ihm unbekannt sind und der ihm sagt, dass er *H. T.*, ein Freund seines Vaters sei, welchen er allerdings in der Kindheit gesehen hatte, ohne sich jedoch auf mehr als den Namen desselben besinnen zu können. Als er wirklich nach Montbrison kam, war sein Erstaunen gross, indem er dieselbe Localität und denselben *Hn. T.* dort wiedererkannte, die er im Traume gesehen hatte. Die Züge des letzteren waren nur etwas g e a l t e r t[193]). — Eine ähnliche Wirkung hat, wie *Maury* dazusetzt, die Blindheit. Ein Capitän, der in Folge seiner in Afrika erhaltenen Wunden das Gesicht verloren hatte, erzählte demselben, dass ihm seit diesem Unglück die gänzlich erloschene Erinnerung gewisser Localitäten mit äusserster Deutlichkeit zurückgekehrt wäre. Die anormale Erinnerung einer Dame bei der Gefahr des Ertrinkens ist schon besprochen worden. Häufig sind solche Erscheinungen bei manchen Krankheiten, besonders dem Fieber.

Ein oft erwähnter Fall ist die Geschichte eines Rostocker Bauers, der im Fieberdelirium die vor 60 Jahren zufällig vernommenen griechischen Anfangsworte des Johannesevangeliums plötzlich recitirte. Noch sonderbarer ist die von *Beneke* mitgetheilte Geschichte einer Bauersfrau, welche im Fieberparoxismus syrische, chaldäische und hebräische Worte aussprach, die sie als kleines Mädchen in der Wohnung eines gelehrten Predigers zufällig vernommen hatte. — »Ein Mädchen«, erzählt *Macnish*[194]), »wurde von einem gefährlichen Fieber befallen und in dem Paroxismus des Deliriums, das sich dabei einstellte, hörte man sie in einer Sprache reden, die einige Zeit lang kein Mensch verstand. Endlich ermittelte man, das es Walisch sei; eine Sprache, von der sie, ehe sie krank wurde gar nichts wusste, und von der sie auch nach der Genesung keine Silbe reden konnte. Einige Zeit lang war die Sache gar nicht zu erklären, bis man endlich weiter forschte und ermittelte, dass sie in Wales geboren und in der Sprache dieses Landes als Kind erzogen worden sei, ob sie schon solche nachher ganz vergessen hatte«. Nach *C. G. Carus* kam es einem englischen Opiumesser vor dem Eintritt der vollen narkotischen Wirkung des betäubenden Mittels vor, als ob alles, was ihm je in das Bewusstsein gekommen, mit einem Male wie eine sonnenbeschienene Gegend vor ihm ausgebreitet sei. Bekannt ist, dass nicht nur bei Sterbenden, sondern im hohen Alter überhaupt Kindheitserinnerungen besonders lebhaft hervortreten. *Wasiansky* bemerkte dies recht deutlich an *Kant*[195]). Mehrere Beispiele solcher anormaler Erinnerungen vor dem Tode und in somnambülen Zuständen sammelten *Passavant* und *Schubert*[196]). In allen diesen Fällen geht der physiologischen Veränderung im Gehirn eine Veränderung der gewöhnlichen psychischen Thätigkeiten parallel. Doch mag wohl die Erinnerung sich nie über das dritte oder zweite Lebensjahr hinaus erstrecken, da erst hier die Continuität des Bewusstseins beginnt, indem das Kind vergangene Eindrücke mit den gegenwärtigen dauernd verknüpft.

Im Traum verflicht sich nun das Alte, Vergangene mit dem Neuen, und es entstehen so Bilder der seltsamsten Art. Eine unglückliche Jugendliebe, die ja unter Umständen eine psychische Disposition zum Wahnsinn werden kann, mag sich in den Träumen sehr lange und äusserst lebhaft geltend machen,

und hier wird vielleicht der Spruch des *Terenz*, dass die Liebe steigt, je mehr die Hoffnung sinkt, am meisten bewahrheitet.

Der Mensch pflegt das räumlich und zeitlich Entfernte zu idealisiren, und der Gedanke webt um die gemeine Wirklichkeit den goldnen Duft der Morgenröthe. Die Menschheit hat ihr Paradies voll naiver Unschuld in grauer Vergangenheit und das ewige, selige, mit aller Freude und Wonne erfüllte Leben in der Zukunft. Die Völker preisen ihr vergangenes goldenes Zeitalter oder sehnen sich nach den Ländern mit dem »ewig heitern Himmel«; es zieht sie hin nach dem Lande, »wo die Citronen blühen«. So hat auch jeder einzelne Mensch seine wonnevolle Jugend und seine »schöne« Heimath. Wenn er über erstere hinaus ist, versetzt er sich gern in sie zurück und wünscht wieder jung zu sein; wenn er die Heimath verlassen, fühlt er eine tiefe Sehnsucht nach ihr und der abwesende Freund erscheint ihm unentbehrlich. Im Traum erscheinen ihm die Lieben, die dort vielleicht seiner gedenken, und es steigen empor die Bilder der Fluren, auf welchen er sich als Knabe getummelt, der Lieblingsplätze, wo er so gern geweilt, — oder die Abschiedsscene malt sich in allen ihren Details aus. Der Knabe und Jüngling dagegen, der von der grossen Welt nur das kleine Stück seiner Heimath kennt, sehnt sich hinaus in die Ferne, in das Wogen und Treiben fremder Völker; das Ungesehene zeigt sich ihm im Traum in den schillerndsten Farben, alle seine Bestrebungen und Ideale sind deshalb auf die Zukunft gerichtet. So ist der Mensch: nie lässt er sich am Gegebenen vollständig genügen, entweder er beklagt, dass die wonnige Vergangenheit geschwunden, oder er wartet mit Sehnsucht auf die Freuden der Zukunft; er sehnt sich nach der Erfüllung seines Wunsches als einem letzten, höchsten Ziel, und hat er dieses erreicht, so sieht er es mit anderen Augen an, es erscheint ihm minder begehrungswürdig, denn seine Begeisterung dafür ist geschwunden, rastlos strebt er weiter, bildet sich neue Ideale, neue Wünsche! Gerade das, was Schwierigkeiten bietet, reizt ihn am meisten. Was man den Deutschen zuweilen zum Vorwurf gemacht hat, dass sie nicht energisch in der Gegenwart zu leben wüssten, sondern durch unpraktisches Streben nach Idealen verleitet, ebenso wie sie das, was »nicht weit her« ist, gering achten,

stets ihre Hoffnungen auf die zeitliche Ferne setzen, — möchte ich für eine Eigenthümlichkeit der Menschenseele überhaupt halten, die zwar mehr oder minder durch die gewaltsamen Forderungen der Gegenwart unterdrückt, nie aber ganz vernichtet wird; denn wo sie am Tage keinen Raum findet, erfüllt sie die Träume und spiegelt dem Schläfer die Verwirklichung seiner Ideale vor. Die Hoffnung ist eine Spannung in die Zukunft, von der man sich vorwärts und hinaufziehen lässt »wie durch einen spirituellen Flaschenzug«, sagt *Scherner*[197]). Alles was die Seele nicht ganz bestimmt zu gewissen Vorstellungen zwingt, sondern den Associationen Raum zur Entwickelung lässt, sei es nach rückwärts in die Vergangenheit oder nach vorwärts in die Zukunft oder in die räumliche Ferne, hat für den Menschen einen grossen Reiz. Gerade in dem Ausklingen der Associationen und des mit ihnen verbundenen Gefühlstones, also der Stimmungen, beruht der Zauber, welchen die Einsamkeit auf Viele übt, beruht auch die Süssigkeit des Traumes und aller träumerischen Zustände des seelischen Sichgehenlassens und der Schwärmerei. Im Traum giebt man sich den Vorstellungen und Bildern der Gegenwart hin, ohne einzelne zu fixiren, spannende Erwartung liegt meist fern und wir fühlen nie Langeweile.

Die meisten Wünsche stellt uns der Traum verwirklicht dar[198]). Manches Talent und Genie, dem die Ungunst äusserer Verhältnisse die Ausbildung seiner Anlagen versagte, wird nach den Mühen des Tages im Schlafe von Träumen beglückt sein, die ihm gestatten, seines eigentlichen Wesens wieder froh zu werden. Wie vermeinter Besitz, imaginäre Erfüllung von Wünschen, deren Verweigerung oder Vernichtung einen psychischen Grund zum Wahnsinn abgaben, den Inhalt des Deliriums bilden und nach Vermögensverlusten der Kranke sich für ausserordentlich reich hält, während das betrogene Mädchen sich zärtlich geliebt sieht, — so lässt auch der Traum den Mann von den Sorgen des Daseins befreit, das Glück, welches er am Tage schmerzlich entbehren muss, geniessen und den Armen in Schätzen wühlen. Der unglücklich Liebende hält die Braut in seinen Armen und empfängt als zärtlichen Tribut die Küsse, nach denen er sich am Tage vergeblich sehnt. Ich las irgendwo von einem Manne — es war wohl ein Haus-

knecht, — der seine Absicht, zum Militär zu kommen, nicht erreichte, und bei welchem sich diese Vorstellung nun stets in den Träumen hervordrängte: während er am Tage Stiefel putzte, kommandirte er des Nachts als Major seine Untergebenen.

In letzteren Fällen wurden nicht die Vorstellungen reproducirt, welche schon am Tage vorherrschten, sondern solche, die unter die Schwelle des Bewusstseins gesunken und von den Tagesinteressen niedergehalten wurden. Diese dunklen Vorstellungen, auf welche vorzüglich aufmerksam gemacht zu haben ein grosses Verdienst *Leibnitz's* bildet, hat der Mensch in ausserordentlicher Menge. Wenn man sich diese alle auf einmal in's Bewusstsein rufen könnte, so würde man, wie *Kant* bemerkt, sich für eine Art Gottheit halten und über seinen eigenen Geist erstaunen. Dies ist aber nicht möglich, da die Enge des Bewusstseins immer nur einer kleinen Anzahl Raum gestattet. Man sieht also, wie unendlich mannigfaltig sich der Traum gestalten kann, da aus der ungeheuren Anzahl derselben abwechselnd einige aufsteigen und das Bewusstsein des Schläfers erfüllen. In Bezug auf dieses Emportauchen dunkler Vorstellungen im Traum gebraucht *Aristoteles* den sonderbaren Vergleich, dass die Erscheinungen aufstiegen, wie wiederbelebte Frösche wenn es aufthaue[199]; passender möchte man es wohl vergleichen mit dem Sichtbarwerden der Sterne am Abend nach dem Verschwinden der Sonne. Die Sterne leuchten auch am Tage, ihr Licht wird aber durch das viel bedeutendere der Sonne überstrahlt und dem Auge nicht sichtbar; ist dieses grosse jedoch verschwunden, so tauchen die zahllosen kleinen empor ebenso wie die dunklen oder »kleinen« Vorstellungen beim Verschwinden der stärkeren Interessen des Tages. Darauf beruht die leicht zu beobachtende Thatsache, dass nach heftigen Gemüthsbewegungen, traurigen erschütternden Ereignissen des Tages ganz andere heitere Vorstellungen im Traume hervortreten und den Schläfer alles Leid und Unglück vergessen lassen. Die Liebe, die der Wachende sich selbst nicht eingestehen wollte und gewaltsam niederdrückte, erfüllt des Schläfers Herz ganz[200], und am Tage nachhallend weiss sie seinen Willen allmählich zu besiegen; die im Keime begriffene, welche noch unbewusst in der Brust schlummert,

offenbart sich im Traum, wie über Nacht sich aus der Knospe eine herrliche Blume entfaltet. Da der individuelle Tact in der Wirkung dieser dunklen Vorstellungen besteht, so treten diese letzteren, wenn sie einmal am Tage nicht recht wirksam gewesen, d. h. wenn eine Tactlosigkeit begangen worden ist, im Traume hervor und es quält den Schläfer die Erinnerung. *Volkelt* sagt, dass ihm im Traume oft ein Freund erschienen sei, mit welchem er unrechter Weise den Briefwechsel längere Zeit unterbrochen hatte. Andererseits können sie durch früheres Hervortreten zur Warnung oder Aufmunterung sich gestalten. Darum stellt Socrates die Wirkung seines Dämonions, welches nichts Anderes als der individuelle Tact war, mit den Befehlen zusammen, welche dem Menschen von Gott im Traume zugingen. Aehnliches geschieht beim Gewissen, denn:

> »Verbrechen wecken unnatürliche Gewissensangst und die belad'ne Seele beichtet dem tauben Kissen ihre Schuld«.
> (Shakesp. Macbeth. A. V).

Daher erscheinen die Eumeniden oder Erinnyen der Griechen, »die Schlagenjungfrau'n mit dem bluthroth glüh'nden Blick«, welche als Rachegöttinnen jeder Unthat das personificirte Gewissen bilden, besonders dem Schlafenden, oder überhaupt in der Nacht: den unglücklichen *Orestes* quälten sie zuerst »Nachts«, als er »der Mutter Aschenkrug bewachte«[201]. Der Verbrecher durchlebt im Traum seine That mit allen ihren Nebenumständen, den ihr vorangegangenen Seelenkampf und ihre Folgen; die Geister der Ermordeten steigen auf und fluchen ihm wie dem teuflischen Richard im Lager von Bosworth. Als finstere, drohende Gestalten nahen sich die Gedanken, welche er im Wachen gewaltsam niederhielt, bis endlich auch hier ihm die Herrschaft verloren geht und dieselben in Hallucinationen, welche bekanntlich bei Verbrechern nicht selten sind, mit grosser Lebhaftigkeit emportauchen. Beide Stufen hat uns *Shakespeare* in seiner nachtwandelnden *Lady Macbeth* und ihrem hallucinirenden Gatten meisterhaft geschildert.

Besonders machen sich die Vorstellungen geltend, welche als Contraste die Gedanken und Stimmungen des Wachens überhaupt, besonders aber der letzten Tage unbewusst begleiteten. Wer am Tage eine betrübende Nachricht erhielt, schwelgt zuweilen im Traum im höchsten Entzücken, und dem

Kinde des Glücks fliessen des Nachts wohl Kummerthränen. Dies scheinen schon wilde Stämme zu beobachten, welche — z. B. die Sulus — die Meinung hegen, dass die Träume in ihr Gegentheil ausschlagen. Auf einem solchen Princip, sowie auf dem der Symbolik beruhen die Traumbücher der Inder, Perser, Araber und die meisten auf diese sich stützenden, im Mittelalter, — besonders am Ende desselben — herausgegebenen Oneirocritica[202]. Und so findet denn in den Ausläufern derselben, den »Traumbüchlein«, welche die Aufklärung der Zeit noch nicht vollständig hat verdrängen können, noch jetzt manche Schöne, dass ihr eine erträumte Hochzeit Tod, Reichthum Armuth und umgekehrt bedeute.

Nach dem Vorhergehenden wird es uns nicht schwer sein den Fall zu erklären, welchen mir eine Dame mittheilte und der nicht selten vorkommen mag. Sie habe, erzählte sie, die Nachricht von der Reconvalescenz ihrer Mutter nach einer leichten Unpässlichkeit erhalten und darauf geträumt, dass dieselbe sehr krank, fast dem Tode nahe sei. Dies bestätigte sich später auch anscheinend wunderbarer Weise, da die Kranheit sich mit stärkerer Macht wieder einstellte. War bei der Dame die Vorstellung von der Reconvalescenz der Mutter dominirend, so ist der Traum aus der Erscheinung des Contrastes zu erklären, herrschte dagegen die der früheren Unpässlichkeit und die damit verbundene Besorgniss vor, so war es die einfache Uebertreibung, welche das Bild hervorrief.

Dies Beispiel führt uns zugleich zu den zahlreichen Erscheinungen, wo nicht eine schon längst in der Seele vorhandene sondern erst in der letzten Zeit appercipirte Vorstellung im Traum hervortritt. Ein unerwartetes Ereigniss der letzten Tage in unserem eigenen Leben und derer, die uns durch Verwandtschaft, Freundschaft oder sonst wie nahe stehen, welches einen tieferen Eindruck auf uns machte, stellt sich der Seele im Traum in derselben oder in phantastisch veränderter Gestalt dar, oder wird Ursache, dass die damit durch Association verknüpften Vorstellungen hervortreten. Die Nachricht vom Tode eines Angehörigen trifft ein, ergreift und beschäftigt die Seele, und der Verstorbene selbst erscheint im Traum wieder. Vermisst ja doch der Mensch das Liebste am meisten dann, wenn es ihm durch Entfernung oder Tod ent-

rückt ist; liess es ihn früher gleichgültig, so denkt er jetzt fortwährend daran, und unablässig steht vor seiner Seele das Bild des für immer Verlorenen! — Jedoch auch weniger ergreifende, zuweilen freudige Nachrichten: das Eintreffen irgend eines Geschenkes, ein Brief von lieber Hand, interessante Einzelheiten aus der vorhergegangenen Conversation oder Lectüre, alles was am Tage vorher mit den Sinnen wahrgenommen worden, der Gedanke beim Einschlafen selbst — kann im Traume hervortreten und zuweilen auch, wie schon erwähnt, den Inhalt der durch andere Reize veranlassten Bilder und Scenen abgeben. Hat man am Tage einem Examen beigewohnt und fühlt man des Nachts eine leichte Beengung, so versetzt der Traum den Schläfer auf die Schulbank und lässt ihn alle Angst eines nicht präparirten Schülers ausstehen. Die detaillirte Schilderung irgend eines Mordes, welche wir in der Zeitung gelesen, setzt uns der Verfolgung der Häscher aus, die in uns den Thäter vermuthen. Wer über die Unsterblichkeit der Seele vor Schlafengehen disputirt, kann hoffen, Beweise für seine Ansicht im Traume zu finden. Zurüstungen zu einer Festlichkeit am Tage versetzen den Schläfer schon mitten in den Genuss und die Freuden derselben; ein Brief von lieber Hand wird Veranlassung zu einem ersehnten persönlichen Zusammentreffen, welches dem Träumenden das schönste, seligste Glück verschafft, bis er am Morgen enttäuscht wird und bemerkt, dass es eben nur »une mauvaise plaisanterie« war; die angenehme Unterhaltung mit einer Dame am Tage lässt den Schläfer eine vollständige Liebeserklärung machen, die an den sie begleitenden Annehmlichkeiten, Küssen und Kosen, Nichts zu wünschen übrig lässt.

*Maury* sah unter den Schlummerbildern die Züge einer Person, die ihn zwei Tage vorher besucht hatte und deren originelle und etwas lächerliche Gestalt ihm aufgefallen war; dann aber auch seine eigene Figur, nachdem er am Abend längere Zeit sich in dem Spiegel betrachtet hatte, um zu sehen, ob er nicht einige sichtbare Zeichen des Augenübels, an welchem er litt, entdecken könnte. Eines Abends hörte er sich in einem Mittelzustande zwischen Schlaf und Wachen ganz deutlich selbst sprechen, als wenn er in einem Saale eine Rede hielte. Namentlich fielen ihm gewisse Worte und

Phrasen in's Ohr; plötzlich trat man mit Licht in das Zimmer und er erwachte. Jetzt erinnerte er sich, dass die Phrasen, die er von sich selbst gehört zu haben glaubte, die Ausgänge von Phrasen eines Aufsatzes (composition) waren, den er vor kurzem mehrmals seinen Freunden vorgelesen[203]. — *Wundt* hatte einst in der Zeitung gelesen, dass in einer Stadt die Cholera ausgebrochen sei, dann mit einem Bekannten über eine Dame geredet, wobei ihm derselbe einige Thatsachen erzählte, aus denen der eigennützige Sinn derselben hervorging, und endlich begegnete ihm am Tage der Leichenzug eines bekannten Mannes. Nachts darauf träumte er, dass sich ein Leichenzug vor dem Hause aufstellte, an welchem er Theil nehmen sollte, es war das Begräbniss eines vor längerer Zeit verstorbenen Freundes. Die Frau des Verstorbenen, die erwähnte Dame, forderte ihn und einen anderen Bekannten auf, sich an der gegenüberliegenden Seite der Strasse aufzustellen, um an dem Zuge Theil zu nehmen. Als sie fortgegangen, bemerkte der Bekannte: »Das sagt sie uns, weil dort drüben die Cholera herrscht; deshalb möchte sie diese Seite der Strasse für sich behalten!«[204] Ich selbst hörte eines Tages in der Unterhaltung von Jemand äussern, dass ein uns bekannter junger Getreidehändler ein sehr gutes Geschäft mache und selbst bei dem Reinigen des Getreides oft gegenwärtig sei. Im Traume sah ich ihn dann vor einer Maschine stehen, welche die Form einer grossen Hechel hatte, und einzelne Getreidekörner mit den Fingern herausklauben. Ich hörte von einem Künstler, dass derselbe seine Brust in enormem Grade aufblähen könnte und sah dies Kunststück im Traume ausgeführt; von einem sehr jugendlichen Studenten vernahm ich, dass er promoviren wollte, in der folgenden Nacht begegnete er mir und ich gratulirte ihm, da er das Examen gut bestanden. Dann ritt ich im Traum, nachdem ich mich am Abend in einer Gesellschaft von Reitpferden unterhalten, ein Pferd zu Tode, ohne der Reitkunst sonst mächtig zu sein. Ein andres Mal äusserte ich kurz vor Schlafengehen zu einem Freunde, dass ich mich früher viel mit dem Studium der Geschichte beschäftigt habe: im Traume sah ich mich auf eine Bank des Gymnasiums zurückversetzt, wo ich einen Vortrag über das Leben Leibnitz's, dessen Philosophie ich am Tage zuvor stu-

dirt hatte, hielt. Ein mir bekannter Schullehrer erzählte, dass er bei dem Vorstande des Dorfes, wo er seine erste Stelle antreten sollte, seine Aufwartung gemacht und die Nacht darauf geträumt habe, er sei mit der Tochter des Schulzen verlobt. Ja höchst Unwichtiges, beiläufig Wahrgenommenes, auf welches man am Tage nicht geachtet, macht sich breit. Ich habe oft beobachtet, dass Gedanken, welche auf dem Spaziergange aufgetaucht, sofort aber wieder verschwunden waren, im Traum sich nochmals zeigten und zu ganzen Scenen ausbreiteten. Leise oder stärker angeregte Stimmungen erscheinen in voller Macht: so träume ich besonders lebhaft nach dem Besuche des Theaters.

Die in Folge centraler Reizung emportauchenden Reproductionen werden nun sowohl durch neue automatische Erregungen als auch durch äussere und innere Eindrücke vielfach unterbrochen und durchkreuzt; dadurch wechselt die Scene fortwährend, besonders in den Morgenträumen, und es entsteht die bunte Mannigfaltigkeit, die dem Traume das charakteristische Gepräge gegenüber dem wachen Denken mit verleiht.

## Capitel VI.

### Der Unterschied des Traumes vom wachen Denken.

Im *Talmud* lautet ein Spruch, dass kein Traum ohne Narrheit sei und *Cicero* redet davon, dass es nichts Verkehrtes, Barockes und aller Regel Spottendes gäbe, was der Traum nicht aufnehme[205]. In der That scheint es unmöglich, in diesem tollen Treiben feste Gesetze zu erkennen; der strengen Polizei des vernünftigen, den wachen Vorstellungslauf leitenden Willens und der Aufmerksamkeit sich entziehend, wirbelt der Traum im tollen Spiel Alles kaleidoskopartig durch einander. Was in der Wirklichkeit zusammengehört, wird zerrissen, und zusammenschmilzt, was getrennt ist und sich gegenseitig ausschliesst. Man kann hier den Vergleich anwenden, den *Goethe* an einer Stelle[206] von dem wirren Durcheinander eines verzweifelnden Gemüthes braucht: es ist »wie wenn von ungefähr unter der Zurüstung ein Feuerwerk in Brand geräth und die künstlich gebohrten und gefüllten Hülsen, die, nach einem gewissen Plane geordnet und abgebrannt, prächtig abwechselnde Feuerbilder in die Luft zeichnen sollten, nunmehr unordentlich und gefährlich durch einander zischen und sausen«. *Scherner*, der die »zarten, weichplastischen« Schöpfungen der Nacht den »batzigen Zusätzen« und der »stümperhaften Arbeit des Wachens« gegenüber und die der ersteren Kunst »in ihrer Art« höher stellt, muss an anderen Stellen auch zugestehen, dass diese Art eben zuweilen eine närrische ist. Denn wenn er Erdbeeren an Rosenspalieren findet, einen Erhängten sieht, der den Strick um die Taille geschlungen hat, wenn Sperlinge von einem Weizenfelde aus zu ihm sprechen, Musiker mit ihren Instrumenten tanzen, oder eine Frau ihren Säugling statt in Linnen in weisses Papier

wickelt[207]), — so zeigt sich darin eine sehr barocke Verbindung zwischen verschiedenen Vorstellungskreisen; einige von ihm mitgetheilte Anfänge von sogenannten »Schablonenträumen« kurz nach dem Einschlafen: »Unter den grössten Modificationen einer schlauen Westentasche verbirgt er« . . . . oder: »Ja, ja, man bricht Sperlingsprobleme« — würde Niemand im Wachen für herrliche Geistesproducte ansehen. Erinnerungen aus langer Vergangenheit und Vorstellungen der Gegenwart oder einzelne Glieder weit von einander liegender Vorstellungskreise verbinden sich zu einem einzigen Bilde, oder es entwickelt sich aus einer Reproduction und einem unmittelbaren äusseren oder inneren Eindruck eine höchst sonderbare neue Scene, worin oft die schroffsten Gegensätze friedlich neben einander bestehen. *Heermann* erzählt, dass er einst mit Kolikschmerzen eingeschlafen sei und darauf geträumt habe, der Unterleib sei ihm geöffnet und es werde an ihm der nervus sympathicus präparirt. — Nachdem *Scherner* einst mit einem Pastor einem Weingelage beigewohnt hatte, sah er sich im Traum in der Kirche und hörte den Cantor singen, erblickte aber dabei hinter dem Chor ein geräumiges Vereinszimmer, wo gegessen und getrunken wurde. Ein andres Mal traf er einen gelähmten Gelehrten mit bunter Officiersuniform auf einem Balle an; während man im Saale tanzte, zog ernst und feierlich ein Leichenzug vorüber. — *Volkelt* stellte sich einen schwarzpolirten Violin-Kasten als Sarg vor und warf statt der Erdschollen Zuckerstücke darauf. — Ich selbst träumte einst, ich wolle die Vorlesung eines Professors besuchen und mir im Hörsaal einen Platz sichern; statt jedoch wie gewöhnlich die Karte dabei zu benutzen, schrieb ich meinen Namen auf einen Handschuh, der noch dazu nicht einerlei Farbe hatte, sondern gestreift war, ähnlich wie ich vorher ein Damenkleid im Theater gesehen hatte. Ein andermal sah ich Husaren auf einem Dachboden herumreiten.

Es giebt nichts Festes und Beharrliches; schnell wechseln die Vorstellungen und die Bilder sind in stetiger Metamorphose begriffen. *Scherner* wurde auf eine Wildente aufmerksam gemacht; als er hinsah, war es ein Paradiesvogel, näher herzutretend erblickte er einen prächtig schillernden Pfau, der sich plötzlich in einen riesigen Storch verwandelte. Ein Bogen

Tresorscheine wurde zum weissen Halstuch, dann zum Damenmantel. *Gruithuisen* träumte auf einem Pferde zu reiten, welches sich in einen Bock umwandelte; letzterer wurde ein Kalb, das Kalb eine Katze, die Katze ein schönes Mädchen und dieses eine alte Frau; der Baum, auf welchen die Katze kletterte, wandelte sich in eine Kirche, letztere in einen Garten; das Orgelspiel in der Kirche endlich wurde zum Spielen der Katze auf der Maultrommel und dieses zum Gesang des Mädchens. Besonders zeichnen sich die Schlummerbilder durch solchen fortwährenden Wandel aus. Wenn man im Traum Gedrucktes oder Geschriebenes sieht und etwas genau fixirt, so verändert sich in jedem Augenblick die Stellung der Buchstaben, Silben und Satztheile. *Scherner* erschien das Wort »Philosophie« in einer Form, welche in Bezug auf Zusammensetzung sehr viel Aehnlichkeit mit »Popocatepetl« hatte. Der abstract denkende Mathematiker und der speculative Philosoph hat hier ebenso wenig Macht über seine Vorstellungen wie das Kind, welches noch nichts von Problemen und logischen Denkgesetzen weiss. — Es erscheint mir als ein unnützes Bemühen, wenn manche Forscher in diesem Labyrinth sich durch eine oft recht detaillirte Eintheilung und Classification der Träume zurecht finden wollen[208]. Die Betrachtung der Elemente des Traumes und der Associationsgesetze der Vorstellungen giebt einen solchen leitenden Faden am besten. Noch weniger fruchtbringend ist nach meiner Meinung der Versuch Einiger, das Vorkommen aller einzelnen Formen und Mittel der Poesie und Rhetorik, wie der Personification, der Hyperbel, Antithese, Ironie, aller Arten von Metaphern, der Allegorie u. s. w., im Traum nachzuweisen.

Die Haupteigenthümlichkeit der einzelnen Vorstellungen bildet ihre Lebhaftigkeit und Uebertreibung, welche ihren physiologischen Grund in der durch Veränderung der Blutcirculation veranlassten gesteigerten Reizbarkeit des centralen Nervensystems hat. Das sanfte Rauschen des Windes in den Blättern der Bäume wird zum Brausen des Orcans, das Fallen eines Buches zum Schuss; *Maury* vernahm die in seiner Nähe versuchsweise vorgenommene Reibung einer Zange mit einem Stahl als Sturmgeläut; ein leichter Schmerz irgend einer Art zeigt sich in einem hohen Grade gesteigert und das Un-

geheuerliche herrscht vor. Die Bilder treten entweder sofort in übertriebener Form auf oder werden allmählich gesteigert, besonders bei der Fortdauer eines leisen Schmerzes und einer unbehaglichen Empfindung, wie bei der Athembeklemmung. Die Gestalten blähen sich zuweilen auf wie Faust's Pudel, sie zeigen keine Proportion ihrer einzelnen Theile; alles, was dem wachen Denken unverhältnissmässig, widerstreitend und unvereinbar erscheint, bringt der Traum in Verbindung. Daher erscheinen uns die Gegenstände weniger durch ihre Umrisse und das Verhältniss ihrer einzelnen Theile anmuthig als durch die Farben. Diese haben oft einen ausserordentlich sanften Ton und die Zusammenstellung derselben erscheint uns prachtvoller als wir sie je im Wachen gesehen oder zu sehen gehofft haben. Träume von wunderschönen Gemälden, paradiesischen Gärten und ganzen Gegenden sind nichts Seltenes. Ebenso ist die im Traum gehörte Musik zumeist ausserordentlich schmelzend und wir ergötzen uns an den reizendsten Melodien. »Der Traum schafft, sowie im Grässlichen, so im Schönen, weit über die Erfahrung, ja über die Zusammensetzungen derselben hinaus und gebiert uns Himmel, Erde und Hölle zugleich« sagt *Jean Paul* treffend[209]. — Nicht nur der Intensität, sondern auch der Ausdehnung und Breite nach wachsen oft die Vorstellungen in's Maasslose; wie in Stimmungsträumen ein dauerndes Gefühl nicht müde wird stetig wechselnde Bilder hervorzubringen, die ihrem Inhalte nach sämmtlich ihren Ursprung nicht verleugnen, so pflegt auch eine momentan aufsteigende Freude oder ein kurzwährendes Missbehagen die Vorstellungen und Erscheinungen zu multipliciren. Freut sich Jemand über ein gefundenes Goldstück, so liegen sie bald wie gesät um ihn herum; das Entzücken über eine schöne Blume zaubert ganze Garben und prachtvolle, mit solchen und noch schöneren angefüllte Gärten hervor; bewundert man einige schöne Vögel, so erblickt man sofort ganze Schaaren und den Himmel davon verdunkelt; eine Dame sieht ganze Haufen von Schmuckgegenständen und ganze Berge von Stoff zu ihrer Lieblingsrobe. Wenn uns ein Ungeheuer bedroht, so sehen wir uns bald, wohin wir uns auch wenden mögen, von Gefahren umringt, und ein Bandit lockt die ganze Bande herbei.

Der schnelle Wechsel der Vorstellungen begünstigt das

Gefühlsleben, ohne es jedoch zu einer sentimentalen Vertiefung kommen zu lassen. Im Traum sind wir alle Sanguiniker; gleichmässig erregbar für alle Eindrücke, die sich uns darbieten, leben wir im Augenblicke, fixiren höchst selten eine einzelne Erscheinung, um sie selbstständig weiter zu verfolgen, sondern nehmen Alles hin, wie es eben kommt. Wie das Kind schwelgt man im höchsten Glücke und kann im Augenblick darauf bei dem Wechsel der Eindrücke bis zu Thränen gerührt werden[210]. Jetzt spielt man den zärtlichsten Liebhaber, der sich in alle Wonnen des Gefühlslebens versenkt, bald steigt eine andere Vorstellung auf und man fühlt die Süssigkeit des Gedankenaustausches über ernste wissenschaftliche Gegenstände; man tanzt in einem Ballsaal, wo Alles nur Freude und Heiterkeit zeigt, und sieht im nächsten Moment einen feierlichen Leichenzug vorübergehen, der eine ernste Stimmung veranlasst. Auch hier herrscht die Uebertreibung. Lust und Freude erscheinen intensiver und »erlebte Gräuel sind schwächer als das Graun der Einbildung«. Trotzdem sind die Gefühle und Affecte für den Organismus weniger gefährlich. Während im Wachen der Schreck bekanntlich Vielen den Tod bringt und bei Leibnitz's Nichte die Freude über die Auffindung der 6000 Ducaten unter dem Bett des Philosophen tödtlich wirkte, ist noch Niemand vor Freude oder Schreck im Traum gestorben. —Die höheren ästhetischen, sittlichen, religiösen Gefühle, Begeisterung für Freiheit und Vaterland bilden sich, wie Hochachtung und Ehrerbietung, im Traume selbst nicht, da die dabei mitwirkenden höheren Geistesthätigkeiten zurückgetreten sind, sondern sie sind, wenn sie vorkommen, der Nachhall der Tagestimmungen.

Das Gemüth ist überhaupt sehr oft die Basis der Träume. Heimaths- und Liebessehnen taucht im Traume auf und der Religiöse verkehrt mit den Engeln, sieht Gott in seiner Glorie und redet mit ihm; aber auch Zorn, Unwille und Verdriesslichkeit, sei es über eine erlittene Zurücksetzung, Ehrenkränkung oder über Chicanen und Intriguen feindlicher Neider macht sich geltend. Während im Wachen das Gefühl durch die Reflexion wie das erste Menschenpaar bald seine Naivetät verliert, sich gewissermassen schämt und verbirgt, herrscht es hier unbeschränkt, bleibt in dem Wechsel der verschiedenen Bilder bestehen und bestimmt den Inhalt derselben. Andrer-

seits hängt der eine Vorstellung begleitende Gefühlston von der Beziehung derselben zu der Summe bereits erworbener Vorstellungen ab; im Traume mangelt den einzelnen Reproductionen dieser geistige Hintergrund und damit das Mass an den sonstigen herrschenden Interessen[211]. Ferner sind die Körperempfindungen, die das Gefühl mit beeinflussen, andere geworden und damit das Gefühl uns entfremdet. Wie der Jüngling und der Mann die Glückseligkeit des Kindes für nichtig findet, weil seine Vorstellungen zahlreicher und klarer, seine Körperempfindungen andere geworden sind und das Gefühlsleben früherer Jahre ihm entfremdet ist, so kann sich ein Genesener nicht in die Träume der Krankheit zurückversetzen, während ein erneuter Krankheitsanfall dieselben wiederkehren lässt. Daher sind die Gefühle und Affecte, welche aus der Combination von Reproductionen unter einander und dieser mit den aus unmittelbaren Körperempfindungen hervorgegangenen Vorstellungen im Traume entstehen, denen des Wachens gegenüber fremdartig und verzerrt[212]. Es ist eine bekannte Erscheinung, dass Scenen, welche uns im Wachen auf das tiefste berühren würden, uns im Traume gleichgültig lassen, etwas Unbedeutendes aber uns mehr als billig aufregt; die Gefühle des Traumes erscheinen dem prüfenden Verstande des Wachenden meist absurd und närrisch. Der aus dem Wechsel der Vorstellungen hervorgegangene Affect wirkt stärkend und beschleunigend auf denselben zurück und kann wohl das Erwachen herbeiführen. Der Gefühlston der unmittelbaren Empfindungen des Gesichts- und Gehörssinns ist schon besprochen. Bei normalem Gemeingefühl sind die angenehmen, bei krankhaftem die unangenehmen Bilder vorwiegend; doch verursacht oft eine Störung im Organismus glänzende, prachtvolle Erscheinungen, die besonders durch ihre Lichtfülle sich auszeichnen. Die den Tod verkündenden Gestalten erscheinen weiss, und die hellen glänzenden Lichtgestalten der Somnambulen sowie ihre Besuche in paradiesischen, mit prachtvollen Blumen erfüllten Gegenden, ja fernen von Engeln bewohnten Weltkörpern haben eine gewisse Berühmtheit erlangt, besonders die der unter dem Namen »Seherin von Prevost« sehr bekannt gewordenen *Friederike Hauffe*[213]. Mehr als der Inhalt wirkt der Gefühlston der Vorstellungen im Traum auf die des

Wachens ein und die Stimmungen hallen lange nach. Es findet ein fortwährender Kreislauf statt: die Gefühle des Tages rufen Träume hervor und diese verstärken und vertiefen die Gefühle.

Ueber die Träume haben wir keine Macht. Eben so wenig als wir uns durch blossen Vorsatz bestimmte veranlassen können, vermögen wir, so lange wir nicht im Besitz der Weltformel sind, über den Inhalt derselben vorher etwas auszusagen. Es wäre dies ähnlich wie wenn wir sagen wollten: morgen um die und die Stunde wird mir dies einfallen und jener Gedanke sich in meiner Seele bilden. Zwar sind wir bekanntlich nicht unfähig, unsere Erinnerung zu einer bestimmten Zeit nach einem bestimmten Punkte hin zu lenken, aber wir bedürfen dazu ausser mannigfachen Mitteln der Aufmerksamkeit, des Vermögens, eine bestimmte Vorstellung aus der grossen Masse der in unserer Seele vorhandenen zu fixiren und festzuhalten. Den Vorstellungsverlauf können wir nie willkürlich sistiren, wohl aber seine Richtung bestimmen und, indem wir einzelne Vorstellungen länger im Auge behalten, sie zur Klarheit erheben und die übrigen zurückdrängen, ihn verlangsamen. Diese active Apperception aber ist im Traum entschwunden; der Lauf der Vorstellungen lässt sich nicht lenken wie im Wachen, sondern er folgt seinem eigenen Willen, nämlich dem Gesetze der Beziehung der Vorstellungen untereinander. Allerdings kann zuweilen einerseits da, wo gewisse Vorstellungsmassen immer wiederzukehren pflegen, z. B. bei Liebenden oder Religiösen, mit einiger Wahrscheinlichkeit auf den Inhalt der Träume geschlossen werden, andrerseits der Nachhall des wachen logischen Denkens den ersten Traum nach dem Einschlafen bestimmen, so dass aus den vorhandenen Prämissen der Schluss gezogen und dieser als wunderbares Ergebniss des Traumes bei Vielen ein Document für die höhere Entwickelung der Geisteskräfte abgiebt, — allein wie diese Wahrscheinlichkeitsrechnung höchst trügerisch ist, da ganz andere Dinge, ja die Gegensätze im Traum emportauchen können, so geht auch die energische Spontaneität der Seele in den meisten Fällen schon im ersten Schlafe verloren. Bereits bei der Schläfrigkeit bemerkt man ein allmähliches Erlahmen der Selbstthätigkeit; die Schlummerbilder

haben sich ihrer Herrschaft entzogen, und wenn sie zuweilen sich noch aufrafft, so sind dies immer nur Lichtblitze vor und in der völligen Finsterniss. Im Traum werden die Vorstellungen percipirt wie im Wachen, wenn die Aufmerksamkeit sie nicht erfasst; ihre Lebhaftigkeit erhalten sie nicht durch die Activität der Seele, sondern durch die ihnen parallel gehenden physiologischen Reiz-Zustände des Gehirns. Sie verweilen nicht so lange als es dem Schläfer beliebt, sondern so lange es die ihnen innewohnenden Gesetze der Beziehung und die Dauer der materiellen Bedingungen es erlauben. Schnell wie sie gekommen huschen sie vorüber und kehren sich nicht daran, ob der träumende Liebhaber seine Geliebte gern noch länger gesprochen oder geküsst, der Zornige seinen Gegner zermalmt, der Künstler ein herrliches Gemälde wie der Religiöse Gott, die Engel und das Paradies noch länger angeschaut haben möchte. Der Sprachgebrauch: »mir hat geträumt« deutet diese Passivität sehr gut an. Aehnliches können wir beobachten bei dem raschen Gedankengang im Rausch und der Ideenflucht der Irrsinnigen, wo überall physiologische Veränderungen zu Grunde liegen. — Doch zieht sich eine in den meisten Fällen minimale, in besonderen Verhältnissen aber gesteigerte Spannung durch den ganzen Schlaf hindurch, welche den äusseren Reizen entgegenkommt, sie steigert und dadurch das Erwachen herbeiführt. Die Mutter erwacht bei dem leisesten Wimmern oder Seufzen des Kindes, während alle anderen Eindrücke sie ruhig schlafen lassen. Eines interessanten, von *Brandis* erzählten Beispieles, welches eine solche innere Tendenz zeigt, wurde schon oben Erwähnung gethan. Hat man sich am Abend vorher vorgenommen, zu einer bestimmten Stunde aufzustehen, so erwacht man gewöhnlich zu früh; erst bei Gewöhnung erlangt man die Fähigkeit, zur bestimmten Stunde aufzustehen, indem das Schlagen der Uhr oder ein sonstiges Geräusch, welches sonst nur einen Traum hervorgerufen haben würde, den Schlaf verscheucht. Alle Personen, die *Kohlschütter* seinen Experimenten unterwarf, äusserten, dass sie eine gewisse Spannung während der ganzen Nacht nicht hätten los werden können. Diese Spannung hat jedoch auf die Träume selbst keinen Einfluss und hebt die Regellosigkeit nicht auf, nur die Eindrücke bringt sie einem Maximum näher.

Der rapide Vorstellungsverlauf ist der Bildung neuer Combinationen günstig; man macht oft im Traum, der überhaupt wie viele Reizungszustände des Nervensystems das Rhythmische und Metrische liebt, Gedichte, oder man kommt auf eine neue philosophische Idee. Wer Neigung und Talent zur Musik hat, componirt ein neues Stück, und der Maler findet einen neuen Gegenstand zu einem herrlichen Gemälde. Allein alle diese neuen Producte sind höchst zweifelhafter Natur. Wie der Irrsinnige das perpetuum mobile oder eine Idee, welche die ganze Erdoberfläche ändern muss, gefunden zu haben glaubt, nach der Genesung aber nicht begreifen kann, dass er solchen Unsinn nicht sofort durchschaute, so erweist sich das herrliche Traumgedicht nach dem Erwachen als höchst trivial. Die philosophische Idee, deren Tragweite wir nicht hoch genug anschlagen konnten, ist der vollendetste Unsinn, das geistreiche und glänzende Aperçu platt, ja widersinnig, der köstliche Witz höchst abgeschmackt und fade[214]). Wir sprechen geläufig in fremden Sprachen, von denen wir vorher nur sehr unvollkommene oder gar keine Kenntniss besassen; am Morgen stellt sich dann auch, wenn wir einige Phrasen davon noch im Gedächtniss haben, heraus, dass kein Wort davon richtig ist. Wenn *Scherner* sagt, dass uns »die Weichheit, der Wohlklang, der unmittelbare Fluss und das unwillkürliche Auseinanderhervorschwellen der Reime« überrasche, nachdem wir uns am Tage vergebens damit abgemüht (S. 283), so gilt dies allerdings für den Traum; andrer Ansicht aber würde man vielleicht sein, wenn man ein solches Gedicht in demselben Wortlaute, als man es in der Nacht gedichtet, am Morgen aufzeichnete. Ebenso würde uns vielleicht die im Traum gehörte Musik oder die durchwandelten Auen minder schön und himmlisch erscheinen, wenn wir dieselben völlig treu uns in das Gedächtniss rufen könnten. Dies ist aber meist nicht der Fall, sondern wir berichtigen diese Vorstellungen aus der wachen Erfahrung und glauben nun, es sei auch im Traum so gewesen. Deshalb behält der Traum immer für den Künstler seine Wichtigkeit; wenn er ihm die Ideale auch nicht unmittelbar und vollständig liefert, so regt er doch durch seine Combinationen die Schöpferkraft des Wachenden an, sie zu bilden und zu verwirklichen.

Es charakterisirt also den Traum eine bedeutende

Schwäche des Urtheils und des Schlusses. Zur Beurtheilung und zum Schliessen gehören aus der Wirkung einer Summe bereits erworbener Vorstellungen hervorgegangene Gesichtspunkte, zu welchen das Gegebene in Beziehung gesetzt wird. Da aber die vorhandenen Vorstellungscomplexe im tieferen Schlafe fast gar nicht und gegen Morgen nur in einzelnen Theilen auftauchen, so wird auch das Urtheil einseitig und schief. Man legt Gegenständen einen Werth bei, der eigentlich ganz anderen zuzusprechen wäre, hält Trivialitäten für Sublimitäten und bringt heterogene Dinge, deren Vorstellungen kurz nach einander auftauchen, zu einander in innere Beziehung. Mit Todten verkehrt man, als ob sich dies von selbst verstände, wie mit Lebenden; *Beattie* ging sogar einmal mit Hannibal über die Alpen[215]. Ein Andrer wohnte einem Leichenbegängniss auf dem Dachboden bei; ich selbst sah Husaren auf dem Dachboden exerciren. Zuweilen wird bei der Bildung von Schlüssen die logische Form erhalten, die Prämissen aber sind falsch und in denselben Subject und Prädicat gar nicht zusammengehörig, sondern aus ganz heterogenen Vorstellungskreisen entnommen. So bauen auch Irrsinnige oft auf ihren falschen Grundsätzen Urtheile und Schlüsse auf, die nach formaler Logik ganz richtig sind; da aber ihre Basis, die fixen Ideen, nichtig sind, ist das ganze Gebäude unhaltbar. Ist es auch Unsinn, so hat er doch Methode! Die Geistesproducte des Traumes bedürfen deshalb ebenso wie die des Rausches eine Berichtigung in der darauf folgenden Zeit. Was die letzteren betrifft, so wussten dies die alten Deutschen sehr wohl, die »an beiden Ufern des Rheins« sitzend, nach *Tacitus*' Bericht beim Gelage beriethen und neue Pläne machten, mit der definitiven Entscheidung aber bis an den anderen Tag warteten[216].

Da die Selbstthätigkeit der Seele im Schlaf zurückgetreten ist und meistens nur passive Apperception stattfindet, so sind hauptsächlich Association und Assimilation bei der Verbindung der Vorstellungen thätig. Was erstere betrifft, so kommt hier besonders das Gesetz der Gleichartigkeit zur Geltung, während die des räumlichen oder zeitlichen Zusammenseins und der Aufeinanderfolge, welche man auch als associative Gewöhnung überhaupt bezeichnet, — ersteres, wie *J. Stuart Mill* richtig bemerkt[217], bei Künstlern, letzteres mehr

bei Gelehrten — im Wachen vorwalten. Begriffe, Abstractionen, Inductionen und alle höheren Geistesproducte, welche auf der Association nach Gleichartigkeit beruhen, können sich jedoch nicht entwickeln, weil die active Aufmerksamkeit dabei thätig sein muss, welche hier mangelt. Die Ursache ruft uns sofort die Wirkung, das Mittel den Zweck in das Bewusstsein. Die Vorstellung von Bauholz, das Bild einer schönen im Walde stehenden Tanne oder einer Holzaxt lässt uns den daraus oder damit gefertigten Dachstuhl erblicken, welche die Zimmerleute eben aufsetzen; gleich darauf tritt der Hausherr selbst auf und verwickelt uns in ein langes Gespräch, in welchem wir alle Details seiner eigenen Erlebnisse und die Geheimnisse seiner Familie erfahren. Wenn auch nur ein ganz geringes Moment der Aehnlichkeit vorhanden ist, treten die Vorstellungen zu einander in Beziehung; während das wache Denken bei der Verbindung vorzugsweise die wesentlichen Merkmale berücksichtigt, fasst der Traum ganz unwesentliche und dabei von Vorstellungen aus ganz verschiednen Kreisen zusammen, seine Gedanken erhalten dadurch oft denselben barocken Charakter wie die des Irrsinns. In absonderlichen Verbindungen besteht freilich auch das Wesen der Thätigkeit des Genies; während aber bei diesem, was früher unwesentlich erschien, sich später als wesentlich herausstellt, bleiben die Elemente der Combinationen im Traum und Irrsinn für den vernünftigen Denker unwesentlich. Andrerseits zeigt sich das phantastische Schweifen der Gedanken im Wachen sowohl auf Spaziergängen als bei der Hingabe an Schwärmereien der mannigfachsten Art dem Traume sehr nahe verwandt. — Eine besondere Classe von Associationen, welche im Traume oft vorkommen, ist noch zu erwähnen, nämlich die nach Worten. *Maury* träumte einmal, dass er eine pèlerinage (Pilgrimsfahrt) nach Jerusalem oder Mecca machte, fand sich dann nach vielen Abenteuern, deren er sich später nicht mehr erinnerte, beim Chemiker Pelletier; dieser gab ihm nach einem Gespräch eine pelle (Schaufel) von Zink, die sein grosses Schlachtschwert in einem darauf folgenden Traum bildete. Ein Bekannter erzählte ihm, dass er sich einst im Traum im jardin des plantes befand und dort den Reisenden Chardin traf, welcher ihm zu seinem grossen Erstaunen den Roman

von Jules Janin »L'âne mort et la femme guillotinée« gab. *Maury* selbst ging einst auf einer Strasse und las auf den Meilensteinen die in Kilometern ausgedrückten Entfernungen, fand sich dann plötzlich auf einem der grossen Wagen, deren sich die Gewürzkrämer bedienen, und ein Mann häufte auf die eine Wagschale derselben Kilo-Gewichte, um *Maury* zu wägen; dann sagte ihm der Gewürzhändler: »Sie sind nicht in Paris, sondern auf der Insel Gilolo«. Es folgten darauf mehrere Bilder, in welchen er die Blume Lobelia, ferner den General Lopez, dessen beklagenswerthes Ende auf Cuba er kurz vorher gelesen hatte, sah; endlich erwachte er, indem er eine Partie Lotto spielte[218]. — Nach der Lectüre der Comoedien des Aristophanes träumte ich einst von diesen, um aber bald auf Mephistopheles überzuspringen.

Die Assimilation übt ihre Macht besonders bei der Verbindung gegenwärtiger innerer und äusserer schwacher Eindrücke mit den durch sie hervorgerufenen Reproductionen. Wir haben im vorigen Capitel viele Beispiele der Erscheinung kennen gelernt, wo eine Erinnerung die unmittelbare Empfindung verdrängt oder sich dieselbe ganz unterthan macht: die Vorstellung der bedrohenden Räuber, des Ungeheuers und der Gefahr überhaupt tritt vor der der Athembeklemmung, die des Wassers vor der Empfindung des auf die Harnblase von dem Inhalt ausgeübten Druckes u. s. w. in den Vordergrund.

Die eine gewisse Activität der Seele voraussetzende Agglutination und Verschmelzung kommt seltener vor. Zuweilen erblickt man eine Gegend, welche aus zwei bekannten zusammengesetzt ist, und man pflegt dann am Morgen zu sagen: mir war als ob ich an jenem Orte mich befinde, allein es schien mir auch wieder ein anderer zu sein.

Die Summe aller seiner psychischen Thätigkeiten, der Gedanken, Gefühle und Willensbestrebungen pflegt der Mensch unter der Einheit seiner eigenen Person, seiner Seele, seines Ichs zusammenzufassen; in den Wechsel äusserer und innerer Wahrnehmungen lässt ihn das zusammenfassende, einheitliche Selbstbewusstsein sich selbst als Besitzer aller einzelnen fühlen. Bei der Constituirung desselben sind hauptsächlich zwei Factoren thätig: erstens die von uns gebildeten dauernden Vorstellungsreihen und Gruppen, welche sich ergeben

aus den im eigenen Körper wurzelnden Bewegungsempfindungen und Gemeingefühlen und den bei der Wiederholung äusserer Eindrücke entstandenen stärkeren Erinnerungsbildern sowie deren Associationen, — dann die bereits besprochene Aufmerksamkeit oder active Apperception. Wie nun die letztere im Traum in die passive übergeht, so ist auch die Zusammenfassung ganzer Vorstellungsgruppen unter einem einheitlichen Gesichtspunkt durch die chaotische Wahrnehmung und Erinnerung nur einzelner Elemente derselben und deren fortwährende Durchkreuzung gestört. In Folge dessen fühlt sich der Mensch nur in höchst beschränkter Weise noch als »Ich«, als einheitlicher Besitzer aller seiner Vorstellungen; er ist sich nicht mehr bewusst, dass alle Wahrnehmungen und Vorstellungen die seinigen sind, sondern er setzt zuweilen einen Theil derselben aus sich heraus, legt ihn einem Anderen bei und bildet so durch Spaltung seines Ichs eine zweite Person, deren Inhalt seiner eigenen Persönlichkeit entsprungen, die Fleisch von seinem Fleisch, Bein von seinem Bein ist. Sehr häufig vernimmt der Schläfer von einer anderen Person, sei es in Form von religiöser Offenbarung und Verkündigung, oder in Conversation und im Examen, seine eigenen Gedanken, und die Geheimnisse des Tages lässt der Traum durch Andere er- und verrathen. Man versetzt sich auf die Schulbank zurück und bemerkt mit Angst und Schrecken, dass beim Examiniren der Nachbar immer mehr weiss und alle Fragen mit Leichtigkeit beantwortet, mit denen man sich selbst vorher vergebens abgemüht. So erzählt *van Goens*, dass er als elfjähriger Schüler der lateinischen Schule zu Utrecht geträumt habe, der Lehrer frage ihn nach einer lateinischen Phrase; er war der erste in der Reihe und fühlte bedeutende Angst herunterzukommen, da er die Antwort nicht fand; sein Nachbar zeigte Ungeduld gefragt zu werden und dies steigerte seine Angst bis zur Wuth, doch wurde die Frage vom Nachbar beantwortet. *Johnson* träumte, dass er sich mit Jemandem streite und der Gegner stets mehr Witz zeige als er selbst; *Lichtenberg* vergass beim Erzählen einer Geschichte den Hauptumstand und wurde erst durch einen Andern daran erinnert. Kanzel- und Kathederredner verlieren oft den Faden der Rede, welche dann von einem Anderen zu Ende geführt wird. Noch

nach 26 Jahren war es *van Goens* unbegreiflich, wie sich die Seele einen Menschen fingire, der das beantworte, was sie selbst wisse, sich aber einbilde, es nicht zu wissen. *Scherner* glaubt die Schwierigkeit einfach durch die Annahme zu lösen, dass hier ein Streit stattfinde zwischen der Phantasie und dem Verstande, welchem das Problem entsprang; dass dieser letztere bei der Herrschaft der Phantasie im Traum den Kürzeren ziehe und in Folge dessen sein Repräsentant dumm, der der Phantasie klüger erscheine (S. 293). Ich möchte es jedoch nicht für einen Streit der Seelenkräfte, sondern für einen Wettkampf einzelner Vorstellungsgruppen halten. Wie wir im Wachen eine gewisse Spannung und Unruhe empfinden, wenn wir uns trotz aller Anstrengung auf etwas nicht besinnen können, so gerathen wir im Traum in Unruhe und Affect, wenn bei theilweisem Wiederauftauchen der Aufmerksamkeit und des damit verbundenen Innervationsgefühls einer ins Bewusstsein tretenden fixirten Vorstellung sich Schwierigkeiten entgegensetzen. Tritt dieselbe endlich in das Bewusstsein, so weicht der Affect, und andrerseits erscheint sie selbst fremd und dem eigenen Ich entzogen. *Maury* berichtet, dass er einst mit einem Anderen über die Unsterblichkeit der Seele im Traum disputirte, wobei jeder entgegengesetzte Gründe geltend machte. Demselben passirte es zuweilen, dass ihm die zweite Person etwas mittheilte, was er im Wachen selbst nicht zu wissen schien. Eines Tags kam ihm das Wort »Mussidan« in Gedanken, von welchem er wohl wusste, dass es der Name einer Stadt in Frankreich war, ohne dass er sich erinnern konnte, wo die Stadt lag. Einige Tage darauf sah er im Traum eine Person, die ihm sagte, dass sie von Mussidan komme. Er fragte sie, wo diese Stadt läge; sie antwortete, es sei der Cantonsort des Departement der Dordogne. Der Traum war *Maury* beim Erwachen noch vollkommen gegenwärtig, doch wusste er durchaus nicht, ob die Person im Traume das Richtige gesagt oder nicht, schwebte vielmehr in dieser Hinsicht noch in derselben Ungewissheit als früher. Als er aber ein geographisches Wörterbuch nachschlug, fand sich zu seinem Erstaunen die Bestätigung der Aussage. Zu einer anderen Zeit, als er die englische Sprache studirte und sich gerade mit den Zeitwörtern beschäftigte, träumte er, dass er englisch zu Jemand sagen

wollte, er habe ihm Tags zuvor einen Besuch abgestattet, und dies so ausdrückte: »I called for you yesterday«, worauf ihm dieser entgegnete: »Sie drücken sich unrichtig aus, es muss heissen: I called on you yesterday«. Der Traum war *Maury* ebenfalls noch vollkommen in der Erinnerung; er griff sogleich nach einer englischen Grammatik, die auf einem Tische neben seinem Bette lag, und fand, dass die Person ganz Recht hatte [219]).

In allen diesen Fällen steigt eine Vorstellung, die während des Tages unbewusst in der Seele schlummerte, über die Schwelle des Bewusstseins. Besonders deutlich zeigt sich dies in Offenbarungs- und todesverkündenden Träumen. In diesen hat die zweite Person gewöhnlich den Charakter des Religiös-Erhabenen und spricht in Ehrfurcht erweckendem Tone; der Schläfer selbst lauscht in Ehrerbietung und Staunen und antwortet bescheiden. *Augustin* erzählt in einem seiner Briefe [220]), dass ein berühmter Arzt seiner Zeit, Gennadius, in der Jugend bei allem christlichen Sinn Zweifel über die Unsterblichkeit der Seele gehegt habe. Im Traume erschien ihm nun ein Jüngling, der, hellglänzend und mit ehrfurchteinflössendem Ansehen, ihm zu folgen befahl. Sie kamen in eine Stadt und hörten dort Töne eines äusserst lieblichen Gesanges. Auf Befragen sagte der Jüngling, es seien Lobgesänge der Seligen und Heiligen im Himmel. In einer anderen Nacht erschien dieselbe Gestalt wieder und fragte Gennadius, ob er sie kenne; dieser bejahte und erzählte zur Bestätigung seinen vorigen Traum. In Krankheiten, zuweilen auch bei blosser Altersschwäche kommt die Störung im Organismus und die sich vorbereitende Auflösung des Lebens im Traume zum Bewusstsein und der Schläfer hört durch eine fingirte Person seinen Tod, oft bis auf Tag und Stunde genau, voraussagen: so soll Christian III., König von Dänemark, seinen Tod acht Tage zuvor durch einen weissgekleideten Mann im Traume erfahren haben. Bei der Spaltung der Persönlichkeit wird der Zusammenhang der zweiten Person mit dem Träumenden am meisten klar in den Fällen, wo man sich selbst als Subject und Object fühlt. So sagte eines Tages ein Bekannter voll Verwunderung zu mir, man träume doch manchmal »närrisches Zeug«; vergangene Nacht habe er sich selbst im Sarg liegen sehen und sich als todt beklagt. Ein Analogon im Wachen bildet dazu das zweite

Gesicht (second sight), wie es besonders in Schottland vorkommt und wie es aus der oft angeführten Hallucination *Goethes*, der auf der Rückreise von Sesenheim sich selbst im hechtgrauen Rock begegnete, bekannt ist.

Neben der Zusammenfassung ist eine Hauptthätigkeit des Bewusstseins die Trennung. Der Mensch trennt die Vorstellungen von einander und unterscheidet in der Gesammtheit seiner psychischen Thätigkeiten die dauernden Vorstellungsgruppen von den einzelnen wechselnden Eindrücken; so erhält das Ich die Macht, ordnet mit Hülfe der Aufmerksamkeit die einzelnen Vorstellungen nach gewissen Gesichtspunkten in bestimmte Kreise ein und hält sie von den ihnen der Art nach verschiedenen fern. Ebenso erkennt er den Unterschied zwischen den schwächern Erinnerungsbildern und den stärkeren gegenwärtigen Empfindungen einerseits, sowie bei diesen letzteren zwischen denen des eigenen Organismus und den von aussen kommenden andrerseits. Dadurch lernt er seinen Körper den ihn afficirenden Aussendingen und sein Ich als die Summe der Körperempfindungen und der psychischen Thätigkeiten überhaupt anderen Wesen, denen er eine von seinen Empfindungen und Vorstellungen unabhängige Wirklichkeit nach Art der eigenen zugesteht, gegenüberzustellen. Wenn wir auch nicht in jedem Falle klar erkennen, was nur unsere subjective Vorstellung ist und was dem äusseren Objecte selbst an sich zukommt, so weiss doch Jeder im wachen, gesunden Zustande, dass eine blosse Erinnerung etwas Anderes ist als das wirkliche Anschauen und Hören in der Gegenwart, und in den meisten Fällen vermögen wir die Producte der Einbildungskraft von der Wirklichkeit zu trennen. Anders ist es im Traum und im Wahnsinn, wo die Steigerung der centralen Reizbarkeit den Producten der Phantasie eine Lebhaftigkeit verleiht, wie sie sonst nur unmittelbare Eindrücke besitzen, und wo die Selbstthätigkeit der Seele zurücktritt. Hier halten wir alles für wahr, was die Einbildungskraft uns vorspiegelt; Vergangenes glauben wir nicht in der Erinnerung, sondern in Wirklichkeit noch einmal zu durchleben, die Hoffnungen und Wünsche erscheinen nicht nur ideal, in Gedanken, sondern auch in der Wirklichkeit erfüllt. Wir meinen in Wahrheit himmlische Musik zu hören und uns in paradiesischen Gegen-

den zu befinden; der Räuber würde uns nicht so viel Angst einjagen, wenn wir ihn nicht für wirklich hielten, und der Liebende geniesst nur dadurch das höchste Glück, dass er kein Phantom, sondern die Geliebte in Fleisch und Blut in den Armen zu halten glaubt. Die Vorstellungen, deren Intensität bei der engen Begrenzung des Bewusstseins im Traum noch mehr gesteigert erscheint, werden nach aussen versetzt, und in diesem täuschenden »Wachsfigurenkabinet« glaubt der Schläfer unter lebenden Wesen und wirklichen Dingen zu verkehren; er lässt sich täuschen wie durch die Mährchen die Jugend, wo die Seele sich gern mit dem beschäftigt, was Reiz gewährt, ohne dass es wahr ist. Wenn wir uns im Wachen dem freien Spiele der Associationen überlassen, so sind wir auch, nachdem eine Anzahl von Vorstellungen an uns vorbeigerollt, ohne dass die Aufmerksamkeit sie fixirte, geneigt, sie für wirklich zu halten; dies letztere geschieht jedoch nur in den seltensten Fällen, da die Erinnerungen nicht ganz die Stärke unmittelbarer Eindrücke besitzen und wir die Fähigkeit haben, uns sofort an der Aussenwelt zu orientiren. Im Traum dagegen wirken immer nur einzelne Eindrücke von aussen mit, denn erscheinen sie in höherem Grade combinirt, so führen sie das Erwachen herbei; sie haben keine grössere Intensität als die Erinnerungen und sind nicht im Stande, die Aufmerksamkeit des Schläfers und sein Selbstbewusstsein zur Reaction aufzufordern. Dieser ignorirt die wirkliche Aussenwelt, in welcher er sich nicht zu orientiren vermag, und construirt sich eine neue aus seinen eigenen Vorstellungen: im Wachen haben wir alle eine gemeinsame Welt, im Schlaf hat jeder seine eigene, lautete ein Ausspruch *Heraclit's*, und *Fichte* hatte die Ansicht, dass die Traumgebilde vom individuellen Subject, die Vorstellungsgebilde der wirklichen Welt aber von der Gattungs- oder Menschheits-Person, dem absoluten Ich producirt würden. Der Träumende führt selbst ein Drama auf, in welchem er Spieler und Zuschauer zugleich ist. Erst am Morgen kurz vor dem Erwachen, wenn mehrere Eindrücke der Aussenwelt combinirt empfunden, die Situationen affectvoller werden und die höheren Geistesthätigkeiten wieder auftauchen, weiss man sich zuweilen aus aller Noth und Bedrängniss dadurch zu retten, dass man Alles für einen Traum und Humbug erklärt[221]).

Der Begriff der Causalität wird im Traum nicht vernichtet, sondern nur falsch angewendet, obgleich der Schläfer nicht »bewusst und abstract«, wie *Volkelt* sagt, sondern wie ein Kind, das von der Wichtigkeit des Causalitätsbegriffes noch Nichts gehört, mit ihm operirt. Wie in den einzelnen Scenen die Wirkung aus der Ursache in Gemässheit der Associationsgesetze hervorgeht, so nimmt der Träumende nicht minder als der Wachende an, dass seinen Empfindungen und Vorstellungen etwas ausserhalb entsprechen müsse; da ihm jedoch die Unterscheidung zwischen objectiven Eindrücken und subjectiven Empfindungen fehlt, so legt er beiden Realität zu Grunde und erschafft sich aus wenigen unmittelbaren Empfindungen und vielen Erinnerungsbildern eine neue Welt; er projecirt seine Subjectivität hinein und schaut sie dann als etwas Selbständiges an. Ja wir fühlen oft den starren Eigensinn derselben und erfahren, dass unsere Traumumgebung unserer Willkür nicht gehorcht. Der Naturmensch hat noch nach dem Erwachen die Ansicht, Alles wirklich erlebt zu haben, der cultivirte dagegen pflegt beim Erzählen der Träume zu sagen: »Mir schien es, als ob es so wäre«[222].

Der Schläfer versetzt die Gegenstände in Raum und Zeit, und die Seele fühlt in dieser Hinsicht ihre Schranken nicht weniger als im Wachen. Es braucht nach dem Vorhergehenden wohl kaum näher ausgeführt zu werden, dass, wenn wir von den entferntesten Gegenden und Ländern träumen, unsere Seele nicht etwa wirklich sich dort befindet[223], wie Manche annehmen, ebensowenig wie sie in die graue Vergangenheit zurück oder voraus eilt, um zu schauen, was ihr im Wachen versagt war. Die Scenen spielen an den verschiedensten Orten und wechseln mit rapider Schnelligkeit ihren Schauplatz, aber stets ist der Raum, den man überblickt, eng, die Umgrenzung dunkel und die Unterscheidung der einzelnen Distancen schwach. Das Bewusstsein der Zeit ist bei der zerstückten Erinnerung in hohem Grade verändert und umfasst trotz der grossen Mannigfaltigkeit immer nur einige Momente zugleich. Wir unterscheiden nach der rein successiven Association der Vorstellungen, ohne reflectirend zu vergleichen, zwischen früher und später, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, vermögen uns aber nicht die Ereig-

nisse ihrer ganzen Länge und Dauer nach vorzustellen; bei einer Reise tauchen die Vorstellungen der einzelnen Anhaltepunkte und der inzwischen verflossenen Zeit nur der Reihe nach auf. Das Gleichzeitige und Gleichräumliche kommt uns auch nur rein associativ durch das Gesetz der Coexistenz zum Bewusstsein.

Nachdem wir somit den Zustand der einzelnen Geisteskräfte im Schlaf betrachtet haben, können wir übergehen zu der Erörterung, ob dem Menschen seine Traumgedanken zuzurechnen sind, oder nicht. »Quel n'a pas été le sort des aliénés! On les a battus, emprisonnés, enchainés, brûlés, on les a consultés comme des oracles, honorés comme des dieux« (»Was haben die Geisteskranken nicht für Schicksale gehabt! Man hat sie gegeisselt, eingekerkert, gefesselt, verbrannt; man hat sie um Rath gefragt wie Orakel, geehrt wie Götter«) — ruft *Leuret* aus, und das Gleiche könnte man von denen sagen, die bedeutungsvolle Träume hatten. Ein römischer Kaiser liess einen seiner Unterthanen, der geträumt hatte, dass er dem Kaiser den Kopf abschlüge, hinrichten, indem er sagte, dass, wer so etwas träume, auch derartige Gedanken im Wachen haben müsse. Ohne auf ähnliche düstere Anschauungen mancher Sittenlehrer alter und neuerer Zeit [224]), nach welchen man am Ende jeden einzelnen Menschen dafür verantwortlich machen müsse, dass in ihm eine gewisse Anlage zum Verbrecher liegt, welche die Erziehung und das eigene sittliche Bewusstsein niederhielt, — führe ich aus der eigentlichen Traumliteratur die etwas mildere Ansicht *Hildebrand's* an, welcher dem Menschen für jede im Traum begangene Sünde ein Minimum von Schuld zusprechen will, da sich keine Traumthat denken lasse, »deren erstes Motiv nicht irgendwie als Wunsch, Gelüst, Regung vorher durch die Seele des Wachenden gezogen wäre« [225]). Er folgt der Meinung *Plato's*, dass ein Vollkommener nie etwas Unreines träumen würde. Je reiner das Leben, desto reiner sei der Traum, je unreiner jenes, desto unreiner dieser. *Volkelt* macht gegen die Bemerkung *Schopenhauer's*, dass Jeder im Traum seinem Charakter gemäss handle und rede, den richtigen Einwurf, dass, wenn dies richtig wäre, Jedermann sich für ein höchst schamloses, unsittliches und verrücktes Individuum erklären müsse (S. 22), und schon

*Kant* sagt, dass im Schlafe Dinge vorkommen, die von unserer sonstigen Denkart himmelweit verschieden sind[226]. Es ist zu berücksichtigen, dass die Associationen im Traume ablaufen und die Vorstellungen sich verbinden, ohne dass Reflexion und Verstand, ästhetischer Geschmack und sittliches Urtheil etwas dabei vermögen; das Urtheil ist höchst schwach und es herrscht ethische Gleichgültigkeit vor. Andrerseits ist es auch nicht vollständig richtig, wenn *Kant* meint, der Traum sei wohl dazu da, um uns die verborgnen Anlagen zu entdecken und zu offenbaren, nicht was wir sind, sondern was wir hätten werden können, wenn wir eine andere Erziehung gehabt hätten[227]. Dies ist zwar sehr oft in Folge des Emporsteigens dunkler Vorstellungen der Fall, gilt aber nicht für jeden Traum. Man beachtet dabei nicht die zahlreichen Erscheinungen, wo eine reproducirte Vorstellung mit einer gegenwärtigen, oder Reproductionen ganz verschiedener Vorstellungskreise unter einander sich zu einem Ganzen verbinden und dadurch oft Dinge, die man von dem schlechtesten Menschen las oder hörte, auf das eigene Ich bezogen werden. Wenn *Jean Paul* meint, dass Vorstellungen von Hörensagen, welche man nicht selbst erlebt, im Traume nicht auftauchen[228], so ist dies ein Irrthum. Man hat äusserst zahlreiche Beispiele, dass nach der Lectüre oder Unterhaltung von einem begangenen Mord oder einer anderen Schandthat irgend ein Gefühl des Unbehagens den Schläfer nöthigt, sich dasselbe durch die Erinnerung des Mordes zu erklären; er wird wegen des Verbrechens von Häschern verfolgt, und wenn er zuweilen sich auch für unschuldig hält, fühlt er in manchen anderen Fällen doch die Last der Uebelthat und fürchtet sich ungeheuer vor der Strafe. Ein des Mordes, Diebstahls oder irgend eines Verbrechens unschuldig Angeklagter kann in Folge der vorhergegangenen Verhöre einen äusserst lebhaften Traum haben, in welchem er sich als Thäter fühlt und alle Einzelheiten der That durchmacht, ja sie im Affect laut erzählt, ohne dass dies ein stricter Beweis für seine Schuld wäre.

Schon die bei stärkerer örtlicher Reizung entstandenen erotischen Träume lassen oft die Anwendung eines scharfen sittlichen Maassstabes unzulässig erscheinen. Man ist im Schlaf weder vollständig ein Cato, noch ein Plato. — Mit Recht macht *Spitta* darauf aufmerksam, dass Manche durch die Befriedigung

der Begierden den Reiz auslösen, während das bei sittlichen Naturen nicht der Fall ist[229]. Der unreine Gedanke, durch dunkle Organempfindungen, besonders in der Pubertätsperiode aber auch später sehr oft, hervorgerufen, sucht fortwährend sich geltend zu machen, wird aber immer wieder niedergedrückt so lange das Selbstbewusstsein thätig ist, schwindet dieses, so taucht er mit verstärkter Macht auf und das Unbestimmte wird phantastisch in den kühnsten Bildern ausgedeutet. Ein im Wachen ganz sittlicher Mensch kann von Dingen träumen, über die er sich später selbst entsetzt; die sporadische Erinnerung vermag nicht die Menge von Vorstellungen geordnet in das Bewusstsein zu rufen, die ein Urtheil ermöglichen, der rapide Verlauf beschränkt die Dauer ihres Verharrens auf demselben Klarheitsgrade noch, und die Gedanken und Handlungen entziehen sich dem Forum eines strengen Richters. Wie dem Irrsinnigen, der unter dem Zwange eines kranken Bildungsprocesses des Körpers und der Seele steht, oder dem an Fieberparoxismus Leidenden seine Gedanken nicht zurechenbar sind, so ist auch der Schläfer nicht für seine sonderbaren Träume verantwortlich zu machen. Wir können nicht mit *Pfaff* sagen: »Erzähle mir eine Zeitlang deine Träume und ich will dir sagen, wie es um dein Inneres steht«, denn

»Wir sind nicht wir,
Wenn die Natur, im Druck, die Seele zwingt,
Zu leiden mit dem Körper«[230].

Bei manchen Verbrechern haben lebhafte Träume den ersten Gedanken an die Unthat angeregt, und am Tage verhinderten körperliche und geistige Störungen das sittliche Urtheil, denselben niederzudrücken[231]. Auch kann es geschehen, dass ein im Traum gefasster Vorsatz eine Leibesbewegung veranlasst, die ihrerseits Veränderungen in der Aussenwelt bewirkt, welche von dem Traumvorsatze völlig abweichen; eine Mutter hat z. B. den Traum, ihr Haus brenne, sie wirft ihr Kind, um es zu retten, zum hohen Fenster hinaus, wodurch es in Wirklichkeit zerschmettert wird und stirbt; oder es träumt Jemand, sein Schlafkamerad wolle ihn ermorden und misshandelt ihn in Folge dessen aus Nothwehr. *Hoffbauer* erzählt einen Fall, wo in Schlesien ein Mann, welcher in einem Wagenschuppen schlief, um Mitternacht aufwachte und eine Gestalt

auf sich zu kommen sah. Als dieselbe auf seinen Zuruf nicht antwortete, ergriff er sofort eine Axt und schlug die Gestalt in der Schlaftrunkenheit nieder. Durch das Stöhnen erweckt und zur Besinnung gebracht erkannte er, dass er seine Frau, welche in demselben Schuppen schlief, erschlagen hatte. Ein anderer Fall dieser Art, wo ein französischer Edelmann seinen Bruder, den er mit der Pistole in der Hand bewachte, durch ein Traumbild erschreckt, erschoss, erregte im vorigen Jahrhundert allgemeines Aufsehen.

Der Zurechenbarkeit näher stehen jene Fälle, wo ein im normalen Zustande gefasster Vorsatz während des anormalen ausgeführt wird. Gundisalve, ein spanischer Schulmeister, pflegte des Nachts im Schlafe die Kinder zu lehren, sie zu schelten und zu singen, als ob er Schule hielte. Ein Klosterbruder, welcher mit ihm in einer Kammer schlief, drohte, ihn mit der Ruthe zu peitschen, wenn er des Nachts nicht ruhig wäre. Da stand der Schulmeister in einer Nacht auf und stiess eine grosse Scheere einige Mal in das Kissen seines Gefährten, der ihn glücklicherweise, noch wachend, hatte kommen sehen und sich rettete. Von einem anderen Nachtwandler wird erzählt, dass er mit dem Degen an der Seite über die Seine schwamm und denjenigen ums Leben brachte, den zu morden er sich wachend vorgenommen hatte. Ein Seiler in Halle ermordete während des Schlafwandels seine Geliebte, mit welcher er sich wenige Tage zuvor entzweit hatte. *Hennings*[232] erzählt einige Beispiele, wo Leute sich für Nachtwandler ausgaben, theils um Mitleid zu erregen, theils um sich ein Ansehen und den Schein der Heiligkeit zu geben — so predigte ein Jesuit jede Nacht mit grosser Gelehrsamkeit im Schlafe. — theils endlich, um der Liebe Opfer zu bringen. »Auch fehlt es nicht«, sagt er, »an Beispielen solcher Personen, welche, um den Zweck ihrer Neigung zu erreichen, die Larve der Nachtwandler angenommen haben. Dahin gehört jener Bauer, der zu Aussig in Böhmen oft des Nachts aus dem Bette stieg, die Treppen auf- und abging und dabei die Magd im Hause fleissig besuchte, so dass nach neun Monaten ein lebendiger Erfolg dieser Besuche zum Vorschein kam«.

Ein Schutzmittel gegen den zu grossen Einfluss der barocken, ja gefährlichen Gedanken des Traumes auf das wache

geistige Leben besitzen wir in der leichten Vergesslichkeit derselben. Schon als Gymnasial-Primaner fand ich es bei der Lectüre der Ilias nicht recht mit der Erfahrung übereinstimmend, wenn *Homer* schildert, wie Agamemnon und Achilles sich aller Einzelheiten der in der Nacht gehabten Träume am Morgen erinnern und die darin erhaltenen Winke und Befehle richtig ausführen. An einige Träume erinnert man sich, an andere nur verworren, an dritte gar nicht, besonders wenn man darüber wieder einschläft; haben sie mehrere Scenen gebildet, so verwischt sich meist in der Erinnerung die Reihenfolge derselben. Zuweilen sagt uns nur ein sanftes Nachklingen, dass wir geträumt haben, ohne dass wir uns besinnen können, was; man spricht häufig im Schlaf, weiss aber am Morgen nichts mehr davon und wundert sich, wenn Andere es wollen gehört haben. *Burdach*, der von seinem zehnten bis gegen das dreissigste Lebensjahr von Zeit zu Zeit Anfälle von Schlafwandel bei sonst vollkommener Gesundheit hatte, sagt von sich selbst: »Ich habe während dieses Zustandes Handlungen vorgenommen, die ich blos deshalb als die meinigen anerkennen musste, weil sie von niemand Anderm konnten vollzogen sein; so war es mir eines Tages unbegreiflich, als ich beim Erwachen bemerkte, dass ich kein Hemd anhatte, und so blieb es trotz der grössten Anstrengung mich zu besinnen, bis das Hemd in einem andern Zimmer zusammengerollt unter einem Schranke versteckt gefunden wurde. Einmal wurde ich im Schlafwandel durch die Frage geweckt, was ich suche? Mein erster Gedanke war, ich dürfe es nicht verrathen; in demselben Augenblick aber fragte ich mich selbst, was ich denn gewollt und nun zu verschweigen habe, und strengte mich an die Erinnerung zu finden, aber vergeblich«. Am meisten haften im Gedächtniss die dem Morgen zunächst liegenden, die entfernteren bedeckt mehr oder minder dichte Finsterniss; auch bleiben diejenigen länger haften, deren Vorstellungen in Folge der sich aus den Situationen entwickelnden Affecte eine grosse Lebhaftigkeit und Gefühlswärme besassen. Ja, gerade das Barocke und Bizarre ist es oft, was ihre Wirkung beharrlicher macht: alles Ungewöhnliche, Ungeheuerliche erregt am meisten unser Interesse, und das Sonderbare, Fremdartige merken wir eher als das, was uns

gleichgiltig lässt. Deshalb behalten wir meist gerade die Träume, welche ihrem Inhalte und ihrer Form nach am weitesten vom wachen Denken und der wirklichen Welt abweichen. Schon der Säugling träumt, aber erst um das siebente Jahr fängt, wie *Burdach* bemerkt, das Kind an, seine Träume zu erzählen, während sie früher spurlos (oder besser erinnerungslos) vorübergingen; auch sind dieselben in solchem Alter äusserst lebhaft und man hat Beispiele, wo Träume der Kindheit während des ganzen Lebens nachhallten. — Die Gründe für die schnelle und leichte Vergesslichkeit sind theils physiologischer, theils psychologischer Natur. Da die Traumvorstellungen veränderten organischen Bedingungen ihre Entstehung und ihren speciellen Charakter verdanken, so können sie eigentlich auch nicht mehr bestehen, wenn diese nicht mehr vorhanden sind oder wenigstens, wie *Siebeck* meint (S. 12), nur so lange, als der Reizzustand des Gehirns in das Wachen noch hineinreicht. Kehrt dieselbe physiologische Disposition wieder, so erscheinen auch die Vorstellungen aufs Neue; häufig erinnert man sich an Träume, die man am Tage vergessen hatte, in der folgenden Nacht wieder, wie das von *Augustin* berichtete, oben angeführte Beispiel des Jünglings Gennadius zeigt. Bekanntlich setzen Somnambülen die unterbrochenen Reisen in fernen Welten bei erneuten Anfällen fort, erinnern sich alles Vorhergegangenen und ihre Berichte setzen oft in demselben Zeitmomente ein, wo die früheren Erscheinungen aufhörten. Aehnliche Beobachtungen hat man an Nachtwandlern gemacht, die während des Tages absolut nichts mehr von ihren seltsamen Wanderungen wussten. So erfuhr ein Freund *Burdach's* eines Morgens, dass seine Gattin in der letzten Nacht auf dem Kirchdache gesehen worden sei; als er sie im Mittagsschlafe leise, den Mund gegen ihre Herzgrube gerichtet, nach ihrer Wanderung fragte, stattete sie einen vollständigen Bericht ab und erwähnte unter Anderem, dass sie an einem Nagel auf dem Kirchdache sich den Ballen des linken Fusses verwundet habe; nach dem Erwachen bejahte sie mit Befremdung die Frage, ob sie an der bezeichneten Stelle Schmerz empfinde, und konnte sich, als sie die Wunde fand, nicht erklären, wie sie entstanden sei.

Deshalb lassen die Vorstellungen, trotzdem sie sämmtlich

sehr lebhaft zu sein scheinen, keine Wirkung zurück, die zu dieser Intensität im Verhältniss stände; dieselbe ist nur momentan wie ihr Auftauchen selbst. Da sie zumeist aus den sonst unter der Schwelle des Bewusstseins liegenden hervorgegangen, ist es nicht zu verwundern, wenn sie von den stärkeren des Wachens wieder unter diese Schwelle herabgedrückt werden. Träumen wir aber mehrere Male dasselbe, so gewinnen sie durch Wiederholung eine stärkere Kraft, erregen das Interesse und haften im Gedächtniss.

Ferner lässt das Ungewöhnliche und Sonderbare ihrer Verbindungen sie schnell vergessen; sie treten selten ganz einzeln auf, meist in bizarrer Zusammensetzung, die dem wachen Denken zu fern liegt, als dass hier ein Eindruck die Reproduction einer ganzen Reihe von Traumvorstellungen veranlasste. Was hier verbunden, ist dort getrennt und was uns hier heterogen und einander schlechthin ungleich erscheint, wird dort verknüpft. Es ist nicht richtig, was *Schleiermacher* sagt: »Das ist gewiss ein sehr seltener Fall, dass man sich später erst eines Traumes erinnern sollte, dessen man sich nicht gleich beim Erwachen erinnert hätte«[233]), denn zuweilen erfahren wir im Laufe des Tages etwas Aehnliches in gleicher oder ähnlicher Beziehung, dann vermögen wir uns auch einzelner Traumscenen zu erinnern, ohne sie jedoch gewöhnlich lange zu behalten. Dazu kommt bei den Meisten eine specielle Interesselosigkeit für die Paradoxien des Traumes. Der energische, den Tagesinteressen sich widmende Praktiker bekümmert sich nicht um solche Faseleien; sie gehen verloren ebenso wie die Geschichte, die man uns aufdrängte und die ohne Zusammenhang oder uninteressant war. Vermehrt man das Interesse, so steigert sich auch die Erinnerungsfähigkeit; es ist bekannt, dass man Kinder, so zu sagen, an das Träumen gewöhnt, wenn man ihnen erlaubt, ihre Träume zu erzählen, und führt man bei methodischer Erforschung dieser Geheimnisse ein Verzeichniss, so sind die Träume meist am Morgen noch im Gedächtniss und zur Notiz geeignet.

---

## Capitel VII.

### Ungewöhnliche Träume.

Eine strenge Scheidung zwischen gewöhnlichen und ungewöhnlichen Träumen ist schwer durchzuführen. In diesem Gebiet, wo die Regellosigkeit herrscht, ist Alles ungewöhnlich, hat man sich aber einmal in dem Chaos zurecht gefunden, so erscheint eben Nichts mehr auffallend, da der Traum seinem Wesen nach jeder Sonderbarkeit einen Platz vergönnt. Das Alpdrücken, Fälle von Erinnerungen aus langer Vergangenheit, religiöse Offenbarungs- und Todesverkündigungs-Träume, welche ungewöhnlich genannt werden können, haben wir schon in den vorigen Capiteln erwähnt und andrerseits gehören die Bewegungsträume, die wir jetzt behandeln wollen, in ihren mässigen Graden unter die Classe der gewöhnlichen, da bekanntlich fast keine Nacht vergeht, wo wir nicht Bewegungen ausführten. Da sie jedoch bei höherer Intensität ungewöhnlich werden und also wie die der Athembeklemmung in ihren verschiedenen Abstufungen Beispiele für beide Classen liefern, so vermitteln sie am besten den Uebergang.

Den einen Theil des menschlichen Willens, die Aufmerksamkeit oder die active Apperception, haben wir erörtert und gefunden, dass dieselbe im Schlaf minimal geworden ist; anders verhält es sich mit dem anderen Theil, welcher auf sensorische Reize durch die motorischen Nerven die Muskeln erregt und geordnete willkürliche Bewegung vermittelt. Wie im Wachen nicht auf jede Empfindung Bewegung erfolgt, so auch im Schlaf; wir denken uns, dass wir sprechen und handeln, thun es jedoch in Wirklichkeit nicht. Wir haben somit zu unterscheiden zwischen bloss angestrebten oder intendirten und wirklich ausgeführten Bewegungen. Die ersteren sind im

Schlafe ausserordentlich häufig und es vergeht kein Traum ohne sie. Die meisten Eindrücke rufen die Tendenz der Bewegung hervor, und im Schlaf, wo die Aufmerksamkeit dieselbe nicht unterdrückt, hängt es nur von der Stärke des Eindruckes ab, ob sie in die Wirklichkeit übergeht[234]). Wir glauben im Traum äusserst lebhafte Conversation zu machen, zu disputiren und grössere zusammenhängende Reden zu halten. Wir singen, kauen, trinken und folgen mit den Augen sichtbaren Gegenständen, nach dem Handwerk schneidet, näht, hobelt, drechselt, sägt, schreibt der Schläfer. Ja, wir bewegen den ganzen Körper, gehen, laufen, springen, stolpern und kommen zu Fall, wir schwimmen, schweben, fliegen oder bewegen die Füsse nach dem Takte der Musik auf Ballsälen wie auf Schlittschuhbahnen; der Knabe kann die Ferien nicht erwarten und träumt schon acht Tage vorher, dass er mit Sack und Pack nach der Eisenbahn eile. Meist sind wir sehr geübte Redner, die Worte gleiten im schönen Fluss vom Munde des Begeisterten; beim Tanze »berührt den Boden kaum der geflügelte Fuss«. Zuweilen will uns jedoch das Glück nicht wohl: wir können keine Worte finden, wollen fechten und führen nur äusserst matte, kraftlose Streiche; man will fliehen und kommt nicht vom Fleck.

Man kann sich den Vorgang vielleicht folgendermassen erklären: viele Beobachtungen ergeben, dass das Centrum für die sensoriellen Reizungen im hinteren, das der Innervation im vorderen Theile der Hirnrinde und das für geordnete zusammengesetzte Bewegungen im Hirnschenkelfusse und im Kleingehirn liegt. Hat sich nun die Reizung vom sensorischen Gebiete auf das Innervationscentrum durch die zahlreichen Verbindungsfasern fortgepflanzt und ausgedehnt, so fühlt man die Tendenz zu den entsprechenden Handlungen, ohne sie wirklich auszuführen, da weder die Partien des Hirnschenkelfusses und Kleingehirns mit in Function treten, noch die directe motorische Leitung vollständig bis zur Peripherie erregt wird. So lange die Reizung des sensorischen Centrums noch vorwaltet und die Erregung des Herdes der Innervation zurückwirkt, indem sie den Affect steigert, glaubt man die Handlungen alle wirklich zu vollbringen; wird aber das Gebiet der Innervation intensiver gereizt und kommen die nächsten motorischen Ge-

biete in Miterregung, so waltet das Gefühl der Spannung vor, das dem Schlafenden äusserst peinlich wird und zuweilen das Erwachen herbeiführt. Geht endlich der Reizzustand in entfernter liegende motorische Gebiete über, so kommt es zur wirklichen Bewegung. Die directe Leitung vermittelt dann einzelne, das Kleinhirn aber und die Ganglien des Hirnschenkelfusses, welche erst bei abnormer Affection in Function treten, die combinirten Bewegungen der Nachtwandler[235].

Diese im Schlaf wirklich ausgeführten Bewegungen sind zum grossen Vortheil der Menschheit ungleich seltener als die bloss intendirten und eingebildeten. Schon *Cicero* bemerkt, dass, wenn der Schläfer alles Geträumte wirklich ausführte, man Alle anbinden müsste, ehe sie zu Bett gingen, da sie unsinnigeres Zeug als die Geisteskranken vollführen würden[236]. Zuweilen setzen sich die Bewegungen des Wachens im Schlafe fort. Wie der Reiter auf dem Pferde, der Kutscher auf dem Bock einschläft und die Zügel noch fest hält, so spielen Geiger in Dorfschenken oft im Schlafe noch fort und Soldaten marschiren weiter, obgleich die Ermüdung und gleichmässige Körperempfindung sie eingeschläfert. *Galen* berichtet von sich selbst, dass er einst im Schlafe fast eine Stadie zurückgelegt habe, bis er endlich an einen Stein stossend erwacht sei. *Franklin* erzählt sogar in seinen »Denkwürdigkeiten«, dass er einst im Seebad bei Southampton schlafend eine Stunde lang auf dem Rücken schwamm[237].

Nicht alle im Traum sich zeigenden wirklichen Bewegungen setzen eine Innervation, eine sie veranlassende Willenserregung voraus. Reflexbewegungen, wo eine sensorische Nerven-Reizung mechanisch sich unmittelbar auf die motorischen Leitungsbahnen fortpflanzt und eine auf die gereizten Stellen beschränkte oder weiter verbreitete Zuckung verursacht, sind im Schlafe sehr häufig. Ja, es kann bei solchen Reflexen noch Empfindung stattfinden, ohne dass dieselbe mit der Bewegung in directem Zusammenhang steht. Der Biss eines Parasiten oder ein anderer Reiz kann Zuckung zur Folge haben und zugleich eine Traumvorstellung auslösen, die zuweilen mit der Bewegung selbst nicht in Verbindung steht. Dasselbe mag bei directer centraler Reizung der gemischten Ganglien, wo sensorische und motorische Leitungen zugleich sich vorfinden,

geschehen, und es erzeugen sich vielleicht auf diese Weise einerseits zusammengesetzte Reflexe, andrerseits diesen entsprechende oder nicht entsprechende Empfindungen.

Von den willkürlichen Bewegungen kommen die der Sprachorgane am meisten vor. Besonders in der Jugend und in der Zeit der angehenden Pubertät, wo die Träume sehr lebhaft sind und die Affecte sich stark entwickeln, üben sich Viele im ersten Schlaf oder um Mitternacht in der Traumredekunst, wobei die Empfindung der ausgelösten Bewegung den Affect, der sie hervorgerufen, immer mehr verstärkt. *Brandis* sagt, er habe selbst durch mehrfache Versuche die Erfahrung gemacht, dass man mit einem Traumredner ein Gespräch unterhalten könne, wenn man in demselben Ton, wie er spreche und auf diese Weise das Gespräch fortsetze. Der Schlafende höre aber Nichts oder erwache, wenn unsere Rede im Ton oder Gegenstand von der seinigen abweiche[238]). Diese Erscheinungen geben also wie die des Nachtwandels und des Somnambulismus, wo bekanntlich die Führer bei den grossen Reisen eine bedeutende Rolle spielen, recht deutliche Beispiele von der Spaltung der Persönlichkeit in abnormen Zuständen und solchen, die daran grenzen. *Reil* führt sogar in seinem Werke über das Fieber ein Beispiel an, wo zwei Traumredner auf diese Weise mit einander sich unterhielten. Es sind gewöhnlich nur einzelne Worte, die der Nachbar hört und zwischen ihnen liegen mehr oder minder lange Pausen, auch sind dieselben schwer verständlich und unarticulirt. Es erfordert einen guten Schauspieler, im Wachen das Traumreden nachzuahmen. Wenn daher auf einem bekannten Gymnasium die Schüler dem die Schlafsäle inspicirenden Lehrer dadurch einen gewaltigen Aerger zu bereiten suchten, dass sie scheinbar im Traum mit dem betreffenden Herrn Scenen erlebten und diese in nicht gerade schmeichelhaften Ausdrücken darlegten, so konnte ihnen der schlechte Spass nicht lange glücken; man machte hier mit Recht die Schüler für derartige Träume verantwortlich und die Pforte schloss sich hinter ihnen. Ebenso erscheinen die Bewegungen einzelner Gliedmassen plump und ungeschickt. *Scherner* bewegte beim Fliegen wirklich die Hände und klatschte an die Wand; eine Dame floh vor einer Schlange und warf sich mit den Knien so lebhaft an die Wand, dass sie erwachte;

ein junger Mensch gab seinem Schlafkameraden im Traum eine mächtige Ohrfeige und wurde durch dessen laut und unwillig geäusserte Verwunderung über diese seltsame Liebkosung erweckt.

Das eigentliche Nachtwandeln stellt sich wie das Traumreden besonders bei Jünglingen, seltener bei Mädchen, in der Zeit der Mannbarkeits-Entwickelung ein. Ferner macht ein überreizter Zustand der Intelligenz und des Gemüthes zum Schlafwandel geneigt: jüngere Leute, welche viel über Büchern brüten, ältere, die nur dem Denken leben, dann junge sowohl wie alte bei sporadischer zu starker Anstrengung des Geistes, bei gewaltigen Gemüthserschütterungen oder krankhafter Affection des Gehirns überhaupt, erheben sich von ihrem Lager, unternehmen mehr oder minder weitläufige und gefährliche Wanderungen und vollziehen complicirte Handlungen. Die Disposition, welche viele Musse und sitzende Lebensart oder eine übernatürlich erhöhte Einbildungskraft vorbereiten, wird durch einzelne heftig wirkende Leidenschaften oder angestrengtes Nachdenken, andrerseits durch Uebermass in Essen und Trinken, zuweilen auch durch meteorologische Einflüsse begünstigt und zum Ausdruck gebracht; die Wirkung der auf den Schläfer fallenden Strahlen des Mondlichts soll nicht unbedeutend sein. Das männliche Geschlecht ist dieser Abnormität mehr unterworfen als das weibliche, bei welchem die Formen der Catalepsie und des animalen Magnetismus sich vorwiegend finden. *Aristoteles* redet davon, dass Manche im Schlafe Geschäfte wie im Wachen verrichten[239], und *Diogenes Laertius* führt einen Sclaven des Pericles und den Stoiker Theon als Beispiele an[240]. Im vorigen Jahrhundert hat man diesen wie allen ausserordentlichen Erscheinungen im Gebiete des Seelenlebens besonders Aufmerksamkeit gewidmet und viele Beispiele aufgezeichnet; dabei ist jedoch Manches übertrieben und Unwahrscheinliches für wahr genommen worden, weil es eben ungewöhnlich und seltsam war. Ein um Mitternacht im Hause umherwandelnder schlafender Mensch, der von einer geheimnissvoll dämonischen Kraft getrieben erscheint, kann leicht die Beschauer und Erzähler zu Uebertreibungen veranlassen.

Die Handlungen der Nachtwandler sind zuweilen zwecklos. Knaben stehen vom Bett auf, laufen im Zimmer umher, wobei

sie manchmal vernehmbar vor sich hin murmeln, und legen sich wieder nieder. *Joseph Frank* erzählt von einem sechszehnjährigen Jüngling, der über den plötzlichen Tod seines Vaters in Trübsinn verfiel, folgenden Traum: zwei furchtbare Männer erschienen mit dem Befehl, ihnen zu folgen und drohten, wenn nicht, so würden sie ihn in der nächsten Nacht mit Gewalt fortschleppen. Zwei Tage darauf erschienen sie wieder mit dem bleichen Schatten seines Vaters, welcher ihnen befahl, ihn auch wider Willen fortzuschleppen. Er wurde nun durch unermessliche und sehr schöne Landschaften getragen, hörte Saiten- und Flötenspiel, sah tanzende Chöre von Jünglingen und nahm an auserlesenen Mahlzeiten Theil. Plötzlich verschwand der Schatten des Vaters, beide Männer hoben ihn hoch in die Luft und warfen ihn dann in ein Fass. Am nächsten Morgen fanden ihn die Milchmädchen wirklich in einem leeren Fasse, in welches er selbst hineingestiegen, mit wenig Stroh bedeckt, von der Winterkälte erstarrt und beinahe leblos. Der Medicinalrath *Ebers* in Breslau berichtet von seinem elfjährigen Stiefsohn, einem munteren, aufgeweckten Knaben, dass derselbe im Schlaf laut gesprochen habe, zur Zeit des Vollmondes aufgestanden und zwecklos umhergegangen sei; er fasste automatisch diesen oder jenen Gegenstand an, wich vor absichtlich hingestellten Hindernissen ruhig aus, öffnete das Fenster und schaute hinaus, zeigte sich unempfindlich gegen vorgehaltenes Licht bei halbgeschlossenen Augen und gegen Anrufe, kehrte dann freiwillig in das Bett zurück und hatte später keine Erinnerung an den Traumwandel. Einst nahm er aus dem Repositorium den Rousseau heraus, setzte sich hin und that, als lese er, doch sah er beim Blättern ebenso automatisch aus als bei jedem andern Thun. Als *Ebers* einmal, nachdem er ihn eine halbe Stunde lang hatte wandeln lassen, mit der Reitpeitsche ihn kräftig auf das Gesäss hieb, lief er schreiend in sein Bett. Nachdem ihm noch ein wurmtreibendes Mittel gegeben worden, verschwand der Nachtwandel [241].

Meist hat die Handlung im Ganzen den Anschein der Zweckmässigkeit, allein es werden falsche Mittel oder richtige Mittel falsch angewendet. Ein junger Mensch träumte, er müsse ausreiten und benutzte das Fensterbret als Pferd, einem

Anderen diente die Dachrinne, einem Dritten eine Bank oder der Ofen zu demselben Zweck. Jemand glaubte mit Einem in Streit zu sein, stand auf, nahm den Degen und hieb mit demselben in der Luft herum sowie gegen Tische und Bänke. *Hofsteter* erzählt, er habe selbst als zwölfjähriger Knabe bei einem bevorstehenden Gastmahl aufwarten sollen und sei deshalb täglich von seinen Eltern angespornt worden. Des Abends vor dem Gastmahle dachte er über sein morgendes Geschäft nach und ging, nachdem er einen Becher Wein getrunken, zu Bett. Im Schlafe erhob er sich, ging nach dem Speiseschrank und trug Servietten, Löffel und Messer in sein Bett, bis er durch Geräusch und den Ruf seines Vaters erwachte. Ein anderer Nachtwandler stieg an einem Strick nackt zum Dach, nahm dort ein Vogelnest aus und packte die Jungen in das Hemd. In allen diesen Fällen zeigt sich die Schwäche des Urtheils im Traum und die illusorische Natur seiner Vorstellungen. Das Fenster wird für die Thür, das Fensterbret für ein Pferd und Tische und Bänke für Gegner gehalten.

Zuweilen aber erscheinen die Handlungen im Ganzen wie im Einzelnen vollständig zweckmässig, besonders wenn sie Fortsetzungen von Tagesgeschäften bilden. Ein Hausknecht steht auf und putzt die Stiefel. Der Haushofmeister eines Grafen verrichtete im Traum alle Geschäfte, als ob Gäste zu erwarten seien, öffnete alle Schränke und räumte selbst Hindernisse hinweg; jedoch trank er Wasser statt Wein, ja er verzehrte Hundebrei statt Kohl mit dem grössten Appetit[242]). Ein Dienstmädchen soll im Schlaf Brot mit aller Sorgsamkeit gebacken haben. Früher war die Geschichte des Nachtwandlers Negretti, der die complicirtesten Handlungen ausführte, in Vieler Munde. Der Schüler arbeitet wohl an seinem angefangenen Aufsatz weiter. *Jessen* berichtet von seinem Jugendfreunde, einem jungen Juristen, dass derselbe einst vor Müdigkeit über seiner Arbeit einschlief und sie am Morgen vollendet fand[243]). *Schindler* sagt, dass ein Regierungssecretär Hoppe eine Examenarbeit im Schlafe vollendete und so gut, dass er sie unverändert abgab (?). *Pfaff* hielt sich nach vollendeten Universitätsstudien eine Zeit lang im elterlichen Hause auf und beschäftigte sich von früh bis spät mit einer wissenschaftlichen Arbeit. Einst schlief er mit dem Gedanken über eine schwie-

rige Stelle ein, ohne damit zum Entschluss gekommen zu sein. Plötzlich durch ein Gefühl von Frost erwacht fand er sich auf dem Stuhle vor seinem Schreibtisch, auf welchem das Manuscript lag, in dem Bibliothekszimmer seines Vaters. Es war finster, und er hatte leise mehrere Zimmer durchwandert; in einem derselben schliefen sogar seine Eltern, welche bei seiner Rückkehr erwachten. *Ebers* berichtet, dass man sich in dem Institute, wo er seine früheste Jugend zubrachte, erzählte, ein Genosse habe schlafwandelnd eine schwere Prüfungsarbeit vollendet.

Früher war die Ansicht fast allgemein, dass im Schlafwandel Probleme gelöst werden könnten, die dem Wachenden unüberwindbare Schwierigkeiten entgegensetzten. *Cardan* behauptete, eines seiner Werke im Traume ausgearbeitet zu haben. *Condillac* fand oft des Morgens seine Arbeit vollendet und selbst *Burdach* sagt: »Beispiele von Menschen, die während des Nachtwandels besser auf musikalischen Instrumenten spielten, geläufiger in fremden Sprachen sich ausdrückten. leichter und besser dichteten als im Wachen, sind häufig. Mein Jugendfreund, Gustav Hänsel, der sich wenig oder gar nicht im Dichten versucht hatte, fand in der Zeit, als ihn der Gedanke an die Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft lebhaft beschäftigte, eines Morgens auf seinem Arbeitstische eine von ihm verfasste Ode an Napoleon, welche Schwung der Gedanken und Feuer des Ausdrucks mit Richtigkeit des Versbaues vereinte, und alles Bemühen, sich seines Dichtens zu erinnern, war vergeblich« (S. 507). *M. Perty* erzählt unter vielen anderen sonderbaren Geschichten [244]) von einem Studenten in Amsterdam, der drei Abende erfolglos an der Entdeckung eines Fehlers in einer schweren Rechnung gearbeitet hatte und am Morgen des vierten Tages die Lösung fertig und zwar nach einer neuen besseren Methode, die selbst seinem Professor unbekannt war, in seiner eigenen Handschrift vorfand. *Schopenhauer* hat ebenfalls die Ansicht, dass der Mensch im Schlaf zu ausserordentlichen Leistungen des Geistes und Körpers befähigt sei [245]).

Weniger mystisch und begeistert lautet ein Bericht aus der Bonner medicinischen Klinik von *Albers* [246]). Ein Student der Mathematik, dessen Vorfahren das Nachtwandeln auf ihn und zwei Brüder vererbt hatten, wurde sechs bis sieben Nächte

von mehreren Personen zugleich beobachtet. Obgleich die damaligen Leiter der Klinik für mystische Auffassung nicht ganz unempfänglich waren, bemerkte man doch keine höheren Verstandeskräfte an ihm. Tabakspfeife, Schreibzeug und ein Buch wurden gleich automatisch von ihm behandelt. Eine Pfeife, die er genommen, konnte er sich nicht selbst anzünden; als man ihm dabei geholfen, ging sie wieder aus, da er nicht zog. Er setzte sich an einen Tisch, nahm einen Bogen und schrieb einige Buchstaben gut darauf; er griff zu einem Buche, blätterte um, ungefähr in der Zeit, wo man eine Seite kann gelesen haben, hörte aber nicht auf, als man das Licht auslöschte. Dann ging er zu einem der Anwesenden, fasste ihn unter den Arm und nöthigte ihn, auf- und abzugehen. In einer anderen Nacht ging er an den mit zwei Lichtern besetzten Tisch, nahm ein Buch und blätterte darin, als ob er läse; das Auge wurde aber nicht bewegt, sondern blieb halb offen und starr, auch hielt er das Buch in derselben Richtung als man die Lichter entfernte. *Albers* fuhr mit dem Finger in das Auge des Kranken, welches sich erst schloss, als er die Hornhaut berührte. Nachdem der Student das Buch hingelegt, griff er zu Mappe und Hut, schloss die Thür auf und wollte offenbar ins Colleg gehen. Als er die Hausthür verschlossen fand, kehrte er wieder zurück, legte Mappe und Hut hin und ging wieder auf und ab. Jede Berührung machte ihn schaudern, der Puls war häufig und klein. Beim Namen gerufen wachte er nicht auf, wie man es sonst von Nachtwandlern sagt, auch nicht, als es direct in das Ohr geschah. Als er gerüttelt wurde, erwachte er; die Augen schlossen sich, er fiel nach rückwärts und musste gehalten werden. Er wusste nicht, wo er war, hatte keine Erinnerung an das Geschehene und wunderte sich, ausser Bett und in Gesellschaft der ihn beobachtenden Personen zu sein. — In derselben Klinik befand sich ein nachtwandelndes Mädchen von 12 Jahren, bei welchem sich diese Abnormität bald verlor, als durch die Aerzte Verdauung und Blutbildung wieder in Ordnung gebracht waren. *Binz* theilt aus eigener Beobachtung folgenden Fall mit (S. 51 ff.): »K., ein stets gesunder Mann aus gesunder Familie, in der Regel mit vorzüglichem Schlaf begabt, litt während seiner Jünglings- und frühern Mannesjahre daran. In jener Zeit bewohnte ich jahre-

lang das nämliche Haus mit ihm, später war ich sein Arzt. K. war von lebhaftem Temperament. Seine gewöhnlichen Träume äusserten sich in Sprechen unzusammenhängender Worte und Aufsitzen im Bett. Dabei blieb es aber meistens. Eines Nachts, er mochte damals 17 Jahre zählen, stand er auf, machte Licht, kleidete sich an, raffte die Unterrichtsbücher des Gymnasiums, das er und ich besuchten, zusammen und stieg die Treppe hinab bis in den Hausflur. Hier vor einer grossen Uhr mit kräftigem Schlagwerk angekommen, blieb er stehen und leuchtete wie regelmässig im Winter des Morgens früh nach dem Zifferblatt. Der Zufall wollte, dass die Uhr in diesem Augenblick 12 schlug. Bei den letzten Schlägen war er so wach geworden, dass er das Unsinnige seiner Lage erkannte, und erschreckt über sich und die Geisterstunde eilte er zu mir, weckte mich und erzählte mir den Vorfall. So stand er, die Bücher unter dem linken Arm, die Studierlampe in der Hand, vor mir. Ich beruhigte ihn und er ging ruhig wieder zu Bett. Ob die Bücher die für den folgenden Tag richtigen waren, wurde nicht untersucht. K. hatte geträumt, es sei Morgens gegen 7 Uhr, und er müsse zur Schule gehen. Automatisch that er, was er fast täglich seit Sexta zu thun hatte, und erst die vollen Töne der Uhr weckten ihn auf. Drastischer und mehr an die Kletterberichte des Nachtwandelns erinnernd war folgender Vorfall, der sich ereignete, als K. 32 Jahre alt und verheirathet war.

K. wird des Nachts gegen 2 Uhr wach, weil ihm die Kniee schmerzten. Das Zimmer war vom Mond genügend beleuchtet, um seine absonderliche Lage ihn erkennen zu lassen. Er kniete nämlich im Hemd auf dem 6 Fuss hohen Porzellanofen des Schlafzimmers und hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an dessen Seitenrändern, die profilartig vorsprangen, fest. Durch Zuruf weckte er seine Frau, diese hielt den vor dem Ofen stehenden Stuhl und auf seine Lehne tretend stieg K. herab. K. war als guter Turner denselben Weg hinaufgestiegen. Den weissen Ofen hatte er offenbar für ein Object seines Traumes gehalten, von dem übrigens keine Erinnerung übrig blieb, und erst der Schmerz der nackten Kniee rief die festschlafenden Gehirnzellen zum Wachsein.

In seiner Jugend hatte K. einmal einen Arzt (Homöopathen)

gegen seine Traumsucht consultirt und von ihm Streukügelchen erhalten, deren Erfolg Null war. Durch die Ofenexpedition trat die Nothwendigkeit, etwas zu thun, zwingend hervor. Eine genaue Anamnese führte mich auf zwei Ursachen der lebhaften Träume hin. K. sprach, rief und bewegte sich im Traum, wenn er am späten Abend mit Anstrengung sich geistiger Arbeit hingegeben hatte oder wenn er schwere Speisen genossen. Am Abend vor jener Nacht war beides geschehen, das letztere bei dem stets gesegneten Appetit des K. in kräftiger Weise. Anordnung und genaue Befolgung einer demgemäss eingerichteten Geistes- und Körperdiät machte allem Nachtwandeln und aufgeregten Träumen von da an ein Ende«.

Zu starke Arbeit des Gehirns und des Darmkanals wirkten also nach der nämlichen Richtung reizend. Dem häufigen lebhaften Reden im Schlaf lag niemals ein nur halbwegs vernünftiger Sinn zu Grunde. Von den Angehörigen K.'s wurde öfters vergebens gesucht, einen solchen zu entdecken oder durch Fragestellung einzuleiten, aber nichts als zusammenhangloses Zeug kam zu Tage. *Binz* macht noch mit Recht darauf aufmerksam, was sich nicht alles hätte daraus machen lassen, wenn eine erzählend aufgeregte Phantasie nachgeholfen hätte. »Aus dem Zusammenlegen der Schulbücher wäre leicht die Schaffung eines lateinischen Aufsatzes geworden, und aus der Ofenaffaire ein unerhörtes Klettern auf die First des Hauses«.

In manchen Fällen hatte der Nachtwandel ein schlimmes Ende. Der fränkische Ritter Gültlingen verfiel im Jahre 1600 nach einer erlittenen Kopfwunde von jedem Uebermass im Wein in Nachtwandel; er stand auf und schlug so lange um sich, bis er durch Anreden erweckt und seiner Sinne wieder mächtig wurde. Bei einer Gelegenheit, als er mit seinem Freunde Conrad von Degenfeld, der unglücklicherweise auch ein Nachtwandler war, und mit anderen Rittern tüchtig gezecht hatte, wurde er berauscht. Sich seiner üblen Gewohnheit bewusst, hatte er verlangt, in einer Kammer allein zu schlafen und ausserdem sein Seitengewehr in einer anderen Stube liegen gelassen, jedoch vergessen, die Kammer hinter sich zu verschliessen. Degenfeld's Knecht führte nun seinen Herrn in dieselbe Kammer, der sich, um seinen Freund Gültlingen nicht aufzuwecken, zu den Füssen des Bettes legte. In einem An-

falle des Nachtwandelns stand Degenfeld auf, hüllte sich in das Betttuch und ging in der Kammer auf und ab, Gültlingen erwachte darüber und rief seinen Freund an; da er keine Antwort erhielt, so glaubte er, es sei ein Gespenst, fand seines Freundes Degen und stiess ihn damit nieder. Herzog Friedrich von Würtemberg sprach das Urtheil selbst, und Gültlingen wurde am nächsten Tage schon enthauptet[247]. — *Hennings* berichtet, dass im vorigen Jahrhundert ein Professor in Leipzig dadurch ums Leben kam, dass er im Zustand des Nachtwandelns aus dem hoch gelegenen Fenster stürzte. — Das Wiener Fremdenblatt brachte im August 1877 die Nachricht, dass ein gesunder Mann, welcher träumte, er werde von einem Strolche überfallen, aus dem Bette gesprungen sei, das Fenster geöffnet und sich in den Hofraum gestürzt habe, wobei er einem Knochenbruch erlitt. Der Referent erinnerte dabei daran, dass einige Jahre vorher ebendaselbst ein »Justizwachmann« jäh aus dem Schlaf aufsprang, das geladene Gewehr von der Wand herunterriss, auf seinen Corporal anlegte und diesem die Kugel in's Herz schoss[248].

In den meisten Fällen aber sollen die schwierigsten Handlungen und die gefährlichsten Wanderungen über steile Dächer, schmale Dachrinnen und Stege dem Nachtwandler geglückt sein. *Ennemoser* berichtet von einem Bauer, der in einem solchen Zustande einen starken Baum an einem sehr gefährlichen Felsabhange fällte, wo er sich am Tage nicht hingetraute. Diese von Vielen als höchst wunderbar gepriesene Sicherheit erklärt sich aus der illusorischen Natur des Traumes[249]. Wüsste der Nachtwandler, dass er auf einem Haus- oder Kirchendach, auf einem Felsen in schwindelnder Höhe sich befinde, so würde ihn ebenso Furcht vor dem Herabstürtzen und Schwindel als den Wachenden befallen; dies geschieht aber nicht, da er sich einbildet auf dem Erdboden selbst zu sein. Sicher würde er die Dachrinne nicht betreten, wenn er sie wirklich erkennte und sie nicht für einen passabeln Weg hielt. Ferner ist bekannt, dass wir im Wachen auf sehr schmalen und steilen Pfaden ohne Gefahr gehen können, wenn wir schwindelfrei sind und uns keine Furcht anwandelt, welche sonst den Körper aus dem Gleichgewicht bringt. So lange die Illusion währt, ist für den Nachtwandler die Gefahr nicht vorhanden,

wird diese Einbildung aber durch Anrufen gestört, so verliert er entweder, wie oben erwähnter Student durch den plötzlichen heftigen Eindruck erschreckt, unmittelbar das Gleichgewicht, oder es kommt ihm seine wirkliche Lage in das Bewusstsein und damit die Furcht und der Schwindel; er stürzt und wird oft zerschmettert [250]).

Wie im Nachtwandel soll auch in den Träumen, wo der Schläfer ruhig auf seinem Lager bleibt, eine Verstärkung der geistigen Kräfte vorkommen und theoretische nicht minder als praktische Probleme, über welchen sich der Wachende vergebens abmühte, gelöst worden sein [251]). Ich meine hier nicht die schon berührten zahlreichen Erscheinungen, wo sich ein scheinbar hoher Gedanke im Wachen als vollendeter Unsinn herausstellt, da, wie *Volkelt* sagt (S. 146), »die abstracten Gedankengefüge in den Hexenkessel der Traumphantasie gerathen eine verrückte blödsinnige Verkörperung finden« müssen (!), sondern ich spreche von den Fällen, wo der Geist etwas Neues zu Tage förderte, was seine Wichtigkeit auch im Wachen behielt. So kam der Kantianer *Reinhold* im Traum auf seine Deduction der Categorien, so soll *Sardini* die Flageolettöne gefunden haben; *Krüger* sagt, dass ihm Träume zur Auflösung mathematischer Aufgaben behilflich waren und *Maignant* fand gleichfalls im Traum mathematische Lehrsätze oder auch Beweise dazu, erwachte freudig und schrieb sie auf. Der Arzt *Ruhmbaum* in Breslau, welcher einst einen sehr gefährlich Kranken in Behandlung hatte, war in Gedanken über diesen Fall eingeschlafen, im Traum sah er ein medicinisches Buch aufgeschlagen und darin die Art und Weise der Behandlung sowie die Arzneimittel genau angegeben; als er erwachte, notirte er Alles, verfuhr so, und es glückte ihm vollständig. *Burdach* sagt in Betreff solcher Träume: »Bei Anwandlungen von Erschöpfung, welche als Vorläufer eines Nervenfiebers sich arteten, schwebten mir im Schlafe wissenschaftliche Aufgaben vor, die ich nicht zu lösen vermochte, und die mich so lange peinigten, bis ich erwachte; und bei neuem Einschlafen begann dieselbe Qual. Im gesunden Zustande hatte ich oft im Traume wissenschaftliche Einfälle, die mir so wichtig vorkamen, dass ich darüber erwachte; da ich sie mir dann als an mir angestellte Erfahrungen mit dem Datum aufzeichnete, so finde ich, dass

sie meist nur in die Sommermonate fielen. Oft bezogen sie sich auf Gegenstände, mit welchen ich mich zu derselben Zeit beschäftigte, waren jedoch in ihrem Inhalte mir ganz fremd: so träumte ich während meiner Arbeit über das Gehirn am 6. Julius 1815, die Umbeugung des Rückenmarks zum Uebergange ins Gehirn bezeichne den Gegensatz beider durch das Durchschneiden ihrer Axen und durch das Zusammentreffen ihrer Strömungen in einem Winkel, der beim Menschen mehr als bei Thieren einem rechten sich nähere und die eigentliche Bedeutung der aufrechten Stellung enthalte; am 17. Mai 1818 träumte ich von einem plexus cephalicus des fünften Hirnnerven, der dem plexus brachialis und cruralis entspreche; am 11. October desselben Jahres träumte mir, die Gestalt des fornix werde durch die des Stabkranzes bestimmt, der vorn weiter nach hinten trete, hinten mehr divergire. Bisweilen aber betrafen diese Einfälle auch Gegenstände, über die ich zu derselben Zeit gar nicht nachgedacht hatte, und waren dann meist noch kühner; so z. B. im Jahre 1811, wo die gewöhnliche Ansicht des Kreislaufes bei mir feststand, auch keine entgegengesetzte Vorstellung eines Andern auf mich eingewirkt hatte, und ich mich überhaupt mit andern Gegenständen beschäftigte, träumte ich, das Blut fliesse durch eigne Macht und setze das Herz erst in Bewegung, so dass, wenn man letzteres als den Grund des Kreislaufs betrachte, dies eben so sei, als wolle man die Strömung des Bachs von der Mühle ableiten, welche er treibt. Von solchen halbwahren Einfällen, die mir im Traume so grosses Vergnügen gewährten, führe ich nur noch einen an, welcher den Keim von Ansichten in sich trug, die sich späterhin in mir entwickelten: am 17. Junius 1822 dachte ich im Mittagsschlafe, der Schlaf sowie die Verlängerung der Muskeln sei ein in sich Gehen, welches in Aufhebung des Gegensatzes bestehe; im Gefühle der vollen Klarheit, welche mir dieser Gedanke über einen grossen Kreis der Lebenserscheinungen zu verbreiten schien, erwachte ich, aber sogleich zog sich Alles wieder in die Dämmerung zurück, da mir diese Ansicht zu fremd war« (S. 495 f.).

Man sieht leicht ein, dass in solchen Fällen die Leistung der Verstandeskräfte nicht auf Rechnung des Traumes selbst kommt, sondern dass sie den Nachhall des wachen Lebens bildet und nur die Wichtigkeit des die Erschlaffung lösenden

Schlafes für das Leben des Menschen darthut. Die Elemente zu den neuen Gedanken lagen bereit, aber die erschöpfte Seele vermochte nicht, sie im Wachen zusammenzusetzen, sobald nun im Schlaf die Ermüdung gewichen, traten diese Gedanken wieder mit neuer Macht hervor; die Reproductionen werden weniger als am Tage durch unmittelbare Sinneseindrücke beeinflusst, sie bleiben mehr isolirt und können die in ihnen liegenden Gedankenkeime ihrer ganzen Weite und Breite nach zur Entwicklung bringen; auch werden sie nicht vom Selbstbewusstsein zu einer bestimmten Verbindung gezwungen, sondern nach ihren Wahlverwandtschaften ziehen sie sich gegenseitig an und liefern so zuweilen ein reineres Crystallisationsproduct. Diese Elemente schlummern oft dem Menschen unbewusst in seiner Seele, der Traum hebt sie über die Schwelle des Bewusstseins und bringt die entfernter liegenden zur Verknüpfung. Erwacht staunt dann Mancher das neue Erzeugniss als Aeusserung seiner eigenen erhöhten Geisteskraft an, oder er glaubt wie Paulus in Betreff seiner Sinnesänderung, es sei durch Einwirkung göttlicher Mächte hervorgebracht. Ein anderes Mal liegen die Prämissen vollständig bereit und es bedarf nur des Schlusssatzes, den der Schläfer zieht. Auf diese Weise entstehen unter Millionen unbrauchbarer Gedanken auch einige brauchbare. Der Nutzen des Traumes ist weniger positiv als negativ; er schafft nicht viel Neues, ist aber der Grund, dass am Morgen sich Neues entwickelt. Was der Schlaf vorzugsweise für des Menschen physische, das ist er für dessen psychische Natur, die durch verminderte Thätigkeit neue Kraft sammelnde Erholung.

Andrerseits zeigen sich kurz vor dem Erwachen die höheren Geistesthätigkeiten wieder. Grössere Vorstellungsmassen steigen auf, das zusammenhängende Gedächtniss und das Urtheil gewinnt dadurch wieder Macht. Man bemerkt was unstatthaft ist, was man aus mancherlei Rücksichten zu verbergen hat, und sucht Schlauheit zu entwickeln; oder man findet, dass das, was man geträumt, absurd war. *Burdach* sagt: »Die Urtheilskraft bleibt lange Zeit indifferente Zuschauerin des Traumes, lässt sich Vieles von der Phantasie gefallen und legt sich erst dann darein, wenn diese es zu toll treibt: ich sah in einem an Traum grenzenden Schlummerbilde ruhig zu, als Häuser hin- und herschwebten, sich dann in Gassen reihten,

wie bei einer Polonaise, als sie aber endlich sich bückend zum Thore hinaustanzten, war ich wach; ich war im Traume in einem Reitergefechte, wo mit grosser Wuth gefochten wurde, als aber mit dem Glockenschlage plötzlich der Kampf aufhörte und Alles sich kaltblütig und gelassen zum Frühstücke niedersetzte, erwachte ich« (S. 505). Man rettet sich aus aller Bedrängniss oder führt bei einem freudigen Ereigniss die Enttäuschung selbst herbei, indem man sich zuraunt, es sei ja Alles nur ein Traum. Wenn man sich mit Erforschung der Geheimnisse des Schlafes und Traumes beschäftigt und sich vorgenommen hat, die Träume zu merken, passirt es nicht gar selten, dass ein Halbwachen den Traum unterbricht und man sich freut, eine interessante Beobachtung gemacht zu haben, die man sorgfältig notiren will; manchmal freilich findet man sich am Morgen getäuscht und erkennt das Triviale des Gedankens. Vor nicht langer Zeit hatte ich eines Tages rechte Arbeitslust, wurde jedoch durch Besuch verhindert, sie zu benutzen. In der folgenden Nacht träumte mir, ich begegne einigen Bekannten auf der Promenade, von denen mich der eine fragte: »Wie würden Sie lateinisch ausdrücken: er kann nicht mehr mit den Beinen strampeln«, was nach meiner Meinung so viel heissen sollte als: er kann Nichts mehr ausrichten oder zu Wege bringen; ich antwortete: »Nihildum efficere potest«, veränderte dies jedoch sofort in: »nihil jam efficere potest«. Gleich darauf erwachte ich und wunderte mich, wie ich zu einer so seltsamen Uebung in lateinischer Phraseologie gekommen.

Unter den Träumen mit scheinbar erhöhter Geisteskraft bilden eine besonders hervorzuhebende Classe die viel genannten prophetischen, welche *Scherner* den »Gipfel des Traumlebens« nennt[252].

Bei *Homer* sind die Träume von Zeus gesandt. (Il. I. 63. Freilich scheut sich Zeus auch nicht einen »täuschenden« Traum zu senden; vergl. Il. II. 7). Während *Heraclit* lehrte, dass im Schlafe die Gemeinschaft mit dem Himmelsäther beschränkt sei und der Mensch des Nachts sich selbst ein trübes Licht im Traum anzünde, nahmen die *Pythagoreer* eine prophetische Kraft der Träume an, ebenso *Sokrates*[253] und *Xenophon*[254]. *Plato* glaubte, dass die Seele dann, wenn der Mensch einen guten Lebenswandel führe, des Nachts im Traum mehr erkennen

könne als im Wachen[255]. Die Stoiker erkannten in dem Traum Eingebungen höherer Mächte[256]): *Chrysippus* lehrte, dass eine die Zeichen der Dinge erklärende Kraft von den Göttern den Menschen verliehen worden sei; *Posidonius*, welcher dem *Panaetius* gegenüber sich wieder dem Dogmatismus zuwendete, sprach von einem dreifachen Einflusse der Götter[257]. *Plutarch* sagt, es sei nicht wunderbarer, dass die mantische Kraft der Seele zukünftige Dinge voraus-, als dass die mnemonische vergangene nachempfinde. *Hippocrates* liess wenigstens einen Theil der Träume von den Göttern herrühren, auch *Galen*, welcher sonst über die pathologischen Träume manche treffende Bemerkung machte, gestand manchen prophetische Kraft zu. *Herophilos* unterschied die gottgesandten Träume von den gewöhnlichen. *Artemidorus* schrieb wie *Chrysippus* ein Werk, in welchem er seine Forschungen über diesen Gegenstand niederlegte. *Panyasis von Halikarnassos* und *Antiphon von Athen* gaben Anweisungen in Betreff der Deutung und Auslegung der Träume[258]). — *Paracelsus*, der berühmte Arzt des Mittelalters, sprach von einem siderischen Theile der Menschenseele, welcher sich während des Schlafs zu den Gestirnen aufschwinge, um Neues und Höheres zu erfahren. *Agrippa von Nettesheim* glaubte durch den blossen Willen Jemandem Träume hervorrufen zu können, selbst wenn er den Aufenthaltsort und die Entfernung desselben nicht genau kenne. In neuerer Zeit begeisterten sich die Schellingianer, wie *Schubert*, *Ennemoser* und Andere für die prophetische Kraft der Träume.

Das moderne Zeitalter hat keine Seher mehr wie das Alterthum, aber das Geschlecht der Sibyllen ist nicht ausgestorben; es findet seine Vertretung in den Kartenschlägerinnen und den der Traumdeutung kundigen Frauen. Mademoiselle Lenormand wusste Vielen in Frankreich ihr Schicksal zu deuten und sich ein bedeutendes Vermögen zu erschwindeln. Besonders scheint jedoch in unserem Volke von Alters her das schöne Geschlecht das Privilegium zu haben, in die Zukunft zu schauen, denn *Tacitus* berichtet bereits von den alten Germanen, dass sie die Ahnungsgabe der Frauen hochachteten[259]. In den Blüthejahren fühlt das Mädchen oft gewisse Kassandra-Stimmungen und eine Neigung zu Allem, was ausserordentlich und seltsam ist. Dispositionen zu Sinnestäuschungen werden dadurch begünstigt und

Ahnungsträume sind äusserst willkommen; es liegt ein gewisses Behagen darin, sich die Zukunft vorzustellen oder gar sagen zu können: mein Traum ist eingetroffen. Ein grosses Contingent liefern ferner die Träume schwangerer Frauen in Bezug auf ihr Kind[260]. In späterem Alter ahnt das Mütterchen, die keine grossen Hoffnungen mehr für dieses Leben hegt, weniger in Betreff ihrer eigenen Person als derer, die ihr nahestehen; auch übernimmt sie wohl die Mühe, jungen Damen zur richtigen Deutung ihrer Träume zu verhelfen und sagt das Glück eines liebenden Pärchens voraus.

Am Schluss einer Tragoedie des *Sophocles* rufen die Greise des Chors aus:

> »Wohl Vieles vermag anschauend der Mensch
> Zu erspähn; doch eh' er geschaut, kennt auch
> Kein Seher die Loose der Zukunft«[261].

Zwar kann ein Mensch, dessen Combinationsgabe grösser als die der anderen ist, im Wachen wohl richtige Schlüsse auf die Zukunft ziehen und Manches sehen, was dem minder Klugen verborgen ist, doch auf die Weissagungsgabe des Traumes soll kein Verständiger sich verlassen: »Träume betrügen viele Leute und fehlt denen, die darauf bauen«, sagt der weise *Sirach* (c. 34. v. 7.). Man pflegt hundert oder tausend nicht eingetroffene Träume über einem eingetroffenen zu vergessen, und wenn in der Literatur, besonders in den vielbändigen sogenannten »Magazinen« des vorigen und des Anfanges des jetzigen Jahrhunderts, sowie von *Schubert*, *Scherner*, *Perty* und anderen eine grosse Menge Beispiele von eingetroffenen Ahnungs-Träumen angeführt wird, so könnte man fragen wie der Mann in Griechenland im Tempel vor dem Verzeichniss der durch göttliche Hülfe geretteten Schiffbrüchigen: wo sind denn die verzeichnet, denen das Glück nicht wohlwollte und deren Ahnungen nicht eintrafen? *Lazarus* sagt, dass er viele Jahre lang jede im Wachen oder Traume mit besonderer Stärke und Bestimmtheit auftretende Vorstellungsgruppe, die sich ihm mit der Lebhaftigkeit aufdrängte, welche uns als Ahnung der Verwirklichung des Vorstellungsinhaltes so oft berichtet wird, notirt habe, ohne je eine derselben erfüllt zu sehen[262]. Beim Eintreten eines unerwarteten Ereignisses hört man vielfach ausrufen: das hätte ich nicht gedacht, das hätte ich mir nicht träumen lassen, — und kann daraus

abnehmen, dass der Geist sehr oft nicht zu den Objecten »hinschwingt« und das ahnt, was ihm zu wissen nützlich wäre!

Ueberdies ist es oft mit den eingetroffenen Träumen eine missliche Sache; das berüchtigte »post hoc ergo propter hoc«, das in der Wissenschaft schon so viel Unheil gestiftet und dem Aberglauben einen bedeutenden Vorschub geleistet hat, lässt den Menschen zwischen seinen Träumen und den Ereignissen eine Beziehung von Ursache und Wirkung erkennen, die in Wahrheit gar nicht vorhanden ist. Es geschieht weder etwas, weil man es geträumt hat, noch träumt man es, weil es geschehen soll, sondern die Gedanken des Menschen und die Realität entwickeln sich nach ihren eigenen Gesetzen. Freilich ist bei dem, der tiefer in die Natur der Dinge eingedrungen ist und einen grossen Theil ihrer Gesetze erkannt hat, das Denken mehr »adäquat« als bei dem Thörichten und Unerfahrenen, die Gedanken und ihre Verbindungen spiegeln besser die reale Entwickelung der Natur, — bei der ungeheuren Menge der Verbindungen aber kann zuweilen bei Klugen wie bei Thörichten es einmal vorkommen, dass auch das phantastische Denken mit der Wirklichkeit übereinstimmt[263]). Es ist dies so recht das, was man »Zufall« nennen kann; es ist nicht etwa ursachlos, denn Alles in der Welt ist durch die Causalität bestimmt, wohl aber ohne den tieferen Hintergrund und den engeren Zusammenhang, den eine phantastische Mystik dahinter sucht. Noch wichtiger ist der Umstand, dass Jeder, ohne Absicht zu betrügen, unwillkürlich aus dem wachen Leben die Träume umdeutet und bestimmt: man hat oft nur Aehnliches geträumt und hält es für dasselbe; man bildet sich ein, mancherlei geträumt zu haben, was der Traum in Wirklichkeit nicht enthielt. Die Lücken zwischen den einzelnen zusammenhangslosen Vorstellungen werden in der Erinnerung ausgefüllt, das Fehlende ergänzt und die Verbindung hergestellt. Wenn eine Feuersbrunst ausbricht, wollen Viele sie schon mit allen ihren Einzelumständen im Traum vorhergesehen haben, ohne dass sie früher etwas davon äusserten. Wenn Damen beim Einziehen in ihr Haus, bei freudigen oder traurigen Ereignissen jeglicher Art Alles so zu sehen glauben als sie es geträumt, so ist es meist eine Selbsttäuschung. Trotzdem hat *Pfaff* nicht ganz Unrecht, wenn er sagt, alle Skeptiker könnten mit ihren

»psychologischen Spitzfindigkeiten« die divinatorischen Träume nicht wegleugnen, nur muss man ihre Anzahl beschränken und nicht glauben, die Divinationsgabe sei von Haus aus dem Menschen eigen und eine in ihm wohnende erhöhte, göttliche Kraft, welche im Traum besonders hervortrete, sondern die wenigen Fälle auf natürliche Weise aus den Gesetzen des Denkens ableiten. Eine solche Erklärung wird aber vielfach dadurch erschwert oder ganz verhindert, dass der Erzähler nicht sagt, welche Gedanken und Gefühle er vorher im Wachen gehabt hat; wir können nicht wissen, was vorher durch die Seele eines Anderen gezogen ist und deshalb auch seine Träume nicht immer auf ihre Ursachen zurückführen. Wenn man berücksichtigt, dass im Traum keine höheren Mächte wirksam sind und dass im Schlaf keine erhöhte Geistesthätigkeit statuirt werden kann, so kann man mit *Cicero* sagen, auf Träume sei gar nichts zu geben[264]), trotzdem finden sich Fälle, — freilich sind sie nicht zu häufig — wo Träume prophetisch sein können.

Zuerst sind hier zu nennen die pathologischen. Eine Störung im Organismus, welche der Wachende noch gar nicht spürt, oder durch die Interessen des Tages in Anspruch genommen sie nur dunkel fühlt, indem es ihm »anders zu Muthe« ist, bringt sich der Schläfer, wenn die Geschäfte und Interessen des wachen Lebens ruhen, zum vollen Bewusstsein; die Uebertreibung anticipirt die erst später eintretende Verschlimmerung und der Träumende macht eine schwere Krankheit durch, oder er sieht darauf hindeutende Bilder. Wiederholen sich gewisse Anfälle von Krankheiten, so können auch die vorausgehenden Träume stereotyp werden, besonders wenn man an diesen Träumen Interesse nimmt, sie in der Erinnerung behält, viel an sie denkt oder von ihnen spricht. *Mauchart* erzählt von einem Geistlichen, welchem Menschengewimmel im Traum Fieberanfälle, *C. G. Carus* von Jemandem, dem wilde Katzen Brustkrämpfe prognosticirten; *Hennings* kannte eine Dame, der die Erscheinung ihres Arztes im Traum eine Krankheit ankündigte[265]). Auch bestimmte Launen und Stimmungen des Tages rufen oft gleiche Vorstellungen wach; andrerseits zeigen sich nach Genuss der Belladonna, des Daturin u. s. w. stereotype Hallucinationen, und die in Säuferwahnsinn Ver-

fallenen glauben alle von Ratten, Schlangen und Mäusen bedrängt zu werden.

Seelenkrankheiten deuten die Stadien ihres Entwickelungs- und Heilungsprocesses häufig durch charakteristische Träume an; andere Leidende erfahren zuweilen ihren Tod, ja den Tag und die Stunde desselben. *Pfaff* berichtet (S. 87), dass seine Schwester einst bei ihm zum Besuch war um ihn wegen eines Leidens um Rath zu fragen; er trieb mit seiner Tochter Abends astronomische Studien, und da seine Schwester ein reges Interesse für Wissenschaft besass, betheiligte sie sich an denselben. Eines Morgens erzählte sie beim Frühstück, dass sie die ganze Nacht die Studien weiter getrieben, aber auch erfahren habe, dass sie zuerst in die Geheimnisse der Sternenwelt eingeweiht werden würde. Meist gehen solche Todesahnungen aus dem rein associativen Weiterverfolgen der durch die Schmerz-Empfindungen sich ergebenden Gedankenreihen hervor, zuweilen haben sie einen noch näher liegenden Grund: die Kranken sprechen oft am Tage zu anderen Personen vom Tode, sie haben schärfere Sinne als die Gesunden und hören, wenn sie die Augen geschlossen haben und scheinbar schlafen, Alles in ihrer Umgebung[266]); in solchen Augenblicken aber pflegen die Angehörigen ihre Meinungen über den Zustand des Kranken auszutauschen und die Hoffnungslosigkeit zu betrauern, während sie dem Wachenden den Glauben einzuflössen suchen, er werde wieder genesen; auch wird der Arzt noch unter der Thür befragt und der Patient hört, was man ihm zu verbergen sucht. Manche setzen sich in den Kopf, dass sie an dem Tage sterben werden, an welchem Eltern oder Kinder vor ihnen hinschieden, die Angst verschlimmert — besonders bei zarter Constitution — das Uebel und führt den Tod herbei. Uebrigens lehrt die Erfahrung, dass durchaus nicht alle derartige Ahnungen eintreffen, sondern die Todescandidaten oft wieder genesen und sich noch lange ihres Daseins freuen. In anderen Fällen steht der Traum, der eine solche Ahnung zu enthalten scheint, mit den wirklichen Ereignissen in gar keiner Beziehung. Wenn Dr. Bürstenbinder vor seiner letzten Alpenreise träumte, er läge todtenstarr in einer Gletscherspalte und später wirklich beim Uebergang über den Gurgler Ferner in den Abgrund stürzte, da er das Seil der Führer ver-

schmähte[267]), — so wird Niemand behaupten können, dass der durch eine herabgefallene Bettdecke und den Gedanken an die bevorstehende Reise hervorgerufene Traum mit dem wirklich eingetretenen unglücklichen Ereigniss im inneren Zusammenhang stand. Wenn man eine längere Reise zur See, ja nur eine einfache Wasserpartie beabsichtigt, kann sehr leicht im Traum das Schiff scheitern und das Boot umschlagen.

Der Mensch erlangt im Traum noch mehr Aufschlüsse über die Zukunft als im Betreff seines leiblichen Befindens. Er erfährt, ob die Wünsche seines Herzens befriedigt und die Ideale seines Geistes verwirklicht werden oder nicht, ob er Glück in der Lotterie, im Spiel, in der Liebe oder im Leben überhaupt habe, ob die Geliebte ihm treu bleibt, wohl auch ob er nach dem Tode der ewigen Seligkeit theilhaftig wird; Alles liegt offen und klar vor ihm. Zuweilen träumt man was man wünscht und hält dann natürlich den Traum für eine wahrhafte Prophezeiung, die wohl eintreffen kann, wenn die Erfüllung des Wunsches nicht unmöglich ist; oder es tauchen die Contrastvorstellungen auf und führen dem Schläfer die später wirklich nachfolgende Täuschung vor Augen. Der Mensch sieht Gefahren, die ihm drohen, das Unglück, das ihn niederschmettern soll; bei einer bevorstehenden Reise lässt ihn der Nachhall der Besorgniss, die er am Tage hegte, sich bestohlen, beraubt, ja in Todesgefahr erblicken, oder er vergisst des Tages Schmerz und schwelgt in dem Glück, welches er später wirklich geniesst.

Dass Träume zuweilen eintreffen, ist nicht wunderbar, denn es muss, wie schon *Cicero* richtig bemerkt, der, welcher so viele Nächte so Vieles träumt, ebenso einmal einen richtigen Gedanken finden, wie der passionirte Würfelspieler unter der grossen Menge unglücklicher Würfe auch einmal einen glücklichen thut[268]). Die Ahnungen sind nicht deshalb selten, weil, wie *Scherner* meint (S. 353), »die bevorstehenden schweren und überhaupt für Glück oder Unglück entscheidenden Geschicke, wodurch das Traumgemüth zur Wahrnehmung erregt wird, nur selten sind«, sondern weil die Anzahl der möglichen Gedankenverbindungen im Traum ungeheuer gross, die der günstigen aber sehr klein ist.

Diese Einsicht in die Zukunft kann zur Aufmunterung[269])

und Warnung sich gestalten. *Joseph* erhält im Traum die Weisung, mit dem Christuskind nach Aegypten zu fliehen und wird später auf dieselbe Weise aufgefordert, in seine Heimath zurückzukehren (Matth. 2, 13 u. 19). Die Gemahlin des Pilatus hatte vor der Verurtheilung Jesu einen schweren Traum und forderte ihren Gemahl auf: habe Du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten! (Matth. 27, 19). Ferner ist bekannt der warnende Traum der Gattin Cäsar's. — Jemand träumte, dass die Zimmerdecke herabfiele und ihn zermalme; er stand auf, ging in ein anderes Zimmer und rettete sich so, da die Decke später wirklich einstürzte. Die dunkle Wahrnehmung der Gefahr, welcher er am Tage keine Aufmerksamkeit schenkte, hatte den Traum erregt. Erasmus Francisci erfuhr in einem Traume, dass er in Gefahr sei, erschossen zu werden und entging derselben am darauf folgenden Tage nur wie durch ein Wunder. Einer vornehmen russischen Dame träumte einst, drei ihrer Leibeigenen seien eben zum Fenster hereingestiegen und wollten sie ermorden; sie erwachte, auf ihr Geschrei eilte die Dienerschaft, welche in der Nähe schlief, herbei, und man fand bei sorgfältiger Durchsuchung wirklich drei Bauern mit Mordgewehren in einer Laube des Gartens versteckt, da sie durch das Geschrei der Dame vertrieben worden waren, als sie das Fenster geöffnet hatten. Das Wunderbare dieser Geschichte verschwindet, wenn man die näheren Umstände genauer betrachtet: die Dame war wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet und hatte schon oft Drohungen hören müssen — ihre Besorgniss äusserte sich darin, dass die Diener in der Nähe schlafen mussten, — dann war die Nacht schwül und disponirte zu ängstlichen Träumen und endlich befand sich das Fenster, durch welches die Mörder einsteigen wollten, dem Bett der Herrin gegenüber. Die Warnung durch einen Traum ist das Hauptmoment in den genannten Dramen *Calderon's* und *Grillparzer's* [270]. In moralischer Hinsicht behandelten sie auch *Jean Paul* in seiner bekannten »Neujahrsnacht eines Unglücklichen« und *Nicol. Lenau* in seinem Gedicht »Warnung im Traum«.

Nicht nur das eigene Schicksal, sondern auch das von Personen, welche uns durch Freundschaft, Verwandtschaft oder sonst wie nahe stehen, wird uns verkündet, und diese Eigenthümlichkeit theilt der Traum ebenso wie die Erinnerung aus

langer Vergangenheit mit der Todesstunde. *Aristoteles* bemerkt, dass man am meisten die Zukunft der Freunde ahne, weil man am meisten an sie denke[271]). Ebenso oft wie die Verkündigungen des eigenen Todes sind die Ahnungen vom Hinscheiden der Freunde und von Unglücksfällen, welche den entfernten Geliebten oder Gatten treffen. Wenn ein Mädchen ihren Bräutigam in den Krieg ziehen sieht, träumt sie wohl, dass er schon gefallen sei, was später eintreffen kann. — Sehr oft findet man einen von den Stoikern besonders hervorgehobenen Traum citirt. Zwei Freunde reisten zusammen nach Megara, der eine blieb bei einem Bekannten, der andere übernachtete in einem Wirthshause. Der erstere träumte, sein Freund rufe ihn um Hülfe, da der Wirth ihn tödten wolle; als er erschreckt aufgewacht, dann aber wieder eingeschlafen war, erschien der Freund zum zweiten Male und bat, seinen Tod zu rächen, denn er sei vom Wirth getödtet und auf einem Wagen unter Dünger geworfen worden, worauf man ihn in der Frühe aus der Stadt zu schaffen beabsichtige. Der Mann begab sich in Folge dieses Traumes am Morgen an das Stadtthor, fand alle Einzelheiten bestätigt und zog den Mörder zur Rechenschaft[272]). — Wie Mancher die Mittel gegen die eigene Krankheit und Ruhmbaum die Behandlungsweise seines Patienten, so soll Alexander der Grosse einst im Traum die Wurzel entdeckt haben, welche seinem verwundeten, neben ihm schlafenden Freund Ptolemaeus die Gesundheit wiedergab.

Ein Brief, eine aus zweiter oder dritter Hand empfangene Nachricht oder irgend ein Gedanke überhaupt rufen die Erinnerungen an die schwache Constitution des Freundes oder an die Gefahren, in welchen er sich befindet, wach; es beginnt damit die Gedankenreihe, welche in der Ahnung des Todes ihren Gipfelpunkt findet. Man braucht seine Zuflucht nicht mit *Scherner* zu einem Liebes- oder Willensstrahle zu nehmen, um eine solche Ahnung in die Ausdehnung des Raumes zu erklären[273]). Ist die Entfernung nicht allzu gross, so können zuweilen dieselben meteorologischen und anderen Einflüsse, welche dem Einen einen ängstlichen Traum hervorrufen, dem Anderen bei seiner Krankheit den Tod bringen.

In anderen Fällen haben solche Ursachen die gleichen Wirkungen: zwei oder mehrere haben dann ganz denselben

Traum. Ein drastisches Beispiel, wo ein ganzes Regiment Soldaten im Schlaf dieselben Schreckbilder sah, ist schon beim Alpdrücken berührt worden. *Nudow* berichtet (S. 129), dass ein berühmter Danziger Naturforscher in einem Gasthofe daselbst wohnte, welcher sehr mit Leuten angefüllt war. In einer Nacht kam es ihm vor, als ob ein Wagen die Strasse herauffführe und vor dem Hause halte; er bemerkte genau, dass der Hausknecht kam, die Thorflügel aufschlug und dass der Wagen zum Hofe hineinfuhr, er sah Leute aussteigen, ins Haus und auf ihr Zimmer gehen. Am folgenden Morgen erkundigte er sich beiläufig bei dem Kellner, wer die neu angekommenen Fremden seien: derselbe wunderte sich sehr, da alle Gäste ihn gefragt hatten und doch niemand angekommen war. Ein Sturmwind hatte bei Allen die gleiche Vorstellung hervorgerufen. — Dass Mann und Frau, Geschwister, Freunde, deren Gedankenkreise nahe verwandt sind, ähnliche, ja gleiche Träume haben, kommt verhältnissmässig nicht selten vor und ist nicht wunderbar, da die Anschauungsweise derer, die durch Vererbung Gleiches überkommen haben, viel mit einander verkehren oder gleiche Erziehung genossen, bei demselben gegebenen Objecte dieselbe oder wenigstens ähnlich wird[274]). *Spitta* erzählt, dass vor einer Reihe von Jahren in Berlin ein Handlungscommis, Sohn wohlhabender Eltern, nach einer nur eintägigen Krankheit starb und nach Ablauf eines Jahres in derselben Nacht sowohl dem Vater wie der Mutter im Traum erschien, um ihnen zu melden, dass er scheintodt begraben sei, und ihnen die Weisung zu ertheilen, sie sollten sein Grab öffnen und für sein Seelenheil beten. Die Erinnerung an den heissgeliebten Sohn beschäftigte beide fortwährend, und da das Ereigniss so plötzlich erfolgte, war ihnen vielleicht der Gedanke aufgestiegen, dass es gar nicht möglich sein könne; der Traum griff diesen Gedanken auf und führte ihn nach seiner Weise aus. Auch mag die vollständige Uebereinstimmung der Träume beider Gatten erst durch die Erzählung des einen erfolgt sein, indem dann der andere die Vorstellung des ersten in seine eigene Erinnerung übertrug und die Lücken des Traumes damit ausfüllte. — Ein Freund von mir sah einst eine ihm wohlbekannte Dame in glänzender Brautkleidung in einem prachtvollen Garten herumwandeln und seine einige Meilen entfernte Schwester hatte,

wie er später erfuhr, in jener Nacht einen sehr ähnlichen Traum mit hellen Licht- und Farbenerscheinungen. Vorher hatte mein Freund und ich beim gegenseitigen Gedanken- und Gesinnungsaustausch gefunden, dass wir in dieser Zeit beide vorzugsweise nach dem Gefühlsleben hinneigten; bei ersterem war dies auf die geschilderte Weise in die Erscheinung getreten, und warum sollte nicht in der Seele einer jungen Dame die gleiche Stimmung ein ähnliches Bild, das nur in seinem Object und vielleicht in einigen kleinen Einzelheiten verschieden ist, hervorrufen?

Die harmonischen Träume Liebender haben einen gewissen Ruf; dieselbe Atmosphäre, welche den einen Gegenstand verliebt macht, erweckt in dem anderen das gleiche Gefühl, sagt *Osiander*, — und es ist nicht wunderbar, dass bei beiden die gleichen Hauptvorstellungen der geliebten Person und die sich daran knüpfenden Associationen emportauchen. Wenn es einen psychischen Rapport, einen »Gemüthsconnex« gäbe, welcher, wie *Scherner* meint, durch einen »electrischen Sehnsuchtsstrahl« zwei Herzen unmittelbar in Verbindung treten lasse, so wäre es doch seltsam, dass diese Leitung so oft unterbrochen wird und der Liebes- oder Willensstrahl nicht immer sein Ziel erreicht. Bekanntlich denken wir nicht immer zu derselben Zeit, wo ein Freund oder Verwandter sich unsrer erinnert, an ihn, sondern an ganz andere Dinge; auch würde es absurd sein, wenn man zwischen allen Soldaten eines Regiments oder allen Gästen eines Gasthofs solchen »Gemüthsconnex« statuiren wollte. Die Poesie kann von der Liebe als dem heiligen »Götterstrahl, der in die Seele schlägt und trifft und zündet«, reden, die Erfahrung aber lehrt, dass Manche mit allen ihren Liebes- und Willensstrahlen das geliebte Herz nicht zu rühren vermögen!

---

## Capitel VIII.

### Die Verschiedenheit der Träume.

Viele Factoren sind es, welche die individuellen Charaktere bilden und in den einzelnen die zeitweilig verschiedenen Denkweisen und Gemüthsstimmungen erzeugen. Der Mensch wird als Theil der gesammten Natur mannigfach beeinflusst: er ist abhängig von kosmisch-tellurischen Einwirkungen, durch den Zusammenhang mit der Gattung haften ihm die vererbten Eigenthümlichkeiten der Race an, er wird bestimmt durch Geschlecht, Alter und Leibesconstitution.

Die tellurisch-kosmischen Einflüsse sind schwer nachzuweisen und von den übrigen zu sondern; meist indirect, werden sie durch das Wetter und die sonstigen meteorologischen Erscheinungen vermittelt. Die wissenschaftlichen Forschungen der letzten Jahrhunderte haben die Astrologie verdrängt; wir leben nicht mehr in den Zeiten, wo der Mensch sein Schicksal aus der Stellung der Gestirne ableitete[275]) und in den Planeten »die sieben Herrscher des Geschicks« erblickte. Jupiter herrscht nicht mehr, Venus spendet nicht mehr ihre Gunst, der »tück'sche Mars« stiftet keinen Schaden, und in diesem Sinne können wir mit Wallenstein sagen:

> »Saturnus' Reich ist aus, der die geheime
> Geburt der Dinge in dem Erdenschoos
> Und in den Tiefen des Gemüths beherrscht,
> Und über allem, was das Licht scheut, waltet«.
> (Schiller, Wallensteins Tod. A. I, Sc. 1).

Trotzdem ist nicht zu verkennen, dass der Wechsel der Jahreszeiten bei verschiedener Stellung der Erde zur Sonne, wenn bei den Menschen auch minder als im Thierreiche wirksam,

unsere Gemüthsstimmungen beeinflusst. *Lotze*, welcher der Meinung, dass der Mensch mit der Erde wie das Kind mit der Mutter, wie der Parasit mit dem Organismus, auf dem er lebt, durch eine tiefere Beziehung zusammenhinge, sowie anderen mystischen Ansichten über die gewaltigen Einwirkungen des Klimas auf die Bewohner entgegentritt, sagt: »Es mag und wird dabei bleiben, dass unser Gemeingefühl von dem Wetter, unsere Stimmung von Licht und Luft, die Färbung unserer Reflexion von Jahreszeiten und Klima beherrscht wird. Aber einestheils ist es Aberglaube, den Einfluss dieser schwer zu berechnenden Bedingungen mit Uebertreibung hervorzuheben, während in den menschlichen Leidenschaften und Verhältnissen deutliche und dringende Bestimmungsgründe unsers wechselnden Verhaltens viel offenbarer vorliegen; anderntheils ist, was auf diese Weise den Einwirkungen der Natur unterliegt, eben nur das Reich unserer Stimmungen, jener formlosen Zustände unsers Innern, die wohl einen anderswoher entstandenen Entwickelungsdrang hemmen oder fördern mögen, aber nie für sich dem menschlichen Fortschritt eine bestimmte Richtung vorgezeichnet hätten«[276].

Die grössere Erregbarkeit der Nerven bei den Kaltblütern im Frühling und Herbst ist experimentirenden Physiologen wohlbekannt[277]; bei den Warmblütern zeigt sich im Frühling nicht minder eine erhöhte Sensibilität. Die Gemüthsstimmungen des Menschen werden lebhafter; Freude, Hoffnung und Liebe zeigen sich in ihrer vollen Stärke. Die ätherischen Tage, welche Vereinigung und Zeugung der Pflanzen und der niederen Thiere veranlassen, erwecken auch die Liebe in der vernünftigen Seele; dasselbe Naphtha der balsamischen Frühlingsluft hat auf Alle die gleiche Wirkung und überall hört man Liebeslieder erschallen. Der Herbst disponirt mehr zu elegischen und wehmüthigen Stimmungen.

Da man fand, dass die Aufnahme von Kranken in die Irrenhäuser im Winter am seltensten und im Sommer am häufigsten sei, so sagte man früher: es nimmt die Häufigkeit des Irrenzuwachses mit der periodischen Zu- oder Abnahme der Wärme nach den Jahreszeiten zu oder ab. Geisteskrankheiten verschlimmern sich in den kalten Jahreszeiten am selten-

sten, in der warmen am häufigsten und befolgen mit der Häufigkeit der Selbstmorde das gleiche jahreszeitliche Erscheinungsgesetz [278]. *Griesinger* weist jedoch darauf hin, dass diese statistischen Notizen von der häufigeren Aufnahme keinen Beweis für die häufigere Entstehung liefern; die Fälle seien oft schon veraltet und das unbequemere Reisen gebe vielleicht die Ursache zur geringeren Aufnahme im Winter ab [279]. Die Statistiker sprechen sogar von einem Einflusse der Jahreszeiten auf die einzelnen Formen des Irrseins. *Esquirol* behauptet und *Jacobi* beweist an 181 Fällen, dass in Wintermonaten der Ausbruch der Tobsucht am seltensten sei und dass der Sommer, oder noch mehr der Frühling eine Mehrzahl von Erkrankungen in dieser Form darbietet.

Die Verschiedenheit der Gemüthsstimmungen im Wechsel der Jahreszeiten wird sich unzweifelhaft auch im Traum geltend machen. Im Alterthum war die Ansicht verbreitet, dass der Frühling mehr zu ruhigen, der Herbst zu stürmischen Träumen disponire (*Tertullian*). Die Orientalen hielten die Träume im Frühling für zuverlässiger als im Herbst und Winter und bemerkten, dass sie am meisten lebhaft seien zur Zeit der Fruchtreife, am wenigsten dann, wenn die Blätter fallen [280]. Doch ermangeln erfahrungsmässig auch die des Frühlings nicht der Lebhaftigkeit; zur Zeit wo der Flieder blüht und die Nachtigall singt, herrscht eine grosse Neigung zur träumerischen Phantasie. Wohl kann die Jahreszeit zu der Färbung der Träume beitragen, und dieselben mögen im Frühling am meisten die Liebe zum Thema haben, bei Manchen vielleicht auch einen vorzugsweise sinnlichen Charakter tragen.

Der Einfluss des Mondes auf das physische und psychische Leben der Menschen ist von je her übertrieben worden. *Baco* soll während einer Mondfinsterniss in Ohnmacht gefallen sein. *Galen* suchte die Perioden hitziger Krankheiten mit dem Umlaufe des Mondes zu vergleichen, *Petrus von Abano* soll zuerst auf den Einfluss des periodischen Umlaufes des Trabanten bei psychischen Krankheiten geachtet haben. Durch *Newton's* Attractionssystem entstanden viele dahin bezügliche Schwärmereien in Frankreich und Deutschland. *Friedreich* stellt in seiner »allgemeinen Pathologie und Therapie« zur Erklärung der monatlichen Periodicität bei physiologischen und psychologischen

Erscheinungen die Hypothese auf, dass Erde und Mond früher einen Weltkörper gebildet hätten und jetzt noch theilweise unter denselben Gesetzen ständen. *Jacobi* zieht den erheblichen Einfluss des Mondes in Zweifel, obgleich er in einigen Fällen vorhanden sei, *Guislain* aber nimmt ihn vollständig an. »Während der Syzygien sollte nach *Diemerbroek* die Pest überhand nehmen, nach *Balfour* das Fieber häufiger ausbrechen, nach *Gillespie* eine Verschlimmerung der Geschwüre eintreten, nach *Darwin* Epilepsie und Wahnsinn häufiger vorkommen, nach *Buek* die Sterblichkeit zunehmen; während der Quadraturen hingegen soll nach *Jakson* der Ausbruch von Fiebern aller Art häufiger werden und nach *Darwin* der Blutlauf an Stärke verlieren. Im Neumonde soll die Menstruation bei Jungfrauen häufiger sein, nach andern Angaben die Wassersucht zunehmen, nach *Ramazzini* das Petechialfieber gefährlicher werden und nach *Buek* die Sterblichkeit ihr Maximum erreichen; im Vollmonde sollen mehr ältere Frauen menstruiren, nach *Wepfer* und *Tulp* Anfälle von Apoplexie, Hemikranie, Epilepsie und Manie häufiger vorkommen, nach *Tulp* die Kopfverletzungen gefährlicher werden und nach *Buek* die Todesfälle am seltensten sein. Kröpfe, Scropheln, Balggeschwülste, Geschwüre, Wurmzufälle und Wassersucht sollen mit dem Monde zu- und abnehmen. Im zunehmenden Monde soll nach *Reil* der Schlaf der Kinder unruhiger werden; im abnehmenden Monde sollen Würmer und Harnsteine leichter abgehen, nach *Benot* Asthma und Katarrh sich verschlimmern, und nach *Buek* mehr Geburtsfälle vorkommen«[281]). *Koster* glaubte aus zahlreichen Beobachtungen das Gesetz zu finden, dass am Tage des Perigaeum (Erdnähe) und Apogaeum (Erdferne) oder in der Nähe sich leicht der Anfang oder das Ende eines Tobsuchtanfalles ausbilde[282]). — Nachdem jedoch *Esquirol* die Unruhe, welche man bei mehreren Kranken zur Zeit des Vollmondes bemerkte, durch herabgelassene Gardinen beseitigte, hat man die Einwirkung des Mondes mehr in dessen Licht gesucht. Schon der Gesunde fühlt im Wachen bei Mondschein eine Neigung zu elegischen, sehnsüchtigen Stimmungen, welche den geläufigen Gegenstand einer empfindsamen Poesie bilden; und so werden wie bei Irrsinnigen und jeder krankhaften Störung der Sensibilität ebenso bei dem gesunden Schläfer die Licht-

strahlen des Mondes und die in Folge von vorüberhuschenden Wolkenschatten wechselnde Beleuchtung nicht nur unmittelbar gewisse Vorstellungen wachrufen, sondern auch auf die bestimmte Färbung und die Gemüthsbewegungen der Träume einwirken[283].

Dass die Witterung für unser psychisches Leben eine grosse Bedeutung hat, ist bekannt. »Coeli tristitiam discutit sol et humani animi nubila sol discutit« sagt *Plinius* treffend. Bei üblem, nebelhaftem und düsterem Wetter sind die Gedanken schleichend, die Gefühle abgestumpfter und matter als bei heiterem; der blaue Himmel bringt Frohsinn, Heiterkeit und Hoffnung; das Abendroth lässt uns Alles in rosigem Lichte erscheinen, während das Grau der Natur auch in unserem Herzen die lachenden Farben verwischt und das Unbestimmte und Düstere zur Herrschaft bringt. — Nicht unwesentlich ist der Druck der Luft. Der Cretinismus steigt nicht über 3000 Fuss Höhe; die Seherin von Prevorst fühlte ihren magnetischen Zustand auf Bergeshöhen gesteigert, und Hallucinationen bei Ersteigung hoher Berge sind nicht selten[284]. Ein englischer Schatzkammerlord wollte sogar von einem Zusammenhang zwischen der Aufnahme einer Staatsanleihe und dem Barometerstande wissen! — und *Goethe* klagte in einem Briefe an *Herder*, dass ihn der tiefe Stand des Quecksilbers ertödte. — Aus dem anhaltend höheren Trockenheitsgrade der Luft erklärte *Dresor* die bekannte instinctive und tieferer Erregung meist baare Hastigkeit der Nordamerikaner. Der Einfluss des Windstriches erzeugt die reizbare Stimmung, in welche der Sirocco versetzt und die in Italien sprüchwörtlich ist. Die Unruhe und üble Laune in Folge gewisser Windrichtungen ist im Jura, sowie die Verstimmung durch die trokenen Nordostwinde in Nordamerika bekannt. Die Inder schreiben alle nervösen Krankheiten dem Winde zu und benennen sie nach der Verschiedenheit derselben[285]. Die Spannungsgrade der atmosphärischen Elektricität äussern auf die Thiere eine grosse Einwirkung: Blutegel steigen bei herannahendem Gewitter an die Oberfläche des Wassers, Hummer schnellen ihre Scheeren von sich u. s. w. Auch der Mensch entzieht sich derselben nicht, nur ist der Eine mehr für dieselbe empfänglich, der Andere weniger. *Schiller* fühlte sich während des Gewitters poetisch gestimmt,

*Tycho de Brahe* pries den ermunternden Einfluss von Gewittern auf sein geschwächtes Nervensystem. *Osiander* hebt hervor, dass die Luftelectricität bei Gewittern oft eine aussergewöhnliche Steigerung der Geistesthätigkeiten zur Folge habe, in anderen Fällen sie suspendire; Frauen hätten vor Orkanen und anderen Katastrophen ängstliche Vorgefühle und Träume gehabt, und es erkläre sich daraus manche Ahnung in Betreff des Todes von Freunden und Verwandten, indem dieselbe Atmosphäre in dem Einen die Ahnung erzeuge und dem Anderen den Tod bringe[286]).

Die Beschaffenheit der Luft bildet ein bedeutendes Moment der Einwirkung des Klimas auf die psychischen Thätigkeiten des Menschen. Schon im Alterthum war dies bekannt. *Cicero* sagt, dass die Bewohner von Ländern, wo die Luft rein und klar sei, mehr Intelligenz besässen als die, über welchen ein grauer, düsterer Himmel sich wölbe[287]). Die Griechen vor ihm vergassen nicht, dies zum Preise ihrer Nation gegenüber den nordischen Barbarenvölkern hervorzuheben[288]). Doch möchten wir lieber von den Gemüthsbewegungen sagen, was jene von der Intelligenz behaupten. Die ersteren nehmen in warmen Gegenden mit dem immer blauen Himmel zu; die Affecte und Leidenschaften sind dort rascher, intensiver, aber weniger dauernd. Wenn der Deutsche sich durch Treue in der Liebe auszeichnet, so thut es ihm der Spanier und Italiener an Feuer zuvor, bei jenem ersten ist sie ein mildwärmendes Feuer, bei beiden letzteren eine verzehrende Gluth. Der Nordländer hasst oder verachtet seinen Feind, der ihm Böses zugefügt, der Bewohner des Südens aber nimmt blutige Rache. Der Neger endlich zeigt eine warhaft wollüstige Grausamkeit. — So mögen denn auch dem Aequator näher wohnende Völker viel lebhafter träumen als wir, und die farbenreiche Umgebung mag viel prächtigere Bilder dem Schläfer vorzaubern als die Einfachheit und Eintönigkeit des Nordens. Der sinnliche Orientale weiss das Paradies ganz anders zu schildern, als es der nordamerikanische Indianer oder der Eskimo sich vorstellt, oder wie es der Pescheräh sich vorstellen würde, wenn er überhaupt etwas von Religion wüsste. Da andrerseits das heisse Klima jede geistige Anstrengung erschwert, den Gedankenlauf verlangsamt und die Willenskraft herabdrückt, so befinden sich die Bewohner warmer und heisser

Gegenden schon während des Tages in einem traumähnlichen Zustande, den sie oft durch künstliche Mittel ihm noch näher zu bringen wissen. Schweigend sitzt der Opium geniessende Orientale da mit offenen, bald sehnsüchtig schmachtenden, bald wollüstig sinnlichen, bald starr vor sich hin stierenden Augen, nur zuweilen, wenn er das Opium mit Kif oder Haschisch vertauscht, wird er gesprächiger und giebt die kühnsten Phantasiebilder zum besten. Das »dolce far niente« der Italiener ist fast zur stehenden Bezeichnung eines träumerischen Sichgehenlassens geworden.

So weit die Schädelcapacität eines Polynesiers von der eines geistig entwickelten Europäers, und das Gehirn sowie die Bildung seiner Windungen bei einem Australier von dem des Gauss verschieden ist, so viel Unterschied zeigen auch die geistigen Fähigkeiten und Thätigkeiten der Menschen-Racen. Es möchte einem Neger schwer gelingen, ein philosophisches oder mathematisches Problem zu lösen — ein hervorragender Kopf, wie Toussaint Louverture, ist eine äusserst seltene Ausnahme, — und ein Papua kann sich nicht die Wichtigkeit der Gesetze von der Erhaltung der Kraft zum vollen Bewusstsein bringen. So ist auch der Inhalt der Träume nicht derselbe. Kein Polynesier glaubt im Schlafe, dass er die Deduction der Categorien oder auch wohl einen Raum mit vier Dimensionen gefunden habe, oder dass an ihm der nervus sympathicus präparirt würde. Ebenso bringt innerhalb derselben Race der Fortschritt der Civilisation Verschiedenheiten hervor. Die Steigerung der Industrie, der Künste und Wissenschaften setzt eine allgemeine Steigerung der seelischen Thätigkeiten voraus; die immer weitere Entfernung von einfachen Sitten, die Verbreitung der feineren geistigen und leiblichen Genüsse bringt früher unbekannte Neigungen und Leidenschaften mit sich. So sind denn auch die Wünsche und Träume der heutigen deutschen und romanischen Völker andere geworden als die der alten Indogermanen, und wenn die Traumvorstellungen noch auf die Bildung von Religionsbegriffen einwirkten wie früher, würden wir dieselben vielleicht in ganz anderer Gestaltung erblicken.

In Bezug auf die Vererbung ist constatirt, dass sich normale wie abnorme physische und psychische Dispositionen von den

Eltern auf die Kinder fortpflanzen, ja es tauchen — als Atavismus — Eigenschaften, welche bei den Kindern weniger hervortreten, wieder bei den Enkeln auf; Seitenverwandte zeigen eine geistige und leibliche Aehnlichkeit, die auf die gemeinsamen Voreltern zurückzuführen ist, ja sogar ein erster Gatte soll auf die Kinder zweiter Ehe einen Einfluss ausüben. Die Sicherheit, mit welcher *Fischer* und *Schopenhauer*[289]) den Willen vom Vater und den Intellect von der Mutter ableiten, beruht, wie *Volkmann* meint, nicht auf ganz fester Basis. Die Gemüthsart der Mutter scheint sich nach ihm auf die Kinder zu übertragen; die Tochter und der Sohn fühlt und träumt also wohl der Mutter nicht ganz unähnlich.

Ueber die Differenz der Geschlechtscharaktere ist schon viel geschrieben worden. Man sucht sie gern durch einzelne Schlagworte auszudrücken; *Burdach* stellt sie einander gegenüber als Individualität und Universalität, *Ulrici* und Andere als Activität und Passivität, *Beneke* als Kräftigkeit und Reizempfänglichkeit, *Hartmann* als bewusste und unbewusste Thätigkeit. Die *Hegel'sche Schule* bezeichnet den Mann als Negation, das Weib als Position[290]) und setzt damit in Parallele Wachen und Schlaf, da letzterer die in sich selige und mit sich einige weibliche Seite des Menschen sei. Die besten Schilderungen geben *W. v. Humboldt* und *Lotze*[291]). — Letzterer führt aus, dass in den Verhältnissen des Knochengerüstes und der Muskulatur eine geringere Grösse der Arbeitskraft des weiblichen Körpers begründet und dieser zur Ueberwältigung grösserer Widerstände, zu schnellem Laufen oder sicherem Gange unter bedeutender Last weniger geschickt ist. Dadurch wird das Gemeingefühl verändert, in welchem das Innewerden der Elasticität, Stellung und Bewegung einen bedeutenden Bestandtheil bilden. Der männliche Körper bildet eine Ovale mit grösstem Durchmesser in den Schultern, der weibliche dieselbe Ovale mit grösster Breite in den Hüften. Der Mann fühlt sich durch das Uebergewicht des oberen Theils zur Bewegung gedrängt, während das Weib mit der Empfindung grösseren Gebundenseins seinen Wirkungskreis in der Nähe findet. »Diese geringere Grösse der Kraft wird durch ein höheres Mass der Anbequemungsfähigkeit an die verschiedensten Umstände ausgeglichen«. Glück und Unglück weiss das Weib besser zu er-

tragen und sich in neue Lebensumstände leichter zu schicken. Gewöhnung haftet mehr und die Unterhaltung wird um der Unterhaltung willen gesucht. Die intellectuellen Fähigkeiten unterscheiden sich nur durch die Eigenthümlichkeit der Gefühlsinteressen; der Wille des Mannes ist mehr auf Allgemeines, der des Weibes auf Ganzes gerichtet. Männliche Art ist es, zu zergliedern, weibliche dagegen, die Analyse zu hassen und das fertige Ganze zu bewundern; der Gedanke des Mannes sucht nach den Gründen und Ursachen, der des Weibes nach dem dadurch entstandenen Wirklichen, Fertigen. Der Mann strebt nach Achtung unter der grossen Allgemeinheit und tritt gern in Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, das Weib wünscht nicht als Beispiel neben anderen zu gelten, sondern will als ein geschlossenes Ganzes wegen seiner unvergleichlichen Eigenthümlichkeit geliebt sein. Die Verabredungen der Männer sind kurz und diese verlassen sich auf das Wort, die Frauen wollen die Verpflichtungen durch tausend kleine Hülfsmittel verstärkt wissen; erstere schätzen zeitliche Pünktlichkeit, letztere legen mehr Werth auf harmonische Anordnung im Raum. Während der Mann aus Principien Dinge unternimmt, deren Ende er nicht abzusehen vermag, will das Weib das Fertige der Handlung mit ihrem Erfolg sich anschaulich vorstellen. In Anschaffung zeigen die Frauen oft Verschwendung, betrachten dagegen das eimal erworbene Eigenthum als ein zusammengehöriges Ganzes, das nicht zerplittert werden darf. Für sie ist Wahrheit das, was zu dem Uebrigen in widerspruchslosem und harmonischem Verhältniss steht, ohne dass es zugleich real und reell zu sein braucht; sie sind zum Schein geneigt. Sie lieben die Anschaulichkeit, versetzen sich gleichsam in die Dinge hinein und grübeln nicht, warum dies Alles so wäre und wie es sein könnte; sie besitzen mehr Takt als Bewusstsein dessen, was sie thun oder thun müssen, und Reflexion liegt ihnen mehr oder weniger fern.

Man sieht also, dass das Weib mehr vom Gefühlston der Eindrücke beherrscht wird, als es den Inhalt derselben berücksichtigt; vom Angenehmen wird es mehr angezogen als vom Wahren. Auch die Association nach dem Gefühlston ist bei der Frau mehr zu finden als beim Manne, welcher nach dem Inhalt associirt: ihre Gedankencombinationen erscheinen ihm deshalb oft wunderbar und prophetisch. Eine augenblickliche

Stimmung beherrscht sie, und sie empfindet zuweilen Wohlgefallen oder Missfallen, ohne die Gründe angeben zu können. Der Mann will seinen Werth nach dem Inhalte seiner Leistungen geschätzt und seine Achtung danach bemessen wissen, die Frau dagegen will geliebt sein, wie sie ebenfalls ihren Richterspruch durch die Liebe fällt. Das Herz ist bei ihr mächtiger als der Kopf und das Gefühl überwindet den Verstand. Die gemischten Gefühle kommen häufig vor; sie verbindet sanguinische Lebhaftigkeit mit sentimentaler Warmherzigkeit, und die Liebe, dieser Herd von Gefühlen, wie sie *Nahlowsky*[292]) nennt, bildet das Gebiet, wo sie am meisten zu Hause ist. In der Association nach dem Inhalt der Vorstellungen wird bei ihr die Succession von der Coexistenz bei weitem überwogen. Sie liebt harmonische Ordnung im Raum, stellt sich Alles gern anschaulich und als Ganzes vor und hat mehr Interesse für das Concrete als für das Abstracte. Mit *Huschke's* Entdeckung der stärkeren Entwickelung des Stirnhirns und des kleinen Gehirns beim Manne und des Scheitelhirns beim Weibe[293]) könnte man vielleicht die Erfahrung zusammenhalten, dass bei ersterem der Wille, bei letzterem das sensorielle Leben vorwiegt[294]).

Diese Verschiedenheit der Geschlechtscharaktere wird sich denn auch im Traum geltend machen, in welchen die Frauen sich besonders gern versetzen[295]). Die Liebe in ihren zahlreichen Modificationen und Stärkegraden sowie die übrigen Gefühle bilden das Grundthema, und Ahnungen sind nicht selten. Die Reizung bleibt mehr auf das sensorische Gebiet beschränkt; das Schlafreden kommt seltener vor als bei Männern, noch weniger findet sich der Nachtwandel, dagegen zeigt sich häufig eine bedeutende Steigerung der Sensibilität. Der Mann denkt mehr an Stand und Beruf, er beschäftigt sich mehr mit theoretischen und praktischen Aufgaben, mit Familien-, Staats- und Nationalangelegenheiten; die Frau widmet sich der Pflege der Kinder und der Besorgung häuslicher Arbeiten. Doch gleicht sich dieser Unterschied in der Ehe durch das Einleben in die Sphäre des Anderen mehr und mehr aus.

Die individuellen Dispositionen zu bestimmten Gemüthsbewegungen bilden die Temperamente. »Was die Erregbarkeit in Bezug auf die sinnliche Empfindung, das ist das Temperament in Bezug auf Trieb und Affect. Wie wir eine

dauernde Erregbarkeit und daneben fortwährende Schwankungen derselben unterscheiden können, so zeigt sich auch das Temperament theils als ein dauerndes theils in der Form wechselnder Temperamentsanwandlungen, die von äussern und innern Ursachen abhängen können«[296]. — *Lotze* sagt: »Die Menge der Vorstellungen, die in gleicher Zeit durch das Bewusstsein ziehen, die Schnelligkeit ihres Wechsels, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Gedanken nach einer Richtung vorzüglich, oder nach vielen gleichmässig sich ausbreiten und durch Wiederanklingen früherer Eindrücke sich eine reichere oder ärmere harmonische Begleitung erwecken; die Treue, mit welcher ältere Wahrnehmungen unverändert festgehalten werden, oder die Geschwindigkeit, mit welcher sie zu unbestimmteren Gesammtzuständen verschmelzen; die Beständigkeit, mit der eine mit Antheil gefasste Idee sich in diesen mannigfachen Veränderungen erhält, oder die Leichtigkeit, mit welcher Theilnahme und Aufmerksamkeit von ihrem ursprünglichen Gegenstande auf die Menge sich zudrängender Nebenvorstellungen abgelenkt werden; die Grösse des Gefühles, welche die Eindrücke überhaupt erregen, und die Nachhaltigkeit, mit welcher dies Gefühl haftet, oder die Flüchtigkeit, mit der es verschwindet; die Verdichtung der Strebungen um wenige Punkte, um welche sie sich andauernd bemühen, oder die Geneigtheit, von einer Aufgabe zur andern überzuspringen; die verschiedene Grösse des Dranges, in Bewegungen, Geberden und Worten den innern Zuständen einen Ausdruck zu geben: Das alles sind Erscheinungen, die in dieses Gebiet der Temperamente fallen. Sie gleichen ganz den formellen Unterschieden in den Bewegungen eines Stromes, der von mancherlei hineingeworfenen Widerständen je nach der ursprünglichen Leicht- oder Schwerflüssigkeit des fliessenden Stoffes, nach der Neigung seines Falles und nach der Gestalt seines Bettes bald zu tiefen und schweren, bald zu oberflächlichen rasch wechselnden sich vielförmig kreuzenden Wellen bewegt wird«[297].

Die Unterscheidung in sanguinisches, melancholisches, cholerisches und phlegmatisches Temperament rührt von der medicinischen Theorie *Galen's* her[298]; die Vorstellungen, woraus die Namen geflossen, sind längst veraltet, die Namen selbst aber beibehalten worden. Zu starken Affecten neigt der Cho-

leriker und Melancholiker, zu schwachen der Sanguiniker und Phlegmatiker; zu raschem Wechsel der Sanguiniker und Choleriker, zu langsamem der Melancholiker und Phlegmatiker[299]. Der Sanguiniker nimmt vorurtheilslos die Eindrücke auf, an jede geringe, wenig auffallende Wahrnehmung knüpft sich ein leicht erregtes Gefühl; dasselbe wechselt jedoch rasch mit seinem Anlasse und es findet ein schneller Uebergang von einer Gemüthslage zur anderen statt. Dies führt oft zur Unstetigkeit eines Handelns, das sein Urtheil nicht aus einem grösseren Complex von Vorstellungen, seine Materie nicht aus zusammenfassender Ueberlegung und dem Ganzen einer stehend gewordenen Gesinnung, sondern voreilig aus dem Einzelnen augenblicklicher Anlässe entnimmt. Das schnelle sanguinische Temperament ermangelt der Stärke, welche das melancholische oder, wie *Lotze* es genannt wissen will, das sentimentale besitzt. Dieses ist wähliger in Bezug auf die Eindrücke; Vieles erscheint dem Melancholiker gleichgültig und fade, was den Sanguiniker momentan bezaubert. Der Gefühlswerth erregt sein Interesse, er ist geneigt, Stimmungen nachzuhängen, sie aufzusuchen und in grösserer Ausdehnung zu erzeugen als die Veranlassung es rechtfertigt; dadurch kann das Bewusstsein der Pflichten in seiner Entwickelung und Befestigung gehemmt werden. Er liebt träumende Wiederholung alles Rhythmischen und aller ästhetischen Eindrücke überhaupt; zu eigentlicher Arbeit wenig geneigt, entwirft er Ideale eines besseren Zustandes der Wirklichkeit, hat aber keine Theilnahme für die einzelnen verständigen Mittel, die dazu führen könnten; er wird einerseits oft ungerecht und bitter gegen Andere, welche seine Ansichten nicht theilen, andrerseits unpraktisch und unfähig, etwas wahrhaft Grosses zu leisten und zur Lösung eines Problems beizutragen. Geeigneter dazu ist der Choleriker. Derselbe ist unempfänglich für zufällige Reize, die ausserhalb des gewohnten Weges seiner Gedankenbewegung liegen; neue Eindrücke reproduciren nur die nächsten mit ihnen im Sinne dieser Bewegung zusammengehörigen Erinnerungen, und alle in die herrschende Richtung der Gemüthsströmung nicht eingehende Wahrnehmungen rufen nur geringe Gefühle wach. Bestimmtheit der Ziele charakterisirt das Temperament, das vorzugsweise praktisch, vor der Anwendung gleichgültiger und

mühsamer Mittel, welche zur Erreichung des Zweckes nothwendig sind, nicht zurückschreckt. Es kann aber auch in das Extrem überschlagend zur wachsenden Beschränkung des geistigen Lebens und zum eigensinnigen Beharren auf einer bestimmten Form der Mittel werden, aus welchem die »unwandelbare Consequenz« und die »bewusste Dickköpfigkeit« herauswächst. Das phlegmatische Temperament verfällt nicht in diesen Fehler[300]. Es lässt sich weder durch die wechselnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl treiben, noch bevorzugt es eine einseitige Form und Richtung menschlicher Bestrebungen vor allen übrigen. Die »Schwerflüssigkeit« des inneren Lebens wird von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt, sammelt sie entweder langsam bis zum Hervorbrechen einer kraftvollen Leistung oder zeigt, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, wenigstens keine innere Unruhe, die eine solche Gelegenheit aufzusuchen geböte. Zu wahrhaft grossen Leistungen ist es jedoch weniger befähigt[301], denn diese verlangen eine gewisse Beschränkung und die Lenkung aller geistigen Kräfte nach einer Richtung hin, und die meisten Genies sind einseitig.

Die Temperamente haben der Reihe nach ihre Modezeit gehabt und ihre Lobredner gefunden. »Seltsamerweise fällt diese Reihe so ziemlich mit der Aufeinanderfolge der Temperamente im Leben des Einzelnen zusammen: vor zwei Generationen hatte das sanguinische, vor einer das melancholische seine Culminationszeit, gegenwärtig scheint phlegmatische Blasirtheit sich einer Beliebtheit zu erfreuen«[302]. Jedes hat seine Licht- und Schattenseiten[303], das schnelle bedarf der Stärke, das schwache der Langsamkeit. Das starke giebt sich mit Vorliebe den Unluststimmungen hin, das schwache zeigt eine glücklichere Begabung für die Genüsse des Lebens. »Da jedes Temperament seine Vorzüge und Nachtheile hat, so besteht für den Menschen die wahre Kunst des Lebens darin, seine Affecte und Triebe so zu beherrschen, dass er nicht ein Temperament besitze, sondern alle in sich vereinige. Sanguiniker soll er sein bei den kleinen Leiden und Freuden des täglichen Lebens, Melancholiker in den ernsteren Stunden bedeutender Lebensereignisse, Choleriker gegenüber den Eindrücken, die sein tieferes Interesse fesseln, Phlegmatiker in der Ausführung gefasster Entschlüsse«[304].

Wichtig sind die Temperamente für die Aetiologie der Sinnestäuschungen. Das Phlegma disponirt sehr wenig dazu; Hallucinationen findet man fast gar nicht und von Illusionen nur solche, welche sich auf Geistesschwäche und Unaufmerksamkeit zurückführen lassen. Anders verhält es sich mit dem Sanguiniker; derselbe hat häufiger Sinnestäuschungen, welche meist einen fröhlichen Inhalt haben. Sanguinische Verrückte sind eitel, glauben sich gern in Palästen und auf dem Thron, sehen allenthalben ihre Diener und hören oft weibliche Stimmen. Der Choleriker sieht überall Feinde, Diebe, Meuchelmörder, Räuber; er erblickt fortwährend feindliche Machinationen, durch welche seine Bestrebungen gestört werden sollen, hört Stimmen, welche ihn verspotten und reizen oder ihm gewaltthätige Handlungen anbefehlen, er balgt sich zuweilen sogar mit seinen vermeintlichen Feinden herum und wird jämmerlich geprügelt Im Allgemeinen hat er mehr Gehörs- als Gesichtstäuschungen. Umgekehrt gestaltet sich das Verhältniss beim Melancholicus[305]), bei welchem die letzteren vorwiegen. Er sieht Gräber und Leichname, schwarze Menschen und Teufel und hört furchtbare Töne. Die religiösen Visionäre sind zum grössten Theile Melancholiker[306]).

Natürlich haben auch die Träume von Leuten verschiedenen Temperaments verschiedene Färbung. Nicht als ob dieses sich selbst in den Traum übertrage und man zwischen einem cholerischen, melancholischen, sanguinischen und phlegmatischen Träumer zu unterscheiden habe; im Traum sind wir alle, was die Gemüthsbewegungen betrifft, mehr oder minder Sanguiniker, — der Inhalt aber wird durch dasselbe bestimmt. Was in Folge des Temperaments mit seinen Associationen unter einer bestimmten Färbung oft in der Seele erscheint und dadurch dort gewissermassen einen bleibenden Sitz gewonnen hat, oder auch — besonders beim Extrem des Temperaments — während des Wachens vom energischen Willen zurückgedrängt wird, taucht im Traum wieder auf, und hier ist keiner für die Vorstellungen und Affecte, zu welchen das Temperament den Grund bildet, — mit Ausnahme der Fälle, wo der Vorsatz sich schon im Wachen gebildet hatte — verantwortlich, weil der Wille geschwunden. Schon die Araber kannten diesen Einfluss und schlossen sogar — freilich etwas

gewagt — aus dem Traum auf ein bestimmtes Temperament: sie glaubten zu bemerken, dass Choleriker vorzugsweise von hellem Feuer und Lichterscheinungen, Melancholiker von Schrecken der Finsterniss, Schlangen, Scorpionen und Giften, Phlegmatiker von Flüssen, Seen, Schnee und Eis, Sanguiniker von Gärten, Wiesen, lachenden Fluren träumten [307]). Diese Ansicht enthält einiges Richtige, mit der Modification derselben wollen wir uns nicht aufhalten, sie liegt in der Schilderung der Verschiedenheit von Sinnestäuschungen, welche zugleich für die Träume gilt; nur ist darauf hinzuweisen, dass man das Extrem nicht mit dem Typus verwechseln darf und namentlich die krankhafte finstere Melancholie zu unterscheiden hat von dem eigentlichen Temperament, bei welchem das Gefühl und die Gemüthsbewegungen eine bedeutende Intensität haben und nach der ernsten Seite hin neigen.

Die Unterscheidung der vier Temperamente giebt nicht etwa ein Schema ab, in welches sich die grosse Zahl der Individuen einzwängen lasse [308]). Eigentliche Temperamentsmenschen sind selten, und man findet in jedem Einzelnen immer nur ein mehr oder minder annäherndes Bild des allgemeinen Typus [309]). Am besten prägen sich die Typen in den wechselnden »Temperamentsanwandlungen« während der einzelnen Lebensalter aus. Sanguinisch ist das Kind: leichte Empfänglichkeit für alle Eindrücke und schneller Wechsel in den Vorstellungen sind wichtig für die Ansammlung der mannigfaltigen Kenntnisse; die Stimmungen sind nicht dauernd, und schnell wird die Unlust vergessen. Dem Erwachen der physischen Zeugungskraft geht das der psychischen in Bildung von Idealen parallel: das überschwellende Kraftgefühl des Jünglings ruft den Ehrgeiz hervor, vom Thatendrange beseelt entwirft er seine idealen Pläne und hält Nichts für unmöglich. Die natürliche Färbung seines Gemüthslebens bildet das melancholische oder sentimentale Temperament. Mit Festigkeit des Charakters hat sich der Mann für bestimmte Zwecke entschieden, nicht für die Zukunft oder Vergangenheit schwärmend lebt er energisch in der Gegenwart, stark aber schnell wechselnd sind seine Affecte: er ist Choleriker. Das Phlegma endlich bildet den Grundzug des höheren Alters.

Im frühesten Kindesalter, wo der Vorrath sinnlicher und

geistiger Erfahrungen noch gering ist, walten die Körpergefühle im Traum vor: da vorzugsweise hier viele Krankheitsformen vorkommen, wie Zahnen, Krämpfe, Unterleibsbeschwerden u. s. w., so mögen die Träume auch vielfach unangenehmer Natur sein. Später werden die Spiele auf lachenden Fluren fortgesetzt; zuweilen bereiten Schulscenen Verlegenheiten, meist aber sind die Träume heiterer Natur und voll von Pracht und Herrlichkeit. Das Schlafreden kommt sehr oft im Knabenalter vor. Die Zeit der Geschlechtsentwickelung ist äusserst reich an Träumen: Liebe, Eifersucht, beleidigter Stolz, Ehr- und Ruhmbegierde, erhöhtes Machtgefühl, Sieg oder Untergang in Gefahren bilden den Inhalt derselben. Was der Jüngling im Wachen für die Zukunft schwärmt und sich ersehnt, davon bringt ihm der neckende Traum die Erfüllung; es entwickeln sich sehr lebhafte, das Gemüth erregende Scenen, und Nachtwandel kommt am meisten vor. Die Jungfrau wird während ihrer Entwickelung leicht zur religiösen Schwärmerin und ist dabei doch etwas sinnlich; sie fühlt eine quälende Sehnsucht nach himmlischen Dingen, flicht aber in ihren Vorstellungen vom Ueberirdischen überall Geschlechtsbeziehungen ein; sie liebt Leiden, Kummer und Schmerzen und träumt nicht ungern von Unglück. Im mittleren Alter haben bei der grösseren Gleichförmigkeit des äusseren Lebens auch die Träume einen mehr constanten Charakter. Der Mann sieht sich am Ziel und vergisst im Glücke des Traumes die Sorgen der Wirklichkeit; zuweilen aber verlassen sie ihn nicht, und er bemerkt, wie unzählige Feinde ihm furchtbare, endlose Intriguen spinnen um ihn zu verderben. Bei dem Greise werden die Gemüthsbewegungen schwächer und Nichts erregt ihn mehr übermässig; Erinnerungen aus früherer Zeit, besonders der Jugend, steigen im Traume auf und wirken wie erfrischende Lüfte.

Die besondere Leibesconstitution ist — in Folge der eigenthümlichen Gemeingefühle — nicht ohne Einfluss auf das psychische Leben. »Das Bewusstsein«, sagt *Horwicz* [310]), »ist eine Gesammtfunction des ganzen Körpers bzw. des denselben repräsentirenden Nervensystems. Jede Hautprovinz, jedes Glied, jedes Organ, jedes Gewebe, auch das Blut in seiner mehr oder minder normalen Zusammensetzung und Beschaffenheit leistet mittelbar oder unmittelbar seinen Beitrag zum allgemeinen Bewusst-

sein«. Eine enge Brust mag ein ganz anderes Gemeingefühl und dadurch eine andere Färbung des allgemeinen Bewusstseins bedingen, als eine gewölbte. Kräftig gebaute, blutreiche Personen haben ein kräftigeres, bewussteres Selbstgefühl, gegen welches die empfindliche und argwöhnische Reizbarkeit kleiner Menschen oft auffallend contrastirt. Dem Embonpoint pflegt das dunkle Gefühl einer Art von Freudigkeit des Besitzes zu folgen. »Schmale Statur mit langem Halse disponirt zu Ruhe und Bedächtigkeit, gedrängter Körperbau mit kurzem Halse zu Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit (Napoleons Kurzhalsigkeit scheint durch die bekannte abnorm geringe Pulsfrequenz paralysirt worden zu sein). . . . Von besonderem Einfluss auf den psychischen Habitus ist die Beschaffenheit, Menge und Bewegung des Blutes . . . Die neuere Psychiatrie hat auf den lähmenden Einfluss, den das Ueberwiegen von Kohlenstoff im Blute auf die Entwickelung des psychischen Lebens ausübt, und im Gegensatze hierzu auf den Zusammenhang hingewiesen, der zwischen vortretendem Phosphorgehalte und Tobsucht besteht (die schnelle geistige Reife rhachitiskranker Kinder, der Brandstiftungstrieb bei gestörter Evolution u. s. w.)«[311]. Manche Krankheiten haben ihren bestimmten psychischen Reflex: vermehrte Gallenabsonderung disponirt zu excitirenden, Bleichsucht und Engbrüstigkeit zu deprimirenden Affecten; Schwindsüchtige entfalten zuweilen, wie man z. B. an *Spinoza* sehen kann, ein besonders klares Denken. Bei Brustkrankheiten ist der Mensch heiter, bei Bauchkrankheiten finster[312]. Ueberhaupt ändern zahlreiche Krankheiten Temperament und Stimmung gewaltsam ab, und das Gemeingefühl erhält verschiedenes Colorit, ja nachdem dieses oder jenes Organ oder System des Körpers in rascherer Ausbildung oder in Rückgang seiner Thätigkeit begriffen, durch unzählige wiederholte, im Einzelnen unbeobachtbare Erregungen sich in jenem Gefühle mehr oder minder bemerkbar macht.

Nicht wenig werden die Träume dadurch beeinflusst. Hypochondrische und Hysterische haben äusserst schreckhafte Bilder. *Bergmann* machte öfter die Beobachtung, dass an versteckten Lungenübeln Leidende Nachtwandler waren, und Kranke dieser Art sind mit Hallucinationen und Alpdrücken viel geplagt. Die Störungen des Blutlaufs bei Herz- und Gefässer-

krankungen haben oft psychische Krankheiten zur Folge[313]), und da Gesichts- und Gehörstäuschungen hier besonders häufig sein sollen[314]), so mögen auch die Träume vorzugsweise von seltsamen Farbenerscheinungen und Tönen erfüllt sein.

Dass die Lebens- und Nahrungsweise für das psychische Leben von Bedeutung sei, erkannte man schon im Alterthum. Wie die Brahmanen den Genuss der Bananen hoch anschlugen, so hatten bekanntlich die Pythagoreer ihre Speisevorschriften[315]). Bei den Hebräern und platonisirenden Diätetikern des Mittelalters erfreute sich der Honig des Rufes einer Erkenntniss und Gedächtniss fördernden Speise; im vorigen Jahrhundert genoss die Milch ein gleiches Ansehen und *Tissot* versuchte psychische Wunderkuren durch Milchgenuss. Dass der Jod-Mangel in Wasser und Erde mit dem Vorkommen des Cretinismus in Beziehung stehe, hat *Chatin* wahrscheinlich gemacht. »Die Verbreitung der Gewürze hat ihre culturhistorische Bedeutung. Sie schlug, gleich jener der Cerealien den Weg ein, den die Sonne nimmt: von Osten nach Westen, die Kartoffeln und der Tabak gingen den entgegengesetzten Weg, jene bedrohen in Verbindung mit dem Branntweine ernstlich ganze Völkerschaften, aus dem wachsenden Verbrauche dieses leitete *Guislain* die Zunahme gewisser Formen von Seelenkrankheiten ab«[316]). *Nahlowsky* bemerkt, dass Gourmands und Schlemmer kein tieferes Gefühl haben.

»Der Genuss stark alkoholhaltiger Getränke kurz vor dem Schlafengehen bringt andere Träume hervor als der Genuss von Thee, Wein, Bier, oder Kaffee«[317]). Die Träume der Berauschten entziehen sich der Erinnerung, der Schnapstrinker soll dem Inhalte nach die niedrigsten haben, auch bei starken Biertrinkern sind sie meist sinnlicher Natur; die Trunksucht kündigt sich durch wüste Träume an. *Pfaff* meint ferner, dass einige Speisen, wie grünes Gemüse, Kohl, Kohlrabi, Bohnen, dann Knoblauch, Zwiebeln, Rettig und Käse vor Schlafengehen genossen hässliche Träume hervorbringen. Die Abends genossenen Speisen haben nicht etwa einen directen psychischen Reflex, sondern wirken durch ihr Verhältniss zur Verdauung; jeder, der kurz vor Schlafengehen irgend etwas in grösserer Menge geniesst, muss sich auf schlechte Träume gefasst machen, um so mehr, je schwerer verdaulich die Speisen sind[318]).

Erziehung und Bildung können mannigfach auf das psychische Leben überhaupt, also auch auf die Träume einwirken. Zuerst kann durch Verzärtelung oder Abhärtung die Körperconstitution und das Gemeingefühl verändert werden, und dann ist die auf ihr basirende geistige Fähigkeit und Thätigkeit unmittelbar von grosser Bedeutung für den Inhalt der Träume. Anders als flache Gemüther fühlen, denken und träumen die Menschen von tiefem Gemüth. »Bei ihnen rüttelt, wie *Nahlowsky*[319]) sagt, »jedes einzelne Ereigniss am Stamme ihres Gesammterlebnisses; Lust und Leid, hier viel intensiver, klingen auch länger nach, indem jedes wichtigere Vorkommniss in seine Beziehungen zu anderweitig Erlebtem gebracht, und selbst auf Ideen und Lebenszwecke zurückbezogen wird. Während das oberflächliche Gemüth nur in den Tag hineinlebt, vergleicht das tiefe: Sonst und Jetzt und ergeht sich vorahnend selbst in der Zukunft. Das letztere wird darum zwar von jedem Leid schwerer betroffen; es ist dafür aber auch einer Seligkeit fähig, von der das flache Gemüth keine Ahnung hat«. — Wenn es die Dornenkrone des Genies ist, alles Leid schwerer und schmerzlicher zu fühlen als andere Menschen und dasselbe, wie *Plato* sagt[320]), in Folge einer »nicht unedlen Naturanlage« das Vergnügen derselben für ein »Blendwerk« hält, so kennt es auch eine höhere Lust, die ein gewöhnlicher Mensch nicht begreifen kann und sie deshalb für eingebildet und Ueberspanntheit hält.

Leute aus den niedersten Classen sehen im Traum Teufel und Geister, Spitzbuben und Raufbolde, die sie prügeln wollen, oder hören obscoene Stimmen. Gebildete glauben, dass feine Intriguen gegen sie gesponnen werden oder dass die Polizei sie verfolgt. Die Salondame sieht sich in einem glänzenden Cirkel mit grosser Angst im tiefsten Negligé, und mitten unter lärmender Freude und tumultvollen Tänzen um sie herum treibt sie vergebens centnerschwere Angst sich zu verstecken oder zu entfliehen, sie steht eingewurzelt den Blicken Aller ausgesetzt. In gleichen Verhältnissen findet sich vielleicht die Bauerfrau — in ihrer Dorfkirche. Der Entwickelungsgrad der Phantasie, welche ihr Material aus der Dicht- oder Tonkunst, der Wissenschaft und dem practischen Leben entnimmt, ist auf die Träume von bedeutendem Einfluss. Die Dame der Grossstadt,

die viel Romane gelesen, vielleicht gar ähnliche selbst erlebt, kann sich die Liebesscenen ganz anders ausmalen als die naive Schöne auf dem Lande [321]). Allerdings haben, wie *Lotze* sagt [322]), alle dahingegangenen Geschlechter geliebt und gehasst, gehofft und verzweifelt, gearbeitet und gespielt, und die nach uns kommenden werden uns darin gleichen; dieselben Leidenschaften, die uns bewegen, dieselben intriguirenden Berechnungen des Ehrgeizes und der Habsucht, dieselben versteckten Beweggründe oder dieselbe offenherzige Hingebung der Liebe, die wir in uns tadeln oder preisen, das alles hat von früh an das menschliche Geschlecht erregt; — es ist jedoch die Art und Weise dieser Leidenschaften zu berücksichtigen, man muss näher hinschauen, w i e gehasst oder geliebt wurde und wird. Von der Liebe einer Germanin entwirft *Tacitus* eine andere Schilderung, als sie ein indiscreter Schriftsteller von den Abenteuern einer Hofdame unter der Regierung Ludwigs XIV. und XV. wahrheitsgetreu geben könnte.

Die Leidenschaften, welche den Wachenden beherrschen [323]), sowie der Stand und Beruf, welchem er angehört, bestimmen den Inhalt der Träume. Der Ehrgeizige sieht entweder lauter devote Personen um sich oder hört Spottreden, die ihn in seiner eingebildeten Würde kränken; der Furchtsame erblickt überall Verfolgungen, der Wollüstige malt sich Liebesscenen aus, und der Geizige träumt viel von Dieben. Der Officier glaubt, seine Compagnie vor sich zu haben, der Schneider sein Tuch, der Tischler seine Hobelbank. Der Soldat liegt auf dem Schlachtfelde verwundet und der feindliche Säbel blitzt über ihm, der Bürger sieht in sein Haus ein Trupp Feinde eindringen; der Gelehrte sucht mit grosser Angst ein Buch, der Bauer seinen Karst. — Ausserordentliche Ereignisse im Familien- und Völkerleben bilden oft den Inhalt der Träume, der sich bei den Einzelnen verschieden gestaltet. Krieg, Revolution, Verhandlungen des Reichstags und Parlaments rufen den Soldaten andere Träume hervor als den Kaufleuten, Bürgern und Bauern.

Endlich ist die Beschaffenheit des Schlafzimmers von Einfluss. Bei schlechter Luft in demselben werden alle Angstträume begünstigt; und wenn man bei Irrsinnigen die Erfahrung machte, dass die Farbe ihrer Umgebung auf sie ausser-

ordentlich einwirkte[324]), so wird auch die Farbe der vom Mond oder von der Sonne bestrahlten Tapeten und der Bettvorhänge nicht nur in den Delirien der Fieberkranken, sondern auch in den Träumen nicht ohne Wirkung sein. Im Zimmer stehende Blumen, eine tickende Uhr oder — wenn das Zimmer einer Fabrik oder Werkstätte eines Schmiedes, Tischlers u. s. w. naheliegt — Hammerschläge und andere Geräusche lösen verschiedene Traumvorstellungen aus. Nicht unwichtig ist endlich die Temperatur, die Bedeckung, die Unterlage und besonders die Lage des Körpers.

---

## Capitel IX.

### Vergleichung des Traumes mit dem Wahnsinn.

Die Aehnlichkeit des Traumes mit dem Wahnsinn hat man schon längst bemerkt. *Kant* sagt an einer Stelle: »der Verrückte ist ein Träumer im Wachen«; ähnlich äussert sich *Krauss*: »der Wahnsinn ist ein Traum innerhalb des Sinnenwachseins«[325]; *Schopenhauer* nennt den Traum einen kurzen Wahnsinn und den Wahnsinn einen langen Traum[326]. *Hagen* bemerkt: »Der Traum ist den psychischen Krankheiten analog«, und an einer anderen Stelle: »Das Delirium können wir daher bezeichnen als Traum-Leben, welches nicht durch Schlaf, sondern durch Krankheiten herbeigeführt ist«[327]. *Purkinje* erkennt auch keinen qualitativen, sondern nur einen quantitativen Unterschied zwischen Traum und Wahnsinn an (S. 449). *Kohlschütter* meint, wir seien berechtigt, die Hallucinationen den Träumen vollständig zu parallelisiren[328]; ähnlich lautet die Ansicht von *Binz*: »So lässt sich auch zwischen Traum und Hallucination eine scharfe Trennung nicht durchführen; beide gehen in einander über. Gemeinsam bleibt beiden die eine Hauptsache, dass die logische Verknüpfung der im Gehirn entworfenen Vorstellungen und die freibewusste Thätigkeit des Willens gelähmt oder ganz aufgehoben sind; nur ist, was wir im gewöhnlichen Leben Traum nennen, quantitativ die unterste Stufe der Hallucination und sie der höchstentwickelte Traum« (S. 23). *Wundt* endlich sagt: »In der That können wir im Traum fast alle Erscheinungen, die uns in den Irrenhäusern begegnen, selber durchleben«[329].

*Spitta* führt folgende Vergleichungsmomente an: 1) Aufhebung bezw. Retardation des Selbstbewusstseins, in Folge dessen Unkenntniss über den Zustand als solchen, also Un-

möglichkeit des Erstaunens. Mangel des moralischen Bewusstseins; 2) modificirte Perception der Sinnesorgane und zwar im Traume verminderte, im Wahnsinn im Allgemeinen sehr gesteigerte; 3) Verbindung der Vorstellungen unter einander lediglich nach den Gesetzen der Association und Reproduction, also automatische Reihenbildung, daher Unproportionalität der Verhältnisse zwischen den Vorstellungen (Uebertreibungen, Phantasmen), und aus Alle dem resultirend 4) Veränderung, bezw. Umkehrung der Persönlichkeit und zuweilen der Eigenthümlichkeiten des Charakters (S. 150).

Wir wollen bei der Betrachtung der Aehnlichkeiten zunächst die physiologischen von den psychologischen scheiden. Im Wahnsinn zeigt sich eine gesteigerte Reizbarkeit und automatische Reizungen einzelner sensorischer und motorischer Gebiete des Gehirns, die ebenso wie im Traum in Veränderung der Blutcirculation ihren Grund haben. Veränderungen des Pulsschlags scheinen alle Formen der geistigen Störung zu begleiten und verrathen dieselben oft als früheste Symptome. Gehirnerkrankungen treten häufig als Folgen von Herz- und Gefässerkrankungen auf[330]), oder es gehen die Störungen des Blutkreislaufs von den Gefässen der Hirnhaut oder des Gehirns selbst aus. »So liegt denn die Annahme nahe, dass alle Arten automatischer Reizung der Centraltheile, mögen dieselben physiologische sein oder als pathologische Störungen auftreten, im wesentlichen auf übereinstimmende Ursachen zurückzuführen sind, nämlich auf Zersetzungsproducte der Gewebe, die entweder schon normaler Weise, wie bei gewissen besonders reizbaren Centraltheilen, den automatischen Centren des verl. Marks, oder erst wenn sie in Folge von Störungen des Blutaustausches in ungewöhnlicher Menge sich anhäufen, die Reizung hervorbringen«[331]).

Je nachdem die Veränderungen im Gehirn mehr oder minder ausgebreitet sind, zeigen sich die Reizungserscheinungen in grösserem oder geringerem Grade. Bei Erkrankungen sehr kleiner Partien der Hirnrinde übernehmen andere stellvertretend ihre Functionen und die Störungen verschwinden allmählich. Anders ist es, wenn die Veränderungen sich ausbreiten; hier sind die Reizungserscheinungen in hohem Grade denen im Schlaf ähnlich, nur sind sie intensiver. Sie gehören ebenso

wie diese dem sensorischen und motorischen Gebiete an: die sensorische Erregung äussert sich als sehr lebhafte Hallucination und Illusion, die motorische verursacht Zwangshandlungen. Dieselben Ursachen, welche zuerst erregend auf das centrale Nervensystem wirken, vernichten allmählich die Functionsfähigkeit desselben und es tritt Lähmung ein.

Die einzelnen in Folge der centralen Reizbarkeit äusserst lebhaften Vorstellungen verbinden sich wie im Traum nach den Gesetzen der Association, oder wie *Wundt* sich ausdrückt: es vermengen sich die aus automatischer Reizung hervorgegangenen Empfindungen und Bewegungstriebe mit der in der ursprünglichen und erworbenen Organisation des Gehirns begründeten Disposition zu einem zusammenhängenden, mit den Resten früherer Empfindungen verwebten Vorstellungsverlauf. — Der Traum wie das Irrsein erhält seine wesentliche Färbung und seinen bestimmten Grundton von der herrschenden Stimmung, welche entweder aus den psychischen Erlebnissen des gesunden und wachen Lebens herübergenommen oder durch Aenderung der organischen Zustände erst während des Schlafs oder der Krankheit gegeben wird; besonders sind alle krankhaften Eindrücke von den Verdauungs- überhaupt den Unterleibsorganen sehr bestimmend.

Die Elemente der Wahnideen sind theils äussere objective, theils subjective, dem eigenen Organismus entstammende Eindrücke, theils Reproductionen aus früherer Zeit. Im Gebiete des Gesichts- und Gehörssinns und des Gemeingefühls findet man die meisten Hallucinationen und Illusionen; die wenigsten Elemente liefern wie beim Traum der Geruchs- und Geschmackssinn. Dem Fieberkranken steigen in den Delirien wie dem Träumenden Erinnerungen aus langer Vergangenheit auf; was der Wachende und Gesunde vergessen zu haben schien, dessen erinnert sich der Schlafende und Kranke. Auch in dem höheren Stadium des Wahnsinns wird das näher Liegende immer augenblicklich wieder vergessen, während nicht selten frühere, an Ereignisse längst vergangener Lebensperioden geknüpfte Vorstellungen leicht reproducirt werden[332]). Dem von körperlichen und geistigen Leiden Gequälten gewährt der Traum, was die Wirklichkeit versagte: Wohlsein und Glück; so heben sich auch bei dem Geisteskranken die lichten Bilder

von Glück, Grösse, Erhabenheit und Reichthum. Der vermeintliche Besitz von Gütern und die imaginäre Erfüllung von Wünschen, deren Verweigerung oder Vernichtung eben einen psychischen Grund des Irreseins abgaben, machen häufig den Hauptinhalt des Deliriums aus. Die Frau, die ein theures Kind verloren, delirirt in Mutterfreuden, wer Vermögensverluste erlitten, hält sich für ausserordentlich reich, das betrogene Mädchen sieht sich zärtlich geliebt. Im Allgemeinen ist das Gedächtniss nicht umfassend[333]); die bedeutende Enge des Bewusstseins gestattet nur wenigen Vorstellungen zugleich Raum. Barocke Gedankenverbindungen und die Schwäche des Urtheils sind es, welche den Traum und den Wahnsinn hauptsächlich charakterisiren. Da nur wenige Vorstellungen im Bewusstsein gegenwärtig sind, fehlt der richtige Massstab für die neu hinzutretenden; sie werden in ein falsches Verhältniss zu den übrigen gebracht und so entwickelt sich eine Unproportionalität in allen Bildern, welche dem Träumenden und Geisteskranken vorschweben. Uebertreibungen und Rodomontaden werden zur Regel, das Abenteuerlichste und Bizarrste wird für möglich, ja selbstverständlich gehalten, der platteste Unsinn wird zur unzweifelhaften Wahrheit, da die Vorstellungen, welche ihn berichtigen könnten, nicht ins Bewusstsein treten. Manche Geisteskranke sind von grossem Entzücken erfüllt über die Entdeckungen, die sie gemacht haben, was sie aber davon äussern und demonstriren, ist der vollendetste Unsinn. Der sonst den Verlauf der Vorstellungen beherrschende vernünftige Wille, welcher Ordnung in das Chaos bringen könnte, ist geschwunden; doch kommen im Traum wie im Irrsinn Lichtblitze der höheren psychischen Thätigkeiten vor. Ein Freund *Maury's*, der früher an einer Geisteskrankheit gelitten hatte, aber vollkommen geheilt war, erzählte ihm, er habe in seinem Wahnsinn geglaubt, zur Familie der Bourbons zu gehören und Titel und Orden verschwenderisch auszutheilen; von Zeit zu Zeit aber habe er doch die unbestimmte Vorstellung gehabt, es sei nur Täuschung und alles wäre eine Phantasmagorie, die er jedoch nicht habe verbannen können[334]). Der Irre zieht oft formal-logisch richtige Folgerungen aus falschen Prämissen; dasselbe fanden wir beim Träumenden. Dem rapiden Vorstellungslauf bei letzte-

rem entspricht die Ideenflucht des ersteren. Bei beiden fehlt jedes Zeitmass: wie wir im Traum Jahre in einer Viertelstunde durchleben, so scheinen Ereignisse, welche nach ihrem wirklichen Geschehen Monate erfordern würden, dem Kranken in kürzester Frist vorgegangen zu sein.

Gemeinsam ist ferner die Spaltung der Persönlichkeit. Eine Wahnsinnige , welcher religiöse Ueberspannung und Processe den Kopf verrückt hatten, war unaufhörlich in einem Streit mit einem Richter begriffen, dem sie den Verlust ihres Processes Schuld gab; sie hatte sogar merkwürdiger Weise, um ihm antworten zu können, den Code und das Processverfahren studirt, — aber der Richter war, wie sie sagte, stärker als sie und brachte Argumente und juristische Ausdrücke vor, die sie weder zu widerlegen noch selbst zu verstehen vermochte[335]. Unterhaltungen und Disputationen mit eingebildeten Personen, Offenbarungen von Christus und den Engeln, Verlockungen und Verfolgungen des Teufels finden sich häufig in den Wahnideen. In Folge anormaler Gemeingefühle hält der Besessene seinen Leib oder einzelne Gliedmassen für den Wohnsitz des Teufels und der Dämonen, ebenso wie der Träumende zuweilen glaubt, eine fremde, ihm unangenehme Person in seiner Nähe zu haben, deren Einfluss er sich trotz aller Mühe nicht entziehen kann, oder Ungeheuer auf sich zu stürzen sieht. Dem Traumredner werden zuweilen die Worte wie von einer Stimme dictirt; so giebt es auch fremde Anreden und Interpellationen, welche von einzelnen Irren als »geistweise«, als »Seelensprache« bezeichnet werden (psychische Hallucinationen *Baillarger's*); es sind tonlose innere Stimmen, blosse sehr lebhafte Vorstellungen, von denen es alle möglichen Uebergänge bis zu dem lautesten Lärmen der Stimmen giebt[336].

Den stereotypen pathologischen Träumen entsprechen die constanten Wahnideen bei denselben Krankheiten, z. B. beim Säuferdelirium die von Ratten und Mäusen und allerlei kleinen unangenehmen Thieren. Nach einzelnen bestimmten psychischen Ursachen zeigen sich ebenfalls, wenn nicht constante, so doch oft sich findende Charaktere des Irreseins. Der Wahnsinn charakterisirt sich beim weiblichen Geschlecht nach unglücklicher Liebe — welche oft im Traum eine so wichtige Rolle spielt — gewöhnlich durch eine tiefe, zu-

weilen in Stupor übergehende melancholische Depression, durch Neigung zum Selbstmord, hysterische Complicationen, grosse körperliche Entkräftung, häufigen Ausgang in Tuberculose. Das Irresein aus Schrecken zeigt am gewöhnlichsten den Charakter der Melancholie mit Stupor, mit oder ohne darauf folgende Tobsucht. In der an Träumen so reichen Schwangerschaft kommen oft leichtere psychische Störungen vor.

Der Traum und der Wahnsinn verschaffen in Folge der gesteigerten Reizbarkeit des centralen Nervensystems allen Vorstellungen die Stärke unmittelbarer Eindrücke; alle Gedanken werden dadurch objectivirt und erhalten den Charakter sinnlicher Wahrheit. Bei den meisten Genesenen ist die Erinnerung an die früheren Wahnideen geschwunden, bei manchen ist sie verworren und bruchstückweise. »Bald gleicht die Genesung dem einfachen Erwachen: während das Individuum sich staunend zu recht zu finden sucht, versinken die der Krankheit angehörigen Vorstellungsmassen in kurzer Zeit und das alte Ich tritt unversehrt und unbeeinträchtigt wieder an ihre Stelle. Andere Male lösen sich die schon geknüpften Verbindungen schwerer, und indem das alte Ich nur langsam erstarkt, besteht die Genesung noch einmal aus einem peinlichen Kampfe, in welchem der Erwachte jetzt oft des Zuspruchs, der Belehrung, der Leitung durch fremden Willen zur eigenen Kräftigung bedarf. Es ist nicht selten, dass dann doch nicht jeder Faden des Wahngespinnstes sich heraus ziehen lässt, und auch der Genesene behält mitunter für lange Zeit oder für immer als kleine Ueberreste gewisse Tics und Bizarrerien, gewisse Verschrobenheiten und Verstimmungen an sich, ja er erleidet zuweilen von hier aus eine durchgreifende Aenderung seines Carakters«[337]. Wie die Traumbilder zuweilen den Schlaf selbst oder in ihren Wirkungen überdauern, so haben in manchen Fällen auch die Delirien beim Wahnsinn ihr Nachspiel. Viele Genesene sagen, dass ihnen die ganze Zeit ihrer Krankheit jetzt wie ein Traum, bald wie ein glücklicher, viel häufiger aber wie ein schwerer und düsterer vorkomme; einzelnen hat auch während des Irrseins ihr früheres gesundes Leben nur den Eindruck vergangener Träume gemacht.

Die Aehnlichkeit tritt besonders in dem Gedankenspiel

der Träume hervor, welche das Einschlafen begleiten. Die in unendlichen Abstufungen in einander übergehenden Mittelzustände zwischen Schlaf und Wachen begünstigen ausserordentlich das Auftreten von Illusionen und Phantasmen, welche sich durch ein zügelloses Treiben der Phantasie und Verwirrung der Intelligenz auszeichnen. Im Zustande der Schläfrigkeit, der ihnen vorausgeht, zeigt sich das Individuum schwerfällig, torpid und schweigsam; die Sinne werden stumpf, die Gesichtseindrücke verschwimmen, die Töne scheinen aus grösserer Entfernung zu kommen, das Bewusstsein umnebelt sich, die Antworten kommen verspätet; man vergisst sich halb und spricht wohl auch Verkehrtes, — ganz so, wie man es beim Beginn des Irrsinns beobachtet, dass die sensitive und motorische Reaction gegen die Aussenwelt ermattet und dann Phantasmen und verwirrt durch einander gehende Vorstellungen auftauchen. Zu der allmählichen Beschwichtigung des Vorstellens und Strebens, wie es im Tiefschlaf stattfindet, lässt es die dauernde und schmerzliche Gemüthsbewegung des Irrsinnigen nicht kommen, und man beobachtet auch in diesen Anfangsperioden der Krankheit trotz der äusserlichen schläfrigen Ermattung sehr gewöhnlich Schlaflosigkeit. »Ein besonders wichtiges und häufiges solches Mittelglied für die psychische Erkrankung ist«, wie *Griesinger* sagt (S. 172), »die anhaltende Schlaflosigkeit, welche die depressiven Affecte so oft mit sich bringen, welche das Gehirn überreizt und die Ernährung herabsetzt. Sie bietet daher auch in vorbereitenden Stadien des Irreseins oft einen so wirksamen Angriffspunkt der Therapie«. Wenn nun aber *Spitta* diese anhaltende Schlaflosigkeit' als einen sicheren Beweis ansieht, wie wenig statthaft es sei, Traum und Irrsinn ohne weiteres mit einander zu »identificiren«, da der Traum »nur im Schlafe möglich ist, nicht ohne die Voraussetzung des Schlafes kann angenommen werden« (S. 151 f.), — so ist dagegen zu bemerken: erstens, dass Niemand beide Zustände vollständig »identificiren«, sondern dass man nur ihre Aehnlichkeit nachweisen und sie als verschiedene Gradationen betrachten wird, — und dann, dass das Erwähnte die Aehnlichkeit nicht in Zweifel stellt. Im Schlaf wird der Reizungszustand durch die Lage, Veränderung der Respiration u. s. w. periodisch und normal hervorgerufen, beim Wahnsinn

ist er die Folge von anormalen Vorgängen und Erkrankungen; seine entfernteren Ursachen sind also nicht dieselben, er selbst aber zeigt keinen qualitativen, sondern nur einen quantitativen Unterschied.

Der Tiefschlaf gewährt bei der verringerten organischen und minimalen psychischen Function ein Ausruhen, das äusserst wohlthätig wirkt; da dieser in Beginn des Irreseins fehlt, so wird der Reizungszustand bedeutender und die Wahnideen zeigen dann in ihrer Lebhaftigkeit einen Unterschied von den Traumvorstellungen. Bei der Entwickelung des Wahnsinns fehlt die Periode, welche dem normalen Morgentraum vorangeht, ohne dass er selbst von diesem qualitativ verschieden würde; die quantitative Verschiedenheit aber wird dadurch mit bedingt.

Die Muskelthätigkeit, deren Mangel man gewöhnlich als charakteristischen Unterschied auffasst, ruht nicht in jedem Traum, wie das Schlafreden und Nachtwandeln zeigt.

Besondere Aehnlichkeit mit dem Irrsinn zeigen die magnetischen Schlafzustände. »Das ausserordentliche Wohlgefühl in ihren höheren Graden, jene unbeschreiblichen Empfindungen, die nicht mehr von dieser Welt zu sein scheinen, finden sich wieder in der grossen Leichtigkeit und Behaglichkeit mancher maniacalischer Zustände und in dem seligen Versunkensein mancher Irren in Wohlgefühle, die sie nicht mehr zu beschreiben vermögen und für die sie gleichfalls das Bild einer Vereinigung mit dem Göttlichen wählen. Jene neue Wortsprache, die sich einzelne Somnambüle als eine vermeintliche Sprache des Geisterreichs bilden, jene Neigung, sich mit der Construction des Weltalls und überhaupt mit den letzten Problemen des menschlichen Denkens mystisch zu beschäftigen, bis auf das affectirte Hochdeutschreden bei Ungebildeten hinaus, — all dieses findet sich bei manchen Verrückten in denselben Combinationen wieder und die viel grössere Freiheit der Bewegungsorgane in den letzteren Zuständen dürfte in der That für einzelne Fälle den Hauptunterschied abgeben«[338]). Die magnetische Exaltation scheint sich wie die wachende maniacalische nicht selten aus vorangegangenen Schmerzzuständen zu entwickeln und dann eine antagonistische Ueberhebung, theils über das körperliche und

geistige Leiden im Wachen, theils über dunkle Traumzustände mit Visionen, welche in der ersten Periode des magnetischen Zustandes erscheinen, zu bilden. Auch den Somnambülen wird ihre dürftige Weisheit meistens durch Vermittelung von Gesichts- und Gehörshallucinationen mitgetheilt.

Bei schon vorbereiteter Krankheit schrieb der erste Ausbruch sich öfters von einem sehr affectvollen Traume her und die vorherrschende Wahnidee stand mit den Vorstellungen des Traumes in Verbindung [339]. *Gregory* macht darauf aufmerksam, dass die Wahnbilder des Irrsinns nach der Genesung in Träumen wieder auftauchen. *Allison* hebt die Erscheinung nächtlicher Geisteskrankheit (nocturnal insanity) hervor, wo die Individuen bei Tage anscheinend vollkommen gesund sind, während bei Nacht regelmässig Hallucinationen, Tobsuchtanfälle u. s. w. auftreten [340]. Auch *Guislain* berichtet einen Fall, wo ein intermittirendes Irresein (rêve délirant) an die Stelle des normalen Schlafes trat und dabei einen zwischen wahrem Traum und Nachtwandeln stehenden Charakter zeigte [341].

Man hat darauf aufmerksam gemacht, dass trotz aller Aehnlichkeit ein grosser Unterschied zwischen den Traumzuständen und den Geisteskrankheiten stattfände, da jene nur im Schlaf, diese aber während des Wachens auftreten, wo die Verbindung mit der Aussenwelt nicht gestört ist [342]. Etwas anders äussert sich *Griesinger*: »Wenn nun auch nicht alle irren Zustände den Charakter des Traumartigen in gleichem Masse an sich haben, wenn solcher entschieden am meisten einzelnen primären Zuständen, besonders der Melancholie mit Stupor, wo in der That der Verkehr mit der wirklichen Welt in hohem Grade beschränkt ist und die meisten Eindrücke phantastisch transformirt werden, auch einzelnen maniacalischen Zuständen zukommt, wenn dagegen andere, namentlich mehr secundäre Formen, wie die partielle Verrücktheit, alle Zeichen eines vollen Wachens, eines äusserlich besonnenen Verkehrs mit der Welt darbieten, so könnte immer noch gefragt werden, ob solches Wachen, in dem zuweilen der Kranke von seinem ganzen früheren Leben sich losgesagt oder dasselbe ganz vergessen hat, indem er äusserlich in der Scheinwelt seiner Hallucinationen, innerlich in ein Traumnetz von Wahnvorstellungen eingesponnen lebt, — ob solches Wachen in der

That nicht mehr Aehnlichkeit mit manchen, das Tagesleben unvollständig deckenden magnetischen Zuständen habe, als mit dem Wachen, das wir aus unserer Erfahrung als das gesunde kennen« (S. 113). Ferner findet *Spitta* einen Hauptunterschied darin, dass im Traum verminderte, im Wahnsinn gesteigerte Perception der Sinnesorgane sich zeige. Er sagt: »Die psychischen Krankheiten überhaupt als potenzirte Schlaf- bezw. Traumzustände anzusehen, würde offenbar zu weit gegangen sein, da ihnen auch in den Fällen, in denen das Selbstbewusstsein gänzlich aufgehoben ist, doch einige Momente fehlen, die den Schlaf noch besonders als solchen charakterisiren. Hierher gehört hauptsächlich der Unterschied beider Zustände in Betreff der Stärke der Sinnesperceptionen, die, wie wir sahen, während des Schlafes nur in einem sehr gehemmten und geringeren Grade möglich sind, was man bei den meisten psychischen Anomalien im Allgemeinen nicht wahrnimmt, im Gegentheil, oft sind in diesen Zuständen die Sinne ungemein geschärft und für den leisesten Eindruck empfänglich« (S. 148; vergl. auch S. 150). — Es ist richtig, wenn er die Beschränkungen »oft« und »im Allgemeinen« dazusetzt, denn es finden sich bei Geisteskranken sensitive und motorische Zustände, welche in Verbindung mit der zugleich vorhandenen Umdämmerung des Bewusstseins lebhaft an das Verhalten des beginnenden Schlafes erinnern. Melancholische klagen zuweilen über Anästhesie. »Ich sehe, ich höre, ich fühle«, sagen solche Kranke, »aber die Gegenstände gelangen nicht bis zu mir, ich kann die Empfindungen nicht aufnehmen; es ist mir, als wäre eine Wand zwischen mir und der Aussenwelt«. Man findet bei ihnen eine Verminderung der peripherischen Hautsensibilität, so dass ihnen die Gegenstände undeutlicher erscheinen. In ekstatischen Zuständen macht sich zuweilen eine Verminderung des Willenseinflusses auf die Muskeln, Schwerbeweglichkeit des ganzen Körpers mit Einschluss der Sprachorgane, bis zur bildsäulenartigen, cataleptischen Erstarrung bemerklich [343]. Wo andrerseits eine erhöhte Empfindlichkeit sich zeigt, beruht dies wohl weniger auf gesteigerter Thätigkeit des peripherischen als des centralen Nervensystems. Da der Reizzustand des Gehirns — der sich freilich allmählich von da aus auch nach der Peripherie hin ausbreiten kann — ein ge-

steigerter ist, erscheinen die Empfindungen bedeutend verstärkt. Dasselbe ist in geringerem Grade auch im Traum der Fall; Alles ist übertrieben: ein kleines Geräusch wird als Kannonendonner und Sturmgeläut wahrgenommen, trotzdem das peripherische Nervensystem schwach functionirt und die Reizschwelle höher liegt.

Der Traum, der meist von den Reproductionen der jüngsten und älteren Vergangenheit lebt, liefert durch seine mannigfaltigen Combinationen wechselndere Bilder[344]), während der Irre meist in festere Vorstellungskreise gebannt bleibt. Bestimmte Ideen, die durch einen Zufall entstanden, reproduciren sich immer wieder und gewinnen allmählich die Macht über alle anderen Vorstellungen sowie über das Handeln. Die centrale Reizbarkeit verleiht allen Vorstellungen eine ungewöhnliche Stärke und bringt sie öfter zur Reproduction; da das Bewusstsein nur eine begrenzte Zahl von Vorstellungen zu fassen vermag, so ziehen sich die leicht verfügbaren auf einen immer enger werdenden Kreis zusammen. Sie fixiren sich und lassen keine anderen mehr neben sich aufkommen. Wenn nach längerer Zeit der centrale Reizzustand aufhört, ist durch die Verödung der centralen Sinnesflächen das Bewusstsein überhaupt enger geworden, und es haben in ihm nur noch jene fixen Ideen Platz.

In Betreff der Spaltung der Persönlichkeit bemerkt *Spitta*: »Das Eigenthümliche der drei Zustände liegt also darin, dass bei voller geistiger Gesundheit die Selbstdiremtion des Ich nur eine ideelle, hypothetische ist, in der Hypochondrie und Melancholie sich zu objectiviren strebt, in der vollendeten Verrücktheit sich objectivirt hat. . . . Das wesentliche Moment, durch welches sich der Traum von den psychischen Alienationen unterscheidet, und welches immer muss festgehalten werden, liegt in der durchgängigen Einheit des Gemeingefühls, der Gemeinempfindung, welche durch die hypothetische Diremtion des Ich nicht aufgehoben wird, selbst dann nicht, wenn wie beim Traume, diese Diremtion durch Vorphantasirung den Schein realer Wirklichkeit annimmt, und damit die Bewusstseinsgrenze zwischen Ideellem und Realem verschiebt, — wir sind stets im Stande, aus der Theilung in die Einheit zurückzukehren und die Trugvorstellungen später

als solche zu erkennen und zu berichtigen. Diese Einheit des Gemeingefühls fehlt beim Wahnsinn gänzlich«[345]). An einer anderen Stelle sagt er jedoch: »Es kommt sogar vor, dass bei organischen Functionshemmungen, besonders wenn sie andauernd sind, sich die Gemeinempfindung (Gemeingefühl) des Traumlebens von der des normalen wachen Lebens ablöst, sich völlig gegen dieselbe kehrt, so dass ihre Reproductionen nur sehr wenig, vielleicht gar nicht in die Geschichte des wirklichen täglichen Lebens eingreifen und aus ihm die Objecte der Traumvorstellungen entnehmen. In diesen Fällen ist das charakteristische Moment, welches Traumleben und waches Leben mit einander gemeinsam haben, und welches andrerseits das Traumleben von den psychischen Alienationen als solchen trennt, die Einheit des Gemeingefühls, aufgehoben, indem die jenen organischen Störungen entsprechenden Vorstellungen und Gefühle sich mit einander verbindend, den ganzen bereits vorhandenen Bewusstseinsinhalt bis auf die Schwelle niederdrücken und nun ihrerseits neue Reihen bildend, den disparaten Traum erzeugen. Derartige Träume können einem denkenden Arzte unter Umständen die Diagnose einer verborgenen Krankheit wohl erleichtern, — treten dieselben häufig ein, so ist wegen der stetig wachsenden Theilung und Spaltung des Gemeingefühls für die psychische Gesundheit zu fürchten« (S. 181 f.). Er erkennt also an, dass manche Träume, »die nicht selten mit einer gewissen Periodicität sich einstellen«, einen gewissen Uebergang zum Wahnsinn bilden können.

Somit finden wir nicht nur ausserordentlich zahlreiche Aehnlichkeiten, sondern auch Uebergänge dieser beiden Zustände in einander, und es ergiebt sich, dass der Wahnsinn, eine anormale, krankhafte Erscheinung, als eine Steigerung des periodisch wiederkehrenden normalen Traumzustandes zu betrachten ist.

## Capitel X.

### Die träumerischen Zustände des Wachens.

Träumerisch pflegt man die Zustände des Wachens zu nennen, in welchen sich der Wille weniger energisch im Denken und Handeln des Individuums wirksam zeigt, wie es eben im Schlaf der Fall ist.

Der empfindsame Schwärmer, welcher durch die Eindrücke nicht zur kräftigen Reaction veranlasst wird, sondern sich nur receptiv verhält und vorzugsweise am Gefühlswerth Interesse nimmt, — der Idealist, der sich mit seinen Gedanken lieber beschäftigt als mit den Dingen der äusseren, praktischen Welt und mehr in Vergangenheit und Zukunft als in der Gegenwart zu leben scheint, der Wünsche hegt und Ziele zu erreichen sucht, welche Anderen unerreichbar dünken — wird nicht minder für einen »Träumer« gehalten als der wenig befähigte Kopf, dem Nichts Interesse abgewinnen und den Nichts zu begeistern vermag, weil er nie die Wichtigkeit eines Gegenstandes zu ermessen weiss, um danach sein Handeln einzurichten. Zuweilen sammelt sich bei Träumern ersterer Art die Kraft, und es drängt sich plötzlich eine Schöpfung, eine That hervor, die Niemand erwartet hat und welche Alles in Erstaunen setzt. Viele Männer, deren Namen später mit hoher Verehrung genannt wurden, — besonders in der Kunst — galten in der Jugend für untaugliche Schwärmer und Träumer, da sie durch ihre individuelle Anlage zum inneren Gedanken- und Geistesleben und zwar nach einer bestimmten Richtung hingetrieben wurden[346]), — weshalb sie nur für das Interesse zeigten, was in diese Richtung einschlug, während sie für Anderes, dessen Gebiet ihnen ferner lag, sich mehr oder minder unempfänglich zeigten. Andere, die durch Miss-

griff der Erziehung oder durch die Ungunst äusserer Verhältnisse mit Gewalt in solche Gebiete, die ihnen fremd waren, gedrängt und dadurch verhindert wurden, ihre Anlagen auszubilden, verliess dieser träumerische Zustand nicht während des ganzen Lebens, und der bedauernswerthe Zwiespalt ihrer Anlage und Neigung mit den praktischen Bedürfnissen und Pflichten verzehrte ihr bestes Mark!

Der träumerische Geisteszustand wird bedingt theils durch körperliche Constitution, die entweder angeboren mehr oder minder während des ganzen Lebens, oder nur in einzelnen Perioden der Entwickelung sich zeigt, theils durch momentane psychische und physische Ursachen, theils endlich durch künstliche Mittel, durch welche man sich Phantasien der verschiedensten Art hervorzaubert.

Das Weib ist, wie wir schon ausgeführt haben, der eigentliche Typus der Sensibilität im Gegensatz zum Manne, der den Willen repräsentirt. Es bewegt sich am meisten innerhalb des Gefühlslebens, Träume und Ahnungen haben für dasselbe ein grosses Interesse und sein ganzes Denken im Wachen ist so zu sagen mehr oder minder Träumerei. Sinnend sitzt die junge Dame an ihrem Stickrahmen; die Gedanken eilen ohne grosse Klarheit schnell vorüber, es bilden sich seltsame Verbindungen, und die Phantasie malt die Bilder, deren Gegenstand die mannigfachen Wünsche und Ideale sind, auf das herrlichste aus. Sinnend blickt ferner die Mutter auf das spielende oder ruhig schlafende Kind und sucht sich vorzustellen, was die Zukunft in ihrem dunklen Schoosse für dasselbe birgt, ob sie Glück oder Unglück, Leid oder Freude ihm bringen wird.

Auch unter den Vertretern des männlichen Geschlechts findet man solche sensible Naturen. Das melancholische oder sentimentale Temperament disponirt zu Phantastereien, es begünstigt das oft unnütze Grübeln und die Unthätigkeit im praktischen Leben.

Mangel des energischen Willens charakterisirt ferner das Leben des sanguinischen Kindes; schnell verschwinden die Vorstellungen und Gefühle wie sie gekommen, und Glück ist die vorherrschende Stimmung ganz wie im Traum. Als besonders träumerisch ist aber die Zeit der eintretenden Ge-

schlechtsreife bekannt[347]). Hier fehlt nicht nur die kräftige Aeusserung des eben sich entwickelnden Willens, sondern es tritt auch noch das andere Moment hinzu, die mehr oder weniger verminderte Perceptionsfähigkeit äusserer Eindrücke. In sich versunken vernimmt oft die erblühende Jungfrau wie der Jüngling die Fragen nicht richtig, welche an sie gerichtet werden, vorübergehend sind ihre Stimmungen, unbestimmt und nebelhaft gestaltet sich ihr Denken. Phantastische Idealität, das Streben nach einem dunklen Etwas in grauer unbestimmter Ferne und überhaupt das Unbestimmte, Masslose, der schnelle Wechsel einander verdrängender Gedanken und Gefühle ist diesem Lebensalter eigen; sonderbare Launen, die eben so schnell vergehen als sie gekommen, beherrschen den Menschen. Es charakterisirt sich diese Zeit durch das sich Vorbereitende, gleichsam noch nicht Fertige, sondern Werdende und daher Unbestimmte im physischen wie im psychischen Gebiete. Der Jüngling fabricirt seine Liebesgedichte à la Lenau oder à la Heine; die Jungfrau ist bei aller, oft in das Mystisch-Religiöse spielenden Schwärmerei sinnlich, ja zuweilen leicht zu verführen, und ihre Phantasie zaubert ihr oft minder heilige Bilder vor. — Später tritt ein ähnlicher träumerischer Zustand, — besonders wenn das Gefühlsleben mehr ausgebildet und das klare theoretische Denken weniger entwickelt ist, — bei Erregung des Gemüths ein. Die Liebe, welche zur Zeit der Pubertät erwacht, aber dieselbe überdauert, ist »gedankenvoll«, ohne dass die Gedanken besonders inhaltvoll und klar sind; Wenige begeistert sie zu grossen Thaten, die Mehrzahl versetzt sie in ein dumpfes Brüten und in mystische Phantastereien[348].

Hierher gehört auch das religiöse Versenktsein, die Entzückung oder die Ekstase, von welcher *Paulus* bekanntlich sagt, er wisse nicht, ob er dabei in oder ausser dem Leibe gewesen. *Augustin* erzählt von einem Mönche, der in der Entzückung wie ein Todter war, und den man stechen, schneiden und brennen konnte, ohne dass er es fühlte. Das Mittelalter hat viele solcher Beispiele aufzuweisen.

Von *Coleridge* und *Mozart* wird gesagt, dass sie ihre vollendetsten Werke in einer Art von bewusstlosem Zustande schufen[349], und *Sokrates* fand Aehnliches bei den Dichtern

seiner Zeit. Ueberall, wo die Phantasie mehr als das streng logische Denken entwickelt ist, zeigt die Seelenthätigkeit mehr oder minder den Charakter der Träumerei. Aber auch *Newton* befand sich stundenlang in einer derartigen Vertieftheit des Geistes, dass er für alle äusseren Eindrücke abgestorben zu sein schien; nach seiner eigenen Aussage wartete er in diesem Zustande förmlich ab, bis ihm die Gedanken ganz von selbst kamen, und er verdankte diesem Brüten seine grossartigen Entdeckungen. Wo das Selbstbewusstsein momentan zurückgetreten, ja fast gänzlich geschwunden, ist oft die Keimstätte der tiefsten Gedanken, da der Vorstellungslauf dann weniger unterbrochen und die Gedanken sich gewissermassen nach ihren Wahlverwandtschaften combiniren können. Freilich bedürfen dann die meisten Producte einer nachfolgenden logischen Prüfung.

Anderer Art als die psychische Concentration, welche weniger den Mangel des Willens als die verminderte Perception äusserer Eindrücke mit dem Traum gemein hat, ist die nach langer geistiger Arbeit eintretende Ermüdung, die durch hastiges Spiel der Gedanken, welche der Aufmerksamkeit nicht mehr Stand halten wollen, ihre Aehnlichkeit mit dem Traume bekundet. Auf Spaziergängen erhebt sich ein neckisches Spiel der Vorstellungen; hastig und unbestimmt eilen sie vorüber, die Phantasie verbindet sie zu seltsamen Gestaltungen, aber die Bilder verschwinden rasch wieder und sind in stetem Wechsel. Der Frühling und Herbst begünstigt das Gefühlsleben; die Dämmerung lässt durch die Unbestimmtheit der Eindrücke der Phantasie Raum, das unvollkommen Aufgenommene nach ihrer Weise zu ergänzen, während die scharfe Meditation den Tag und das Licht liebt: es ist die Zeit phantastischer Träumerei. Wie am Abend ein Vorspiel, so hat der Traum oft am Morgen ein Nachspiel. *Spitta* erzählt (S. 22), dass einer seiner Universitätsfreunde fast jeden Morgen nach dem Aufstehen in einen Zustand der Träumerei verfiel, welcher einer leichten Betäubung nicht unähnlich war; er sass auf seinem Bette, stierte vor sich hin und sah kaum, was um ihn vorging. Diese Verfassung pflegte gewöhnlich so lange anzuhalten, bis er sich das Gesicht gewaschen hatte, dann erst kam er wieder ganz zu sich und war oft trotz der grössten Mühe nicht im

Stande, den Inhalt seiner Träumerei sich in das Gedächtniss zurückzurufen. Manchmal gelang es ihm und dann konnte man den Reichthum poetischer Bilder und Gleichnisse bewundern, welche ihm, einem sonst nüchternen und trockenen Menschen, während seines Träumens gekommen waren. — Schlaftrunkenheit zeigt sich besonders dann, wenn man zu frühzeitig geweckt worden ist.

Je nach der Stellung und Lage des Körpers ist auch das Denken verschieden; stehend oder sitzend denkt man anders als liegend, wo die Veränderung der Gemeingefühle und Blutcirculation eine Modification der Denkweise bedingt; auf dem Sopha liegend kann man bei wachen Sinnen träumen. Abdominalaffectionen verursachen düstere Grübeleien: der Hypochonder lässt seiner träumerischen Phantasie die Zügel schiessen und malt sich Alles in den schwärzesten Farben aus[350]).

Ein heiteres, angenehmes Gedankenspiel kann sich Jeder künstlich durch Musik verschaffen. Es ist wunderbar, was die Welt der Töne für eine Macht auf den Menschen ausübt; sie löst »den Knoten der strengen Gedanken« und zieht die Vorstellungen und Stimmungen mit sich fort. Wir fühlen die Freude und den Schmerz, den sie auszusprechen scheinen, und sind fast taub und blind für das, was um uns herum vorgeht. Die tiefen Klänge der Orgel, bei welchen der Grundton nur mit den nächst höheren Obertönen verbunden ist, stimmen uns ernst, die hohen der Violine und anderer Instrumente heiter[351]), das Schmettern der Trompete erregt den Muth. Die elegischen Klänge der Harfe, das Seufzen des Windes bei der Aeolsharfe rufen bei nervösen Personen einen sehr hohen Grad von Träumerei, »einen wahren psychisch-physischen Taumel, eine ekstatische Schwärmerei« wie *Spitta* sagt, hervor. Alle Stimmungen und Gefühle des Menschen vermag aber die Geige auszudrücken; sie lässt uns Freude und Trauer kurz hinter einander und als gemischtes Gefühl zugleich empfinden, und der Künstler lenkt mit ihren Tönen die Gedanken seiner Zuhörer, wie er es wünscht. Der Glockenklang, der doch immer der gleiche ist, ruft je nach den verschiedenen Umständen verschiedene Erinnerungen und deren Associationen wach, und es scheint uns, wie *Schiller* es in seinem herrlichen Gedicht so trefflich darstellt, der Ton selbst ein anderer zu sein.

»Schwer und bang« erscheint er beim Begräbniss eines Dahingeschiedenen, indem die Gedanken an den Tod und die damit zusammenhängenden Associationen und Stimmungen emportauchen; »heulend« schallt die Glocke beim Aufruhr, sie »wimmert« bei Feuersgefahr. Sogar auf den der Religion mehr entfremdeten und verzweifelnden Menschen übt der zur Kirche rufende Glockenklang und der Orgelton einen mächtigen Zauber aus[352]. Freilich ist die Wirkung nicht überall die gleiche; sie ist schwächer bei abstract denkenden Verstandesmenschen als bei sogenannten Gemüthsmenschen, deren Gefühlsleben ausserordentlich entwickelt ist, allein Niemand kann sich ihr ganz entziehen. — Dabei kann man beobachten, dass die Reizung von dem sensiblen auf das motorische Gebiet übergeht. Bei jungen Leuten, die sehr gern tanzen, zucken unwillkürlich die Füsse beim Rhythmus der Tanzmusik; weil die Verbindung der Muskelbewegung mit der Gehörsempfindung sehr oft vollzogen wurde, ist sie hier fast constant, analog jeder Fertigkeit, geworden.

Da die Musik eine so grosse Wirkung auf den gesunden Menschen ausübt, hat man sie von den frühesten Zeiten an als therapeutisches Mittel bei der Melancholie gepriesen. Doch ausgezeichnete Beobachter, wie *Esquirol* und *Ferrus*, haben dies Mittel nicht immer gelobt. Die durch sie erregten Gefühle sind zu flüchtig um auf die Dauer krankhaften Stimmungen entgegen zu treten, und sie hat nur dann eine die sonstigen Zerstreuungsmittel übertreffende Wirkung, wenn sie von dem Kranken selbst mit Neigung ausgeübt wird[353]. *Guislain* sah, dass Melancholische durch die Töne eines Piano, einer Violine oder eines anderen Instruments sogar ängstlich wurden. »Wenn die Phänomene einer wirklichen Besserung sich Bahn zu brechen anfangen, wenn der Schlaf wieder stärkt, wenn geringere Traurigkeit, mehr Raschheit in den Antworten, mehr Spontaneität im Handeln, mehr Geneigtheit zum Aufstehen, zu Bewegungen vorhanden ist, so kann man den Einfluss der Musik versuchen«. Gemeinsame Gesangübungen waren von Erfolg[354].

Einer besonderen Art von Träumerei sei hier noch Erwähnung gethan, welche *B. Auerbach* zuweilen in seinen Erzählungen aufführt, nämlich der durch das Rollen und Schütteln der Eisenbahnwagen und der dadurch veranlassten Körper-

empfindungen beim Reisenden hervorgerufenen. Man sucht unwillkürlich in dem Rollen der Räder einen gewissen Takt, und die Phantasie, die an den Zwecken der Reise einen äusserst geeigneten Anknüpfungspunkt findet, ergeht sich in den kühnsten Sprüngen.

Ein ferneres Mittel, das Denken künstlich zu träumerischem werden zu lassen, ist der Tabak. *Kant* sagt. »Der Tabaksrauch ist ein Reiz, der eine unbedeutende Empfindung erregt, die weder angenehm noch unangenehm ist und oft wiederholt werden kann, wo das Gemüth durch diese geringe Empfindung immer in Bewegung gesetzt wird. Aber auch der Rauch ist eine Hauptsache dabei; im Finstern glaubt man immer, die Pfeife sei ausgegangen, denn die mancherlei Figuren des Rauchs malen der Phantasie so etwas vor, und die kleine Bewegung unterhält den Lauf des Gemüths, immer seinen Gedanken nachzugehen«[355]. Die Indianer Amerikas verwenden den Tabak um visionäre Zustände zu erzeugen; unmässiger Gebrauch desselben kann Wahnsinn herbeiführen[356]. Dieselben Wirkungen wie die des Tabaksrauchs haben andere Räucherungen verschiedener Art. Die Folgen des Genusses von Opium, Haschisch und anderer Narcotica sind schon besprochen worden[357].

Bekannt sind die Folgen des Genusses geistiger Getränke. In der Weinseligkeit scheinen die Vorstellungen vorüberzufliegen, und dass die Trunkenheit ein kurzer Wahnsinn sei, war schon ein Sprichwort des Alterthums.

Sogar viele einzelne Eigenthümlichkeiten und Formen der Träume finden wir im Wachen, wenn auch modificirt, wieder. Vielfach wird unser Bemühen, unsere Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu concentriren, durch Vorstellungen heterogener Kreise gestört, welche sich fortwährend aufdrängen und in uns die Neigung zu sogenannten Ideensprüngen, wie sie der Traum zeigt, hervorrufen. Das Selbstbewusstsein verscheucht sie wieder, je mehr aber dieses schwindet, desto grösser wird ihre Macht. Wenn man etwas bereut, sich selbst darüber Vorwürfe macht, sei es laut oder im Stillen, theilt sich das Ich in zwei Hälften, die eine warnt und straft, die andere wird gewarnt und gestraft und bleibt passiv. Es giebt Leute, die ganz gesund sind und doch in solchen Zuständen vor sich

hin reden, überhaupt sich ganz so geberden, als ob derjenige, welcher den thörichten Streich begangen und auf den sie schelten, ein ganz Anderer sei, oder als ob sie andererseits vor einem sie ausscheltenden Richter ständen, um sich zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Nicht selten findet man bekannlich solche, die ihre eigenen schlechten Gedanken bei ganz gesunden Sinnen der fremden Einwirkung des Teufels zuschreiben; sie ringen mit diesem bösen Princip, als ob es ein persönliches, sie bedrängendes Wesen sei. Die eine Gruppe von Vorstellungsmassen, welche die eine Hälfte des Ichs bildet, kann die andere unterdrücken und sich die Herrschaft aneignen; es findet ein wirklicher Kampf zwischen diesen beiden Theilen der Persönlichkeit statt. Der Hypochonder beschäftigt sich zu viel mit sich selbst und hält gern Monologe; oft aber verliert er bald die Herrschaft über die Vorstellungen, welche er aus der Menge der anderen heraus und ihnen gegenüberstellte, sie gewinnen durch ihre öftere Wiederkehr eine grosse Stärke und objectiviren sich; was früher eine krankhafte Empfindung war, wird jetzt zur insultirenden und molestirenden fremden Person oder zum bedrängenden Ungeheuer.

Der Jüngling und die Jungfrau versetzen sich wohl schon in die Zeit, wo ihre Wünsche erfüllt und ihre Ideale realisirt sein werden, und es ist ihnen als ob sie der Gegenwart entrückt wären. Wenn im Traum, wo Alles sinnliche Lebendigkeit und Wahrheit gewinnt, der Unterschied zwischen der Gegenwart und Zukunft, zwischen Wirklichkeit und Vorstellung noch mehr verschwindet, so kann auch im Wachen ein ähnlicher Zustand herbeigeführt werden. Die fortwährend wiederkehrende Vorstellung der Grösse, der Erhabenheit und des Reichthums kann allmählich zum Grössenwahn führen. Antecipationen späterer Ereignisse kommen besonders bei Frauen nicht nur in Träumen sondern auch im Wachen — namentlich in erregten Zuständen — in Form von Ahnungen sehr häufig vor[358].

Nach vorhergegangener psychischer Concentration löst der Schlaf »den Knoten der strengen Gedanken«; die vorher oft in falsche Bahnen geleiteten Gedankenreihen combiniren sich unabhängig vom Selbstbewusstsein, und es entsteht zuweilen ein neues richtiges Gedankenproduct und der Schlusssatz wird

richtig aus den vorhandenen Prämissen gezogen. Ebenso kann man am Tage manchmal mit einem Problem nicht zu Ende kommen, man bricht ab, erholt sich und plötzlich steht vor der Seele das fertige Resultat, welches man früher nicht zu finden vermochte. Mann kann sich auf etwas durchaus nicht besinnen und wenn man die Aufmerksamkeit wegwendet, steigt es von selbst in der Erinnerung auf.

Wie in einigen Fällen an Stelle des normalen Schlafes ein intermittirendes Irresein tritt, so unterbricht auch zuweilen ein plötzlich eintretender wacher Traumzustand das gewöhnliche Tageswachen, welches nach des ersteren Aufhören wieder an derselben Stelle aufgenommen wird. Eine Dame war solchen Paroxismen unterworfen: plötzlich in der Mitte der Unterhaltung brach sie ab und fing an, von etwas ganz Anderem zu sprechen; nach einiger Zeit nahm sie die Unterhaltung an der Phrase, ja an dem Worte, wo sie stehen geblieben, wieder auf und wusste nicht das Geringste von dem Zwischenfalle[359]). Vollständig pathologische Zustände bezeichnen endlich die »Ideensprünge« des Fieberdeliriums und des Wahnsinns.

---

Drei Sätze sind es hauptsächlich, die wir als Resultat unserer Untersuchung hinstellen können. Die psychischen und physischen Vorgänge gehen einander parallel. Bei einer Erschütterung des Gemüths und der geistigen Kräfte erscheint eine Störung im Organismus, besonders im Gehirn, und eine Erkrankung des Organismus hat eine Veränderung der psychischen Functionen zur Begleiterin. Der Verminderung der organischen Functionen im Schlafe geht die Herabsetzung der psychischen Thätigkeiten parallel, und im Wahnsinn begleitet die Erkrankung des Geistes die des Gehirns und umgekehrt. Aber die Verbindung ist keine causale. Keines der beiden Reiche des Lebens geht oder wirkt unmittelbar hinüber in das andere oder ist ein Product desselben. Aus Nervenprocessen wird weder Gedanke noch Empfindung und Gefühl erklärt und ebensowenig erzeugt; sie sind von Nervenbewegungen begleitet, entstehen aber nicht aus ihnen, sie sind nicht Functionen des Gehirns oder Folgen der körperlichen Thätigkeiten, sondern Begleiter derselben.

Ferner zeigen die normalen und anormalen

geistigen Thätigkeiten in den verschiedenen Erscheinungen und Verhältnissen keine qualitativen, sondern nur quantitative Unterschiede. Wie in der Natur zwischen der niedrigsten uns wahrnehmbaren Form der psychischen Functionen anderer Wesen und denen des Menschen eine unzählige Menge von Mittelstufen sich findet (natura non facit saltus!), so zeigt auch die Seele des Menschen in den verschiedenen Verhältnissen sich einer ungeheueren Gradation fähig. Durch viele einzelne, aber zusammenhängende und untrennbare Abstufungen geht das wache Selbstbewusstsein in das Bewusstsein des Schlafes und Traumes über, und zwischen Gesundheit und Krankheit der Seele findet man keineswegs eine feste Grenze, sondern es giebt ein grosses Mittelgebiet von Störungen; Niemand vermag genau zu sagen, wo die Vernunft sich zur Unvernunft verkehrte. Treffend bemerkt *Ideler*[360]: ». . . . das Tageslicht der Vernunft geht durch unzählige Dämmerungsstufen in die Nacht der Bewusstlosigkeit über. Wer in jenem Zwielicht des Bewusstseins plötzlich willkürlich eine Grenze ziehen wollte, an welcher die Vernunft aufhöre, würde es ebenso machen wie Jene, welche, aufgefordert einen Weizenhaufen zu definiren, zuletzt gestehen mussten, dass ein Weizenkorn schon einen Haufen bilde«. In den heterogensten Zuständen kann man, wie *Herbart* sagt[361], dieselbe Seele und dieselben Gesetze des Vorstellens wiedererkennen. Die Grundformen zeigen sich — wenn auch zuweilen modificirt — überall; nur in Bezug auf die höheren Thätigkeiten des Selbstbewusstseins, des vernünftigen Willens und der Urtheilskraft finden sehr bemerkenswerthe Unterschiede statt. In äusserst feinen, unmerklichen Gradationen schwinden dieselben ganz oder theilweise beim Uebergang des Wachens in den Schlaf und der geistigen Gesundheit in Krankheit: sie tauchen wieder auf beim Erwachen und bei der Genesung. Nicht unpassend gebraucht *Spitta* das Bild des Regenbogens, dessen äusserste Farben weit von einander abstehen und verschieden sind, während doch die einzelnen einen solchen unmerklichen Uebergang in einander zeigen, dass man sie nicht sicher begrenzen kann[362].

Endlich greifen einestheils die verschiedenen Zustände in einander über: man findet sogenanntes theilweises Wachen im Schlaf, Träumerei im Wachen, Lichtblicke der höheren Geistesthätigkeit im Wahnsinn und intermittirendes Irresein im gesunden Zustande, — andererseits üben die Vorstellungen des einen, soweit es die physiologischen Bedingungen zulassen, in dem darauf folgenden ihren Einfluss aus, und es findet eine gegenseitige Wechselwirkung statt. Die geistigen Erwerbungen während des Tages und der Gesundheit bleiben meist im Traum und bei Erkrankungen: die dort gebildeten Vorstellungen werden hier reproducirt und bilden die Traumgedanken und Wahnideen. Der von der geistigen Krankheit Genesene behält noch manche Sonderbarkeiten, und der Traum wirkt fort in den Stimmungen und Gedanken des Tages. Weil der Mensch im Wachen mit der Erinnerung an einen Dahingeschiedenen sich lebhaft beschäftigt, träumt er von diesem, und seine Erscheinung hilft ihm den Glauben an eine persönliche Fortdauer nach dem Tode bilden, die in eben dem Grade der irdischen Existenz gleicht, als die Traumgebilde den Erscheinungen des wachen Lebens. Weil in manchen Krankheitsformen der Mensch sich von einem Ungeheuer besessen oder selbst in ein Thier verwandelt wähnt, glauben viele Naturmenschen im gesunden Zustande, dass manche Leute sich in ein Thier verwandeln können, um den anderen Schaden zu stiften.

Dass neben dem Körper es ein geistiges Princip gäbe, welches in ersterem wohnend das Wesen des Menschen ausmache, erkannte oder fühlte man unmittelbar im Wachen, dass aber dieses Princip selbstständig und vom Körper abtrennbar zu denken sei, so dass es bei schlafendem Leibe wachen oder sogar herumwandern könne, um Besuche abzustatten, — zur Bildung dieser und vieler anderer Vorstellungen hat unzweifelhaft der Traum hauptsächlich beigetragen.

---

## Anhang.

### Die neueren Theorien über die näheren Ursachen des Schlafes.

»*Aristoteles*[363] und *Galen* widersprechen einander und letzterer erklärt schliesslich unumwunden, er wisse nicht zu sagen, wodurch der Schlaf verursacht werde. Spätere, weniger ehrlich und weniger vorsichtig, stellten bis in die neueste Zeit die abenteuerlichsten Hypothesen auf. Bald soll das Einschlafen auf einer Austrocknung, bald wieder auf einer Ansammlung von Feuchtigkeit, ja sogar auf einer Veränderung der Milz, auf einer Zunahme, dann wieder Abnahme der Blutmenge im Gehirn, auf einer Compression des Gehirns, einem Collaps seiner Ventrikel beruhen. Einige setzen eine Anhäufung von Kohlensäure voraus, andere eine Erschöpfung der Nerven. *Johannes Argenterius*, der 1540 ein wortreiches Buch über Schlafen und Wachen schrieb, hält die Abnahme der »eingeborenen Wärme« für die Ursache des natürlichen Schlummers. . . . Ihren Gipfelpunkt erreichte übrigens die physiologische Phantasie im Jahre 1818, als ein junger Arzt allen Ernstes die Ansicht zu begründen versuchte, dass das Einschlafen durch eine Explosion verursacht werde, indem die »positive und negative Electricität des Gehirns« sich abgleichen sollen«[364]. *Marshall Hall*, *Haller* und Andere meinten, das Gehirn sei während des Schlafes hyperämisch, die überfüllten Venen bedingten eine Compression desselben; Andere, wie *Blumenbach*, hatten die Ansicht, die Blutmenge des Gehirns nehme im Schlafe ab, und *Durham* (1860) behauptet, im Schlafe finde Contraction der Arterien statt und die Verminderung der Blutmenge sei die Ursache des Schlafes. Er sah bei trepanirten Thieren, denen Glasplättchen in die Schädelknochen eingekittet wurden, die Gehirnoberfläche blass werden, nachdem sie vorher roth gewesen. Dagegen

bemerkt *Preyer* (S. 11): »... soviel ich finde, beziehen sich alle diese Fälle nur auf künstlich durch Betäubung, z. B. mittelst Chloroform, oder pathologisch herbeigeführte schlafähnliche Zustände. *Durham* beobachtete chloroformirte Thiere. ... Diejenigen Forscher, welche Trepanirte ohne solche Eingriffe und Anomalien untersuchten, sahen durchaus keine regelmässige Erweiterung oder Verengerung der Blutgefässe des Hirns und der Hirnhäute, sondern nur die schon von *Realdo Colombo* im 16. Jahrhundert entdeckten respiratorischen Hebungen und Senkungen des Gehirns und den Puls«.

*Preyer* selbst stellt eine neue Theorie auf. Seine Grundvoraussetzung ist, dass jeder geistige Process mit einem lebhaften Sauerstoff-Verbrauch seitens des Substrats im Gehirn verbunden sei. »Keine Willensäusserung, keine Empfindung oder gar Wahrnehmung auf irgend welchem Sinnesgebiet, keine Leidenschaft, sei sie erst im Entstehen, gleichsam als glimmender Funke, sei sie zur Flamme schon angefacht, kurz keine einzige Manifestation der Gehirnthätigkeit kann zu Stande kommen, ohne dass der Sauerstoff, den das Blut in das Gehirn bringt, von den Ganglienzellen verzehrt wird. Fehlt es der Ganglienzelle an Blutsauerstoff, dann erlöschen die Bewusstseinsthätigkeiten, die Aufmerksamkeit wird lahm, dann steht das Wollen und Denken still, wie im Schlafe. Finden jene psychischen Processe statt, dann fehlt es der Ganglienzelle an Sauerstoff nicht« (S. 7; vergl. auch S. 10). Es gebe, der Leber ausgenommen, im ganzen Organismus kein Gewebe, welches den rothen Blutkörperchen so schnell wie das Hirngewebe den Sauerstoff entziehe. Das Gehirn stelle seine Arbeit zum Theil ein, wenn die beiden Carotiden unterbunden oder comprimirt würden; auch tritt, wie er sagt, nach grossem Blutverlust leicht Schlafsucht ein. Dass dabei der Mangel an Sauerstoff die Abnahme der Hirnthätigkeit bedinge, gehe aus Experimenten hervor, bei denen ohne Unterbindung der Gefässe und ohne Aderlässe ähnliche Erscheinungen einträten, wenn nur die Aufnahme des atmosphärischen Sauerstoffs erschwert und sistirt werde. Hier erfolge Schlaf und es zeige sich, wenn Sauerstoff wieder zugeführt würde, ein allmähliches Erwachen. Da nun, fährt er fort, schlechterdings nicht angenommen werden kann, dass das zuströmende arterielle

Blut im Schlafe weniger Sauerstoff enthalte, so entsteht die Frage, ob die vom Blute dem Gehirn zugeführte Sauerstoffmenge im Schlafe anders verwendet wird als im Wachen und wie, — oder ob im Schlafe weniger Sauerstoff in das Gehirn gelangt, weil weniger Blut in dasselbe strömt. In Bezug auf letztere Ansicht stimmt er *Lenhossek* bei, welcher den Schlaf weder auf einer Steigerung noch auf einer Verminderung des Blutzuflusses zum Gehirn beruhen lässt, obgleich durch künstlich herbeigeführte Hyperämie und Anämie bewusstlose Zustände verursacht werden könnten. »Dann aber«, sagt er, »bleibt nach dem Vorigen nichts anderes übrig, als dass er eine andere Verwendung findet im Schlaf, als beim Wachsein, und es fragt sich welche? Ich antworte, dass während des Wachseins von der Muskelfaser und der Ganglienzelle gewisse Stoffe erzeugt werden, welche im Ruhezustande nicht oder nur in minimaler Menge vorhanden sind, aber je grösser die Anstrengung und je intensiver die Sinnesthätigeit waren, um so schneller entstehen, um so mehr sich anhäufen müssen; dass diese Producte der Muskel- und Gehirnthätigkeit, die Ermüdungsstoffe, leicht oxydabel sind, und wenn Reize fehlen, den Sauerstoff an sich reissen, und sich selbst damit oxydiren. Dieses, behaupte ich, geschieht im Schlaf. Ist die Oxydation und damit Beseitigung der Ermüdungsstoffe weit fortgeschritten, so genügen schon schwache Reize, den Blutsauerstoff der Ganglienzelle wieder zuzuwenden: man erwacht. Häufen jene Stoffe während des Wachseins sich wieder an, so nimmt die Erregbarkeit ab, die Bewusstseinsschwelle steigt, es tritt Ermüdung und Schlaf ein, wenn nicht starke Reize den Sauerstoff verhindern die Ermüdungsstoffe zu oxydiren, indem sie ihn selbst benöthigen. Denn im wachen Zustande ist es eben dieser Sauerstoff, welcher für die Inganghaltung der willkürlichen Muskelaction, wie der psychischen Vorgänge verbraucht wird. Das ist die Grundlinie der neuen Theorie. Es ist also zunächst darzuthun, dass wirklich solche Körper wie die Ermüdungsstoffe sich bilden und anhäufen, dann dass sie einschläfernd

wirken. Ersteres ist bereits seit Jahren bewiesen. Letzteres habe ich selbst experimentell festgestellt«[365]).

Unter diese Ermüdungsstoffe rechnet er besonders Milchsäure. Er führte dieselbe oder milchsaures Natron in den Magen oder unter die Haut vieler Thiere ein und bemerkte, dass, wenn starke Reize fern gehalten wurden, Schlaf eintrat; dasselbe Resultat erhielt er, wenn nicht Milchsäure selbst eingeführt, sondern nur die Bedingungen für ihre reichliche Bildung gegeben wurden, wie nach ausgiebiger Einfuhr von Kohlehydraten. Dann stellte er auch Versuche an Menschen und zunächst an sich selbst an. Er empfand nach Einführung von milchsaurem Natron ein starkes Ermüdungsgefühl, ja schon nach reichlichem Genuss von geronnener Milch trat bei ihm Schläfrigkeit ein.

Allein er bemerkt auch: »das Fernhalten der Reize ist von fundamentaler Wichtigkeit für das Gelingen dieser Experimente. Auch muss man dieselben über grosse Zeiträume ausdehnen, da manche Thiere, wenn sie nicht beschäftigt sind, von selbst einzuschlafen pflegen« (S. 23); ferner gesteht er selbst ein, dass der Erfolg weder bei Thieren noch bei Menschen constant sei. Bei einigen blieb jede hypnotische Wirkung aus und die Versuchsindividuen verhielten sich nur ruhig. So fand auch *L. Meyer* das milchsaure Natron subcutan gänzlich und stomachal mit Ausnahme von zwei Fällen so gut wie wirkungslos[366]). Auch *Erler* und *Fischer*[367]) konnten eine schlafmachende Wirkung des milchsauren Natrons und der Milchsäure nicht constatiren; letzterer wandte die Säure in Klystieren an, in welcher Form sie von *Mendel* empfohlen worden war.

Eine andere Theorie als *Preyer* stellte *E. Pflüger* auf[368]). Nach seiner Theorie des Lebens werden die Leistungen der Organe durch die Dissociation der lebendigen Materie bedingt, die im wesentlichen eine Modification von Eiweiss ist[369]). Indem sich Kohlensäure fortwährend intramolecular durch Dissociation bildet, welche Umlagerung der Atome erzeugt, so wandelt sich die hierbei verbrauchte chemische potentielle Energie zunächst in Wärme des neugebildeten Kohlensäure-Molecules um[370]), und die Atome des letzteren werden im Momente der Bildung desselben in die heftigsten Oscillationen

versetzt, wie es bei einer Explosion geschieht. Diese während des Lebens fortwährend ablaufenden Explosionen erzeugen durch die Fortpflanzung der Stösse auf alle Theile der Molecüle starke Vibrationen aller Atome. Am stärksten sind sie während des Wachens. Versuche an Thieren, bei welchen Entziehung des Sauerstoffs Schlaf und Scheintod herbeiführte, ergaben, dass eine bestimmte Summe intramolecularen Sauerstoffs die Fundamentalbedingung für den wachen Zustand abgiebt. Sie ermöglicht einen bestimmten Werth der Zahl der Explosionen, welche in der Zeiteinheit bei gegebener Temperatur ausgelöst werden können.

Nun bildet nach *Pflüger* das ganze Nervensystem mit Einschluss der Muskeln und wahrscheinlich aller Secretionsdrüsen eine continuirlich zusammenhängende Masse, das animale Zellennetz. Diese festweichen Massen stellt er sich jedoch nicht wie ein wässriges Lösungsgemenge in Hüllen vor, sondern als organisirte d. h. mit einer Structur behaftete Materie. Er denkt sich die lebendigen Molecüle durch chemische Kräfte kettenartig an einander geknüpft, so dass sie Fasern bilden, die einzeln verlaufen oder mit anderen anastomosiren. In den Interstitien dieses Fasernnetzes nimmt er wirkliche Lösungen an von Salzen, Zersetzungsproducten, ja unter Umständen sogar von Nahrungseiweiss, das also noch nicht organisirt ist u. s. w. Einen optischen Ausdruck hat dieses Molecularnetz in der fibrillären Structur der Ganglienzelle, des Axencylinders, der Muskelfaser, der Drüsenzelle gefunden; doch sind diese sichtbaren Fibrillen wohl nur Fascikel noch kleinerer Fäserchen. Da nun diese elementaren Fibrillen wie eine Perlschnur aus aneinander geknüpften Molecülen zusammengesetzt sind, deren Atome in fortwährenden Oscillationen sich befinden, so muss jede Veränderung der Schwingung eines Atoms eine Veränderung der Schwingungen der benachbarten Atome und so fort zur Folge haben. Ferner weisen alle bekannten Thatsachen darauf hin, dass in der grauen Substanz des Gehirns höchst labile Zustände vorhanden sind, welche eine sehr starke Dissociation zur Folge haben, die wahrscheinlich die in jedem anderen Organe des Körpers stattfindenden übertrifft. Kein Organ ist so abhängig von der Zufuhr des Sauerstoffs, wie das des Gehirns, und seine graue Substanz zersetzt sich sogar

bei einer wenig über 0° betragenden Temperatur unter Säurebildung. Wenn nun in der grauen Substanz des Gehirns die mächtigsten Vibrationen während des wachen Zustandes wesentlich in Folge der Kohlensäurebildung statt finden, so werden die Erschütterungen nach allen oder vielen Richtungen des Körpers wellenartig übertragen.

Jede Erschütterung der bereits in Dissociation begriffenen Molecüle des Körpers verstärkt aber die Dissociation, also den *Kraftverbrauch*. Der wache Zustand bedingt an sich eine Verstärkung der Consumtion der chemischen potentiellen Energie in allen Theilen des Nervensystems und in seinen Annexen. Der Verbrauch an chemischer Spannkraft ist nun während des wachen Zustandes so gross, dass die während derselben Zeit mögliche Aufsaugung von Sauerstoff durch die lebendigen Gehirnmolecüle nicht gleichen Schritt hält; so dass die graue Substanz durch das Wachsein mehr verliert als gewinnt. Die Kohlensäurebildung nimmt demnach stetig ab und die Explosionen werden weniger zahlreich.

Zwar wird, wie bei aller Ermüdung, während des Wachseins durchaus nicht die ganze Kraft des Gehirns verbraucht, wohl aber so viel, dass, wenn alle äusseren Erregungen, die auf das Gehirn wirken, abgehalten werden, die gesunkene Kohlensäurebildung allein nicht ausreicht, um die nothwendige Grösse der lebendigen Kräfte zu liefern, welche zur Erhaltung des wachen Zustandes erfordert wird[371]. Auch können, wenn der grosse Herd mächtiger Explosionen zur relativen Ruhe gelangt, stärkere Erschütterungen nicht mehr secundär nach allen Theilen des animalen Systems sich fortpflanzen. Der Arbeitsverbrauch nimmt in allen Organen ab, die unter der Herrschaft des Nervensystems stehen. Dies spricht sich in der Trägheit des Schlaftrunkenen aus: die Augenlider und der Kopf sinken herab, die Muskeln des Rumpfes versagen ihren Dienst, das Rückenmark kommt zur Ruhe, ja sogar das verlängerte Mark arbeitet schwächer[272]. *Die Ersparniss an Arbeitsverbrauch ermöglicht nun die Erholung in allen diesen Organen. Während des Schlafes ersetzen die lebendigen Molecüle zugleich ihren Verlust an verbrennbarer Materie, an Kohlenstoff und Wasserstoff.*

Diejenigen Vibrationen der Hirnmaterie, durch welche das Bewusstsein bedingt ist, besitzen eine grosse Trägheit, sodass sie wie eine einmal angestossene Saite lange nachtönen; dafür spricht die starke Beeinträchtigung der Fähigkeit zum Einschlafen nach starker geistiger Arbeit. Es würde sich daraus ergeben, dass bei Ermüdung des Gehirns, wo die Kohlensäurebildung sehr herabgesetzt ist, doch noch gewaltige Schwingungen von früheren Explosionen erzeugt, vorhanden sind. Ist die Bewegung allmählich kleiner geworden, so genügt sie nicht mehr zur Vermittelung starker Dissociation, und es häuft sich immer mehr ausgeruhte und restituirte Substanz an.

Sobald aber die Hirnmolecüle während des Schlafes mehr und mehr mit intramolecularem Sauerstoff gesättigt werden, muss die Kohlensäurebildung zunehmen. Es wird wieder ein Stadium erreicht, wo die Oscillationen der Atome in den Molecülen wachsen können, ohne dass die Grösse ihrer lebendigen Kraft ausreicht, diejenige Stärke der Dissociation zu bedingen, wie sie der wache Zustand erfordert, und ohne dass also der Verbrauch grösser als die Einnahme an Kraft wird. So muss die Intensität der lebendigen Kraft der intramolecularen Schwingung durch wachsende Kohlensäurebildung wieder zunehmen, bis entweder durch Summation der Wirkung aus inneren Gründen oder durch einen äusseren starken Anstoss, z. B. einen lauten Schall, eine mächtige Welle, die durch das Gehirn läuft, sofort eine grosse Summe von Dissociationen, also reichliche Kohlensäurebildung auslöst, die nun die weitere Auslösung zahlreicher Dissociationen fort und fort zur Folge hat.

Der schlaftrunkene Zustand nach dem Erwachen scheint darauf hinzudeuten, dass erst nach einer Summation der äusseren und inneren Reize diejenige Grösse der lebendigen Kraft der intramolecularen Schwingung erzielt wird, wie sie der ganz wache Zustand nothwendig voraussetzt. Auch ist wegen der Abnahme der Gesammtwärme die Cohäsion der wirksamen Hirnmolecüle gesteigert, so dass Impulse wirkungslos werden, welche sonst eine deutliche Wirkung haben. »Wachen oder Schlaf hängt also primär für einen gegebenen Zeitpunkt nicht von der Grösse der in dem Gehirn enthaltenen potentiellen Energie, sondern von der Grösse der *lebendigen Kräfte* der intramolecularen Bewegung ab« (S. 474).

Die Theorie giebt, wie *Pflüger* bemerkt, auch eine einfache Erklärung des Winter- und Sommerschlafes der Thiere. Der Winterschlaf tritt bei einer gewissen Anzahl von kalt- und warmblütigen Thieren in Folge der längeren Einwirkung der Kälte ein, wenn die Temperatur des Gehirns unter einen gewissen Werth sinkt. Demnach verkleinert sich die intramoleculare Vibration[373]), folglich auch die Intensität der Dissociation und der Kohlensäurebildung. Je tiefer die Temperatur herabgeht, um so stiller wird es im Gehirn und secundär in allen Organen, deren Dissociation durch die Kälte auch primär verändert erscheint. Jeder Winterschläfer verfällt zu jeder Jahreszeit durch Kälte in Schlaf und wird durch künstliche Erhöhung der Temperatur erweckt; je tiefer die Temperatur des Gehirns ist, desto schwieriger ist er zu erwecken, da die Disgregation erzeugende Wirkung der Wärme vermindert ist, also die Cohäsion der Molecüle zugenommen hat. — Eine heftige, Schmerzen erzeugende Nervenreizung kann Erwachen zur Folge haben. Eine grosse Quantität dem Gehirn zugeführter lebendiger Kraft löst in ihm secundär lebendige Kräfte und also Kohlensäurebildung aus, weil die Reizung die intramoleculare Wärme des Gehirnes steigert. Dieser Zustand dauert aber nur kurze Zeit, denn wenn die so angeregten Schwingungen an die umgebende kalte Materie fortwährend zu viel lebendige Kraft verlieren, nehmen sie ab, und das Thier versinkt, wenn ihm keine Wärme künstlich zugeführt wird, aufs Neue in Winterschlaf. Die erweckend wirkende Temperatur liegt unter 0° C., es ist die tödtliche, welche hier zur Erhaltung der Existenz weckt, sofortige Wärmebildung im Körper in Folge des wachen Zustandes erregt und es dem Thiere ermöglicht, sich tiefer einzugraben und zu sichern. Die tödtliche Kälte erweckt das Thier, weil und insofern sie grimmigen Schmerz erzeugt. Ganz unabhängig von jeder Hypothese ist hier die Thatsache gegeben, dass Kälte, d. h. verringerte lebendige Kraft in der peripherischen Faser Schmerz, d. h. vermehrte lebendige Kraft in der Ganglienzelle des centralen Nervensystems hervorruft.

Auch der Sommerschlaf der Amphibien in heissen Klimaten erklärt sich, wie *Pflüger* fortfährt, leicht mit dieser Theorie. Die Hirnmaterie dieser Thiere — wohl ausschliesslich Amphibien — mit trägem Stoffwechsel ist für einen raschen Umsatz

und schnelle Erneuerung nicht eingerichtet, d. h. nicht fähig, in der Weise mit einer hohen Summe von Spannkraft (intramolecularem Sauerstoff) geladen zu werden, wie die der Warmblüter. Sobald also die hohe Temperatur des Sommers das Gehirn jener Amphibien erhitzt, findet eine Consumtion der spärlichen Spannkraft in kurzer Zeit statt, d. h. der Verbrauch übertrifft den Ersatz an Kraft. Es muss demnach Schlaf eintreten, der in der That so lange andauert, bis die kühlere Jahreszeit wiederkehrt. »Man sieht also, dass es sehr verschiedene Zustände der Hirnmaterie sind, welche zum Schlafe führen, die aber alle das gemeinsam haben, dass die intramoleculare Wärme, also die Dissociation herabgesetzt ist«.

Dass die den psychischen Functionen des Wachens zunächst parallel gehenden physiologischen Vorgänge im Schlafe herabgesetzt sind, darüber ist man einig. Nur über das nähere Wie ist man noch verschiedener Ansicht. Doch wird die Zeit wohl nicht allzufern sein, wo in der rüstig fortschreitenden Wissenschaft der Physiologie eine Theorie sich als die einzig richtige erweist und von Allen als solche anerkannt wird.

---

# Anmerkungen.

1) Zur verschiedenen Deutung der »κάθαρσις τῶν παθημάτων« vergl. *Ueberweg*, Geschichte der Philosophie, 5. Aufl. Bd. I, p. 212 ff., Anm.: »An die Stelle der (von *Plato* beabsichtigten) dauernden Befreiung vom Affect durch Ertödtung desselben setzt *Aristoteles* die zeitweilige Befreiung von demselben durch die (künstlerische) Anregung und den Ablauf selbst. Bei dem Hören der Musik, dem Anschauen der Darstellung einer Tragödie etc. werden zunächst eben diejenigen Affecte durch den Ablauf selbst wieder gestillt und gleichsam aus uns heraus geschafft (καθαίρεται), welche das Kunstwerk in uns erregt hat, aber dieselbe κάθαρσις betrifft mittelbar auch alle gleichartigen, unter denselben Begriff fallenden Affecte, die (potentiell) in uns liegen; diese werden von dem durch das Kunstwerk erregten Gefühl gleichsam bewältigt und mit diesem zugleich werden dann auch sie aufgehoben oder ausgetilgt, nämlich zeitweilig, bis allmählich sich neues Bedürfniss ansammelt, das auf's neue Anregung und Ablauf verlangt«. — Die Richtigkeit dieser Deutung statt des früheren: »Reinigung der Affecte« suchte besonders *J. Bernays* nachzuweisen (Rh. Mus. N. F., XIV, p. 367—377 u. XV, p. 606 f.), doch ist das πάθημα wohl nicht, wie er will, als Gefühls**disposition**, sondern als einzelne Erregtheit des Gefühls zu fassen.

2) Viele Thiere deuten durch Bewegungen u. s. w. im Schlafe an, dass sie ebenfalls träumen. Der Hund knurrt, bellt und geberdet sich als ob er ein Wild verfolge oder das Haus vor Eindringlingen bewache (vgl. *Lucret.*, de rer. nat. IV, v. 988 ff.). Die meisten Bewegungen können zwar als Reflexe erklärt werden, welche keine Empfindungen und Vorstellungen voraussetzen, manche aber nicht. Ferner werden bei ersteren durch die dabei stattfindende Muskelarbeit jedenfalls nachträglich Empfindungen ausgelöst. Es ist anzunehmen, dass jedes Geschöpf, bei welchem sich psychische Functionen höheren und mittleren Grades zeigen, auch träumt. — Ueber das Seelenleben der Thiere überhaupt vergl. *Wundt*, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele, Bd. I, p. 443—460. *Scheitlin*, Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde. Stuttgart u. Tübingen 1840. 2 Bde.

3) p. 425. Vergl. auch Menon, p. 86 etc. — *Spinoza* scheut sich nicht, den Willen Gottes als ein »ignorantiae asylum« für Viele zu bezeichnen (Eth. P. I. Ap.) — *Kant* sagt an einer Stelle seiner »Prolegomena zu jeder künftigen Metaphysik« (herg. von *Kirchmann*, p. 90): »Endlich müssen wir nach einer richtigen Maxime der Naturphilosophie uns aller Erklärung der Natureinrichtung, die aus dem Willen eines höchsten Wesens gezogen

worden, enthalten, weil dieses nicht mehr Naturphilosophie ist, sondern ein Geständniss, dass es damit bei uns zu Ende gehe«.

4) Man wird vielleicht — ich hatte dies zu bemerken schon einmal Gelegenheit, als ich mich mit diesem Gedanken beschäftigte und ihn vor Mehreren aussprach, — über eine solche Erklärungsweise den Kopf schütteln und um sie ganz zu vernichten, schnell bei der Hand sein mit der viel gebrauchten Wendung, dass der Unsterblichkeitsglaube aus einem »unerklärlichen Triebe« hervorgegangen, welcher der Seele des Menschen von Natur innewohne und unvertilgbar sei. Allein auf solche Einwürfe entgegne ich: erstens und hauptsächlich masse ich mir nicht an, Alles mit dem Traum erklären zu können, ich nenne ihn nur einen Hauptfactor neben anderen bei der Bildung des Unsterblichkeitsglaubens, denn ich bin mir wohl bewusst, dass das, was den Geist längere Zeit vorzüglich in Anspruch nimmt, für diesen eine Bedeutung gewinnt, welche es in den Augen Anderer nicht hat, nicht haben kann; ferner hatte der Trieb, wenn auch vorhanden, keine bestimmte Gestaltung, seinen Inhalt entnahm er eben den Traumvorstellungen; endlich würde man, wenn man diesen »unerklärlichen Trieb« doch einmal zu erklären suchte, finden, wie er an und für sich sowie in seiner Entwicklung dem Traum viel verdanke.

5) Vergl. *Th. Fechner*, Elemente der Psycho-Physik. Leipzig 1860. Bd. II, p. 470.

6) S. *Edw. B. Tylor*, Die Anfänge der Cultur, übersetzt von *W. Spengel* u. *Fr. Poske*. Leipzig 1873. Bd. I, p. 448 f.

7) »The soul is more tendre and nesche
Than the bodi that hath bones and fleysche;
Thanne the soul that is so tendere of kinde,
Mote nedis hure penaunce hardere y-finde,
Than eni bodi that evere on live was«.

Vergl. *Tylor*, a. a. O. I, p. 449.

8) Diogen. Laert. X. 67—68. — Als *Anaxagoras* wie ein »Nüchterner unter Trunkenen« erschien und den νοῦς als das die Welt ordnende und leitende Princip in die Philosophie einführte, konnte er sich auch noch nicht ganz über die materielle Ansicht erheben und nannte den Geist »λεπτότατόν τε πάντων χρημάτων καὶ καθαρώτατον.«

9) Il. XXIII. v. 99 ff.:

»ὣς ἄρα φωνήσας ὠρέξατο χέρσι φίλῃσιν,
οὐδ᾽ ἔλαβε· ψυχὴ δὲ κατὰ χθονὸς, ἠΰτε καπνὸς
ᾤχετο τετριγυῖα.«

Vergl. Odyss. VI, 20, wo Athene der Nausikaa im Traume erscheint: »ἡ δ᾽ἀνέμου ὡς πνοιὴ ἐπέσσυτο δέμνια κούρης«. IV, 802 schlüpft das von Athene der Penelope gesendete Traumbild am Thürriegel vorbei.

*Plato*, Phaed. p. 70.: »τὰ δὲ περὶ τῆς ψυχῆς πολλὴν ἀπιστίαν παρέχει τοῖς ἀνθρώποις, μὴ ἐπειδὰν ἀπαλλαγῇ τοῦ σώματος οὐδαμοῦ ἔτι ᾖ, ἀλλ᾽ ἐκείνῃ τῇ ἡμέρᾳ διαφθείρηταί τε καὶ ἀπολλύηται, ᾗ ἂν ὁ ἄνθρωπος ἀποθάνῃ· εὐθὺς ἀπαλλατομένη τοῦ σώματος καὶ ἐκβαίνουσα ὥσπερ πνεῦμα ἢ καπνὸς διασκεδα-

σθεῖσα οἴχηται διαπτομένη καὶ οὐδὲν ἔτι οὐδαμοῦ ῇ.« Vergl p. 77 D. : »ὅμως δέ μοι δοκεῖς . . . . δεδιέναι τὸ τῶν παίδων, μὴ ὡς ἀληθῶς ὁ ἄνεμος αὐτὴν ἐκβαίνουσαν ἐκ τοῦ σώματος διαφυσᾷ καὶ διασκεδάννυσιν, ἄλλως τε καὶ ὅταν τύχῃ τις μὴ ἐν νηνεμίᾳ ἀλλ' ἐν μεγάλῳ τινὶ πνεύματι ἀποθνήσκων.«

10) Odyss. XI. 207 ff.:

»τρὶς μὲν ἐφωρμήθην, ἑλέειν τέ με θυμὸς ἀνώγει,
τρὶς δέ μοι ἐκ χειρῶν, σκιῇ εἴκελον ἢ καὶ ὀνείρῳ
ἔπτατ'· ἐμοὶ δ' ἄχος ὀξὺ γενέσκετο κηρόθι μᾶλλον«.

v. 217 ff.: »οὔτι σε Περσεφόνεια, Διὸς θυγάτηρ, ἀπαφίσκει,
ἀλλ' αὕτη δίκη ἐστὶ βροτῶν, ὅτε κέν τε θάνωσιν·
οὐ γὰρ ἔτι σάρκας τε καὶ ὀστέα ἶνες ἔχουσιν,
ἀλλὰ τὰ μέν τε πυρὸς κρατερὸν μένος αἰθομένοιο
δαμνᾷ, ἐπεί κε πρῶτα λίπῃ λεύκ' ὀστέα θυμός·
ψυχὴ δ', ἠΰτ' ὄνειρος, ἀποπταμένη πεπότηται«.

Vergl. *Plato* Phaed. p. 80 C. (Der Leib verwest, die Seele aber geht in den Hades). — *Vergil*, Aen. II. 793 f.:

»Ter frustra comprensa manus effugit imago
Par levibus ventis volucrique simillima somno«.

(v. 771 ff.: »Quaerenti et tectis urbis sine fine furenti
Infelix simulacrum atque ipsius umbra Creusae
Visa mihi ante oculos et nota major imago«.)

*Plato*, Phaed. p. 81 C. »ὃ δὴ καὶ ἔχουσα ἡ τοιαύτη ψυχὴ βαρύνεταί τε καὶ ἕλκεται πάλιν εἰς τὸν ὁρατὸν τόπον, φόβῳ τοῦ ἀειδοῦς τε καὶ Ἅιδου, ὥσπερ λέγεται, περὶ τὰ μνήματά τε καὶ τοὺς τάφους κυλινδουμένη, περὶ ἃ δὴ καὶ ὤφθη ἄττα ψυχῶν σκιοειδῆ φαντάσματα, οἷα παρέχονται αἱ τοιαῦται ψυχαὶ εἴδωλα, αἱ μὴ καθαρῶς ἀπολυθεῖσαι ἀλλὰ τοῦ ὁρατοῦ μετέχουσαι, διὸ καὶ ὁρῶνται«.

11) *Tylor*, a. a. O. I. p. 424. — Die Frage nach der Ursache des Todes und seines Unterschiedes vom Leben hat die andere weit verbreitete Auffassung der Seele als »Athem, Hauch« veranlasst. Das Hebräische hat nephesch, »Athem«, welches Wort in die Bedeutung »Leben, Seele, Geist, Thier« übergeht; ruach und neschamah erfahren denselben Uebergang von »Athem« zu »Geist». Diesen entspricht das arabische nefs und ruh. Ebenso ist die Geschichte des sanskritischen âtman und prâna, des griechischen psyche und pneuma (Bei Homer bezeichnet ψυχή noch bei weitem vorwiegend die nach dem Tode im Hades sich aufhaltende Seele, — die Seele im Leben heisst bei ihm θυμός, φρένες u. s. w. — erst später gebraucht man dieses Wort fast ausschliesslich für Seele überhaupt, auch während des Lebens), des lateinischen animus, anima, spiritus. (Der Römer beugte sich über den Todten, um seinen letzten Athemzug einzusaugen. Auch bei den Seminolen in Florida wurde, wenn eine Frau bei der Entbindung starb, das Kind über ihr Gesicht gehalten, um den scheidenden Geist aufzunehmen und so für sein künftiges Leben Kraft und Wissen zu erlangen.) — Im slavischen »duch« hat sich aus der Bedeutung »Athem« die von Seele und Geist entwickelt; die Dialecte der Zigeuner haben das Wort duk in der Bedeutung »Athem, Geist, Gespenst.« — Die Westaustralier gebrauchen ein Wort waug für »Athem, Geist, Seele; in der

Netela-Sprache in Californien bedeutet piuts »Leben, Athem, Seele«; die Malayen sagen, die Seele des Sterbenden geht durch seine Nasenlöcher von dannen, und auf Java gebrauchen sie dasselbe Wort ñawa für »Athem, Leben und Seele«.

Bei manchen Völkern findet man sogar beide Ableitungsweisen — die aus dem Traum und die aus der Frage nach dem Unterschied zwischen Leben und Tod — selbständig neben einander vor. Manche Grönländer schrieben dem Menschen zwei Seelen zu, nämlich seinen Schatten und seinen Athem. In Nordamerica ist die Dualität der Seele besonders im algonkinischen Glauben ausgeprägt: eine Seele geht aus und sieht Träume, während die andere zurückbleibt; beim Tode bleibt eine beim Körper und für diese stellen die Ueberlebenden Gaben an Nahrungsmitteln aus, während die andere ins Land der Todten zieht. Die Fidschi-Insulaner unterscheiden zwischen dem »dunklen Geiste« eines Menschen oder seinem »Schatten«, der zum Hades hinabsteigt, und seinem »lichten Geiste« oder dem Spiegelbilde, welches in der Nähe seines Sterbeplatzes bleibt. Die Malagasy sagen, das saina oder Gemüth vergehe im Tode, das aina oder Leben werde blosse Luft, aber das matoatoa oder der Geist umschwärme das Grab. Die Dakotas sagen sogar, der Mensch habe vier Seelen, von denen eine in der Leiche bleibe, eine im Dorf verweile, eine in die Luft gehe und eine ins Land der Geister; die Khonds haben ebenfalls eine vierfache Eintheilung. Die alten Aegypter machten in dem Todtenrituale einen Unterschied zwischen ba, akh, ka und khaba (*Birch* übersetzt: »Seele, Gemüth, Existenz« und »Schatten«).

12) *Ovid*, fast. V, 457 f.:

»Umbra cruenta Remi visa est assistere lecto
Atque haec exiguo murmure verba loqui«.

*Homer*, Il. XXIII, 100:

»ψυχὴ δὲ κατὰ χθονὸς, ἠΰτε καπνὸς
ᾤχετο τετριγυῖα.«

Vergl. Odyss. XXIV, 6 ff.:

»ὡς δ᾽ ὅτε νυκτερίδες μυχῷ ἄντρου θεσπεσίοιο
τρίζουσαι ποτέονται, ἐπεί κέ τις ἀποπέσῃσιν
ὁρμαθοῦ ἐκ πέτρης, ἀνά τ᾽ ἀλλήλῃσιν ἔχονται·
ὣς αἱ τετριγυῖαι ἅμ᾽ ἤϊσαν.«

13) Vergl. *Bastian*, der Mensch in der Geschichte. Bd. II, p. 319. *Tylor*, a. a. O. I, p. 446. — Da die Aeusserungen der Seele oder des Gespenstes auch durch die Stimme eines Mediums zu Stande kommen sollen, so kann man diese Berichte mit dem Flüster- oder Murmelzauber, dem »susurrus necromanticus« in Verbindung bringen. (Vergl. Jesaias XXIX, 4: »Alsdann sollst du erniedrigt werden und aus der Erde reden und aus dem Staube mit deiner Rede murmeln, dass deine Stimme sei wie eines Zauberers aus der Erde und deine Rede aus dem Staube wispele«.)

14) *Tylor*, a. a. O. I. p. 434 ff. — *Bastian*, der Mensch in der

Geschichte. Bd. II, p. 318 ff. Vergl. auch dessen »Psychologie«, p. 16—20. — *Waitz*, Anthropologie der Naturvölker, Bd. III, p. 195. — *Cranz*, Grönland. p. 257. etc. — Nach der Vedanta-Lehre trennt sich die Seele im tiefen Schlafe vom Körper und kehrt zum höchsten Gott oder zur allgemeinen Weltseele aus dem Herzen, wo die Seele ihren Sitz in der Höhle des Brahma hat, durch die »sushumna« genannte Arterie zurück und verweilt dort während des tiefen Schlafes.

15) Vergl. *Bastian*, Oestliches Asien, Bd. I, p. 145. Bd. III, p. 258. Der Mensch in der Geschichte. Bd. II, p. 322 f., 329, 363. — Psychologie p. 111, 193. — *Waitz*, Anthropologie der Naturvölker. Bd. III, p. 199. *Cranz*, Grönland p. 300. — *Wuttke*, Volksaberglaube p. 213—217 etc.

16) Vergl. Phaed. p. 65 ff., 82 C, (der Körper ein εἱργμός der Seele), 91 E. Phaedr. 250 C. Rep. X, 611 C. Tim. 81 E, 86 B — 87 B. — Auch das Christenthum betrachtete das »Fleisch« als das niedere, ja als das böse Princip. — Anders freilich äussert sich *Homer* in den Anfangsversen der Ilias:

»πολλὰς δ' ἰφθίμους ψυχὰς Ἄϊδι προΐαψεν
ἡρώων, αὐτοὺς δὲ ἑλώρια τεῦχε κύνεσσιν
οἰωνοῖσί τε πᾶσιν.«

Für die Existenz der Person ist dem griechischen Dichter der Körper die Hauptsache, wie dies namentlich in den Siegesliedern *Pindar's* hervortritt. Der kräftige, schön gebaute Körper der Helden erregt bei aller Hochachtung geistiger Eigenschaften seine Aufmerksamkeit und sein Interesse mehr als die schattenhafte Seele, die er nicht in der Anschauung vorfindet und von welcher er sich keine klare Vorstellung bilden kann. Der Mensch klammert sich an das irdische Leben; auch nach dem Tode will er noch auf Erden wenigstens ideell, in der Erinnerung der Menschen fortleben, er will beweint, begraben sein und im Gedächtniss bleiben. (Vergl. Odyss. XI, 71 ff.)

17) *Hesiod*, ἔργα καὶ ἡμέραι, 65:

»ἔνθ' ἤτοι τοὺς μὲν θανάτου τέλος ἀμφεκάλυψε·
τοῖς δὲ δίχ' ἀνθρώπου βίοτον καὶ ἤθε' ὀπάσσας
Ζεὺς Κρονίδης κατένασσε πατὴρ ἐς πείρατα γαίης
τηλοῦ ἀπ' ἀθανάτων· τοῖσιν Κρόνος ἐμβασιλεύει·
καὶ τοὶ μὲν ναίουσιν ἀκηδέα θυμὸν ἔχοντες
ἐν μακάρων νήσοισι παρ Ὠκεανὸν βαθυδίνην
ὄλβιοι ἥρωες, τοῖσιν μελιηδέα κάρπον
τρὶς ἔτεος θάλλοντα φέρει ζείδωρος ἄρουρα«.

Vergl. zu dem Ganzen *Tylor*, a. a. O. II, p. 60 ff. *Bastian*, Oestliches Asien. Bd. I, p. 83 etc.

18) Vergl. *Bastian*, Psychologie. p. 224. — *Cranz*, Grönland. p. 258. — Edda »Gylfaginning«. — Koran c. V, VI.

19) Vergl. Il. IX, 401 ff.:

»Οὐ γὰρ ἐμοὶ ψυχῆς ἀντάξιον οὐδ' ὅσα φασίν
Ἴλιον ἐκτῆσθαι, εὐναιόμενον πτολίεθρον.

τὸ πρὶν ἐπ' εἰρήνης, πρὶν ἐλθεῖν υἷας Ἀχαιῶν,
οὐδ' ὅσα λάϊνος οὐδὸς ἀφήτορος ἐντὸς ἐέργει
Φοίβου Ἀπόλλωνος, Πυθοῖ ἔνι πετρηέσσῃ.
ληϊστοὶ μὲν γάρ τε βόες καὶ ἴφια μῆλα,
κτητοὶ δὲ τρίποδές τε καὶ ἵππων ξανθὰ κάρηνα·
ἀνδρὸς δὲ ψυχὴ πάλιν ἐλθεῖν οὔτε λεϊστὴ
οὔθ' ἑλετή, ἐπεὶ ἄρ κεν ἀμείψεται ἕρκος ὀδόντων«.

Odyss. XI, 488 ff.

»Μὴ δή μοι θάνατόν γε παραύδα, φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ·
βουλοίμην κ' ἐπάρουρος ἐὼν θητευέμεν ἄλλῳ
ἀνδρὶ παρ' ἀκλήρῳ, ᾧ μὴ βίοτος πολὺς εἴη,
ἢ πᾶσιν νεκύεσσι καταφθιμένοισιν ἀνάσσειν«.

20) *J. G. Müller*, Amerikanische Urreligionen. p. 87, 224 etc. — *Meiners*, Geschichte der Religion. Bd. II, p. 768. — *Wuttke*, Geschichte des Heidenthums. Bd. I, p. 115. — Vergl. auch *Tylor*, — dem ich hier besonders folge — a. a. O. II, p. 83—103.

21) *Cranz*, Grönland, p. 259. — *Charlevoix*, Nouvelle France, Bd. I, p. 77. — *Lescarbot*, Hist. de la Nouvelle France. Paris 1619, p. 679. — *Lery*, Hist. d'un voy. en Brésil. p. 234. — *Coreal*, Voy. aux Indes Oc. Bd. I, p. 224. — *Rochefort*, Iles Antilles, p. 430. — Vergl. *Tylor*, II, p. 86. — Eine eigentliche Vergeltungstheorie findet sich erst da, wo klare Begriffe von wirklicher Moral sich zeigen, die eine Errungenschaft der Civilisation bilden. Bei *Homer* befinden sich Böse und Gute ohne Unterschied im Hades. Die Vorstellung von dem Gericht des Minos, Aeacos und Rhadamanthys (Odyss. XI, 567; vergl. auch *Plato*, Gorg. p. 524. A. Phaedon p. 113 f. etc. — *Vergil*, Aen. VI. 431. etc.) ist nachhomerisch. Die Stelle in der Odyssee über die Strafen des Tityos, Tantalus und Sisyphos (Odyss. XI, 576, 582, 593) ist ebenfalls eine Interpolation späterer Zeit; auch sind diese Strafen nicht die Folgen eines in der Unterwelt über sie gehaltenen Gerichts, sondern es sind gewissermassen Nachwirkungen einer schon in der Oberwelt über sie verhängten Verdammung. Später führte man als Repräsentanten gestrafter Sünder noch hinzu den Ixion, die Danaiden, den Salmoneus, Peirithoos, Phlegyas u. A. Nachdem nun eine Scheidung der Todten nach Lohn und Strafe angenommen war, bestimmte man auch in der Unterwelt die Orte für beide Classen und verlegte in dieselbe den Tartarus als Ort der quälenden Strafe (*Plato*, rep. X. p. 616 A. *Vergil*, Aen. VI, 543 ff.) und das Elysion als den Ort der Glückseligkeit (*Vergil*, Aen. VI, 637 ff.); von denen, welche ein mittleres Leben zwischen Gutem und Bösem geführt hatten, glaubte man, dass sie auf der Asphodeloswiese als körperliche Schatten umherirrten. — Bei den Juden finden wir die Lehre von der künftigen Vergeltung nach der babylonischen Gefangenschaft nicht mehr in unbestimmten Ausdrücken sondern als fest ausgesprochene Ueberzeugung, wie sie einige Zeit darauf von dem Christenthum sanctionirt wurde.

22) Wenn, wie *Tylor* sagt, (II, 123 f.), die geheimnissvolle Gewalt ihn zu Boden wirft, ihn zwingt, sich in Convulsionen zu krümmen und

zu winden, oder mit Riesenkraft und thierischer Wildheit sich auf die Umstehenden zu stürzen, mit verzerrtem Gesicht, wahsinnigen Geberden und einer ungewöhnlichen, nicht menschlich erscheinenden Stimme wilde unzusammenhängende Worte der Verzückung auszustossen oder mit einer Begabung und Beredsamkeit, die seine Fähigkeiten im gewöhnlichen Zustande weit übersteigt, zu befehlen, zu rathen, zu prophezeien, — so scheint der Mensch sich selbst und seiner Umgebung das Werkzeug eines Geistes, der ihn ergriffen hat oder in ihn eingefahren ist, geworden zu sein. Das Heilmittel gegen die Krankheit besteht in der Befreiung von den Geistern: der Exorcist spricht zu ihm, schmeichelt oder droht ihm, bringt Geschenke dar, lockt ihn aus dem Körper des Patienten hervor, oder treibt ihn aus und veranlasst ihn, seinen Wohnsitz in einem anderen zu nehmen. Der Geist ist entweder die Seele eines Menschen oder ein Dämon, sein Einfluss äussert sich sowohl in der Behaftung mit Krankheiten, als durch Inspiration von Orakeln. Im australisch-tasmanischen Gebiet, bei den Mintiras, einer niederen Race der malayischen Halbinsel, bei den Dajacs auf Borneo und fast überall in Polynesien wird jede Krankheit den Einwirkungen von Geistern zugeschrieben, die man sich entweder geneigt machen oder durch gewaltsame Mittel von sich abhalten muss. Bei den niederen Racen Americas, den Dacotas, den Einwohnern der westindischen Inseln, den Patagoniern herrscht ein ähnlicher Glaube. In Africa meinen die Basutos und Sulus, die Krankheiten seien durch die Geister der Todten veranlasst; letztere werden von den Sehern erkannt oder von dem Patienten selbst, der in seinen Träumen den Geist des Verstorbenen zu sich kommen sieht, um ihn zu peinigen. Congostämme halten ebenfalls die Seelen der Todten, die in die Stellung von mächtigen Geistern übergegangen sind, für die Ursache von Krankheit und Tod unter den Menschen. Die Barolongs bringen Geisteskranken, als unter dem directen Einflusse einer Gottheit stehend, eine Art von Verehrung dar; in Ostafrica gilt für Tollheit und Verstandesschwäche die einfache typische Erklärung »er hat Teufel«. (Mit diesem Ausdruck suchten sich auch die Juden ungewöhnliche Erscheinungen zu erklären; vergl. Matth. XI, 18. Luc. VII, 33, Joh. X, 20 etc.). — Die Krankheitsbesessenheit geht bei hysterischen und epileptischen Affectionen in Orakelbesessenheit über. Der tasmanische Zauberer schreibt die Unfälle einer krampfartigen Contraction der Muskeln dem Teufel zu. Im karenischen District der Pwos versetzt der »Wi« oder Prophet sich künstlich in einen Zustand, in welchem er die Seelen der Verstorbenen sehen, ihre entfernte Heimat besuchen, sie in ihren Leib zurückrufen und somit Todte auferwecken kann; diese Wis sind nervös leicht erregbare Menschen, die sich zu Medien besonders eignen und beim Orakelgeben wirklich in Convulsionen verfallen. (Vergl. *Bastian,* Oestliches Asien. Bd. II, p. 414.). Die Ausprüche des Wahrsagers werden für Eingebungen der Geister von Vorfahren gehalten. Bei der Schilderung, welche ein solcher von seinem Zustande gab, erkennen wir alle Symptome der Hysterie: er fühlte ein schweres Gewicht in seinem Körper bis hinauf in die Schultern dringen, hatte lebhafte Träume und im Wachen Visionen von Gegenständen, welche bei seiner Annäherung verschwanden, Lieder

kamen ihm in den Sinn, ohne dass er sie gelernt hatte, und es war ihm als ob er in der Luft fliege. Der Mann stammte, wie *Callaway* sagt, »aus einer sehr sensitiven Familie, die viele Doctoren hervorbringt.« Die Patagonier erwählen Leute, welche von Fallsucht oder Veitstanz ergriffen sind, zu Magiern, da sie die Geister selbst dazu zu bestimmen scheinen; unter sibirischen Stämmen wählen die Schamanen Kinder, die Convulsionen unterworfen sind, als besonders zu ihrem Stande befähigt aus. Bei manchen Stämmen arbeiten sich die Zauberer in den Zustand hinein, in welchem sie die Inspirationen erlangen. — Die Ausdrücke »dämonisch« und »exorcistisch« sind der classischen Welt entnommen. Bei *Homer* werden die kranken, von Schmerzen gequälten Männer durch Dämonen heimgesucht. (Odyss. V, 396: »στυγερὸς δέ οἱ ἔχραε δαίμων«. — vergl X, 64). *Pythagoras* hielt die luftbeherrschenden Geister für die Ursache der Krankheiten von Menschen und Thieren, Epilepsie (ἐπίληψις) war, wie der Name besagt, das »Ergriffensein« des Kranken von einem übermenschlichen Einflusse. Wenn *Herodot*, III, 33 berichtet, Cambyses sei mit einer Krankheit behaftet gewesen, »welche manche die Heilige nennen«, so meint er jedenfalls damit die Epilepsie (Vergl. *Ebers*, Eine ägyptische Königstochter II, p. 268). Wahnsinnig sein heisst einen bösen Geist haben und die Römer nannten solche Kranke »larvati«, »larvarum pleni« — »mit Geistern erfüllt«. Juden und Christen hielten Raserei, Epilepsie, Stummheit und Orakelkundgebungen für Einwirkung von Geistern (Vergl. Matth. IX, 32. XII, 22, XVII, 15. Marc. I, 23. IX, 17. Luc. IV, 33, 39. VIII, 27. IX, 39, XIII, 11. Apostelgesch. XVI, 16 u. s. w.) Viele Kirchenväter geben Beschreibungen von Dämonen, die in den Leib von Menschen fahren, ihre Gesundheit physisch und psychisch zerrütten, sie zwingen sich zu wälzen, zu wüthen und zu schäumen, bis sie durch Beschwörung oder dem Patienten beigebrachten Schläge veranlasst werden, deren Körper zu verlassen. Unter den unzähligen Exorcisationen im Mittelalter ist besonders bekannt die Beschwörung des Dämons, von welchem Carl VI von Frankreich gequält wurde. — Vergl. *Bastian*, der Mensch in der Geschichte. Bd. II, p. 557 ff. und dessen Aufsatz über Besessenheit in seinen Beiträgen zur vergleichenden Psychologie. Berlin 1868. Bd. I, p. 115—261.

23) *Lucrez* sagt (de rer. nat. V. v. 1168 ff.):

»Quippe etenim jam tum divom mortalia secla
Egregias animo facies vigilante videbant,
Et magis in somnis, mirando corporis auctu.
Heis igitur sensum tribuebant, propterea quod
Membra movere videbantur vocesque superbas
Mittere pro facie praeclara et viribus amplis
Aeternamque dabant vitam, quia semper eorum
Suppeditabatur facies et forma manebat,
Et tamen omnino, quod tantis viribus auctos
Non temere ulla vi convinci posse putabant;
Fortunisque ideo longe praestare putabant
Quod mortis timor haud quemquam vexaret eorum,

Et simul in somnis quia multa et mira videbant
Efficere et nullum capere ipsos inde laborem«.

— »Erkennt der in Meditationen über sich selbst versunkene Träumer, dass nicht sein freier Wille das Denken beherrscht, so kann er leicht versucht sein, wenn ihm die psychologischen Kenntnisse abgehen, das Es (Tad), das in ihm denkt, aus sich hinaus zu versetzen, und aus Empfindungen hat sich die ganze Götterwelt projicirt«. (*Bastian*, Der Mensch in der Geschichte. Bd. II, p. 553).

24) Die Pythia und die Priesterinnen zu Dodona werden von *Plato* als »μανεῖσαι« bezeichnet, ebenso die Sibyllen; den Gegensatz zu dem ekstatischen Zustand bildet das »σωφρονεῖν« (Phaedrus p. 244). Auch bringt er μάντις mit μαίνομαι zusammen.

25) In der Mythen- und Sagenbildung haben Vorstellungen ähnlicher krankhafter Zustände eine grosse Rolle gespielt, besonders in der Sage vom Währwolf. Der Glaube, dass ein Mensch sich in ein Thier verwandeln könne, um als solches sich an seinen Feinden zu rächen, ist allverbreitet; während man in den Gegenden, wo es Wölfe gab oder noch giebt, diese zur Verwandlung benutzte, muss in Indien die Gestalt des Tigers, in Afrika die des Leoparden, der Hyäne und des Löwen derartige Dienste leisten. Unter den Völkern Indiens reden die Stämme der Garrow Hills und die Hos von Singbhum von der Verwandlung mancher Menschen in einen Tiger; ebenso behaupten die Khonds von Orissa, dass einige von ihnen die Kunst »mleepa« besitzen und mit Hülfe eines Gottes »mleepa« Tiger werden. Die Jakunen der malayischen Halbinsel sagen, dass ein Mensch sich in einen Tiger verwandeln könne; die Verwandlung geschehe kurz vor dem Sprunge, und man will dies sogar beobachtet haben. Nach *Dobrizhoffer* drohen die Zauberer der Abiponer in Südamerika denen, von welchen sie sich beleidigt glauben oder welche sie für Feinde halten, sich in einen Tiger zu verwandeln und sie zu zerreissen. In Afrika wird in der Kanuri-Sprache von *Bornu* vom subst. »bultu« (Hyäne) »bultungin« (»ich verwandle mich in eine Hyäne«) grammatisch abgeleitet und die Eingebornen behaupten, es gäbe eine Stadt, Namens Kabutiloa, wo Jedermann diese Eigenschaft besitze. Aus dem Aschangoland berichtet *Du Chaillu* ein Beispiel, wo ein Leopard zwei Männer tödtete, dieser aber kein eigentlicher Leopard, sondern ein verwandelter Mensch war; nach längerem Forschen fand man *Akondongo's* Neffen *Akoscho* als den Thäter, welcher es auch gestand; obgleich ihn der Oheim sehr liebte, musste er ihn doch preisgeben, und so wurde er in Gegenwart des Volkes langsam verbrannt. In Europa finden wir unter den classischen Berichten die Geschichte des *Petronius Arbiter* (satir. 62) von der Verwandlung eines »versipellis« (Wendehaut). Es kommt oft der Gedanke vor, dass ein Wolf verwundet wird und der, welcher seine Gestalt trug, nachher eine ähnliche Wunde zeigt. Zu *Augustin's* Zeit verkündeten die Magier den Leuten, dass sie dieselben mit Hülfe gewisser Kräuter in Wölfe verwandeln könnten, und der Gebrauch von Salben zu solchem Zweck wird noch in verhältnissmässig neuer Zeit erwähnt. *Hero-*

*dot's*-Sage von den Neuri (IV, 105), welche in jedem Jahre einige Tage zu Wölfen werden, findet ihr Analogon auf slavischem Boden, indem livländische Zauberer sich jährlich einmal in einem Flusse baden und dadurch für zwölf Tage Wölfe werden. Viele Slaven halten überhaupt alle die Wölfe, welche in scharfen Wintern Menschen anzugreifen wagen, selbst für Menschen, die in Wolfsgestalt verhext sind. Den slavischen Ausdruck βρυκόλακας (bulgarisch vrkolak) haben die modernen Griechen statt des classischen λυκάνθρωπος aufgenommen; er bezeichnet einen Menschen, welcher in einen cataleptischen Zustand verfällt, während seine Seele in einen Wolf fährt und auf Blutgenuss ausgeht. In Deutschland ist besonders im Norden die Sage vom Wolfsgürtel noch erhalten, und im December darf man den Wolf nicht bei Namen nennen, sonst wird man vom Währwolf zerrissen. Die altscandinavischen Sagas haben ihre »Währwolfkrieger« und »Gestaltenwechsler« (hamrammr). Die Dänen erkennen noch heut zu Tage in einem Menschen einen Währwolf, bei welchem die Augenbrauen zusammenstossen. Das Wort werewolf (verevulf in Cnut's Gesetz) in England ist noch eine alte Erinnerung an diesen Glauben, der jetzt verdrängt ist, weil es eben dort keine Wölfe mehr giebt. Die französische Sprache hat ebenfalls ein Wort für Währwolf, welches in älterer Form »gerulphus«, »garoul« und jetzt pleonastisch »loup-garou« lautet. Das Parlament der Franche-Comté erliess im Jahre 1573 ein Gesetz, nach welchem die Währwölfe vertrieben werden sollten. 1598 gab der Währwolf von Angers einen Beweis davon, dass seine Hände und Füsse sich in Wolfsklauen verwandelten, 1603 endlich erklärte der Richter im Process des Jean Grenier, dass Lycanthropie eine verrückte Täuschung, kein Verbrechen sei; aber noch 1658 gab eine satirische Schilderung eines Schwarzkünstlers einen vollständigen Bericht über Währwölfe. Selbst in unseren Tagen ist dieser Glaube bei den französischen Bauern noch nicht erloschen; noch in den sechziger Jahren war es dem Engländer *Baring-Gould* unmöglich, in Frankreich nach Dunkelwerden einen Führer über einen einsamen Platz zu bekommen, welchen ein loup-garou unsicher machte; er wurde dadurch veranlasst, sein »Book of Werewolves« zu schreiben.

Durch alle einzelnen Localsagen zieht sich eine gemeinsame Grundidee hindurch, ein Beweis, dass sie bei den örtlich so sehr getrennten Völkern denselben psychologischen Gesetzen ihren Ursprung verdanken. Dass in krankhaften Zuständen der Mensch sich in ein Thier verwandelt glaubt, kommt nicht selten vor. Nach *Spielmann* geht nämlich aus einer gänzlichen Umwandlung des Fühlens bei Melancholikern diejenige Form der Melancholie hervor, die mit der Wahnvorstellung einer verwandelten Persönlichkeit verbunden ist, wie der Verwandlung in einen Wolf (Lycanthropie), einen Hund (Kynanthropie), einen Bären, eine Leiche, in Holz, Butter, Spreu u. s. w.; allgemein bezeichnet man diese Krankheit mit dem Namen »insania metamorphosis«, wohin die »insania zoanthropica« als besondere Art gehört. — Vergl. *Tylor*, a. a. O. I. p. 305—309. *Bastian*, Der Mensch in der Geschichte. Bd. II. p. 32—34.

26) *A. Sprenger*, Das Leben und die Lehre des Mohammad. Berlin 1861. Bd. II, p. 207—268.

27) *Homer*, Odyss. VIII, 79 ff.:

»ὣς γάρ οἱ χρείων μυθήσατο Φοῖβος Ἀπόλλων
Πυθοῖ ἐν ἠγαθέῃ, ὅθ' ὑπέρβη λάϊνον οὐδὸν
χρησόμενος· τότε γάρ ῥα κυλίνδετο πήματος ἀρχὴ
Τρωσί τε καὶ Δαναοῖσι, Διὸς μεγάλου διὰ βουλάς«.

*Herodot*, I. 13, 14, 19, 25, 46—54. — Bei den Hellenen stand es in Blüthe bis ungefähr zum peloponnesischen Kriege, der Zeit der hereinbrechenden Aufklärung; hohe Autorität hatte es bei dem dorischen Stamme, zumeist in Sparta. Durch politische Parteinahme und Bestechlichkeit erregte es Misstrauen gegen sich und kam so in Verfall; *Cicero* sagt im Sinn griechischer Philosophen und der Römer seiner Zeit: cur isto modo jam oracula Delphis non eduntur, non modo nostra aetate, sed iam diu, ut nihil possit esse contemtius? (de div. II, 57). Zur Zeit *Hadrian's* hob sich das Orakel wieder etwas, aber die Dinge, über welche man es befragte, waren jetzt meist kleinliche Privatangelegenheiten. Von den Kirchenvätern bekämpft, von den Kaisern geplündert, ward es endlich von *Theodosius* gänzlich geschlossen.

28) Die unglückliche Johanna war im Jahre 1412 zu Dom Remi geboren, also zur Zeit ihres Auftretens 17, zur Zeit ihres Todes 19 Jahre alt. In den »Notices et extraits de manuscripts de la Bibl. du Roi« 1790. 4. — den Verdammungsprocess mit historischen Erläuterungen des del Aberdy enthaltend, heisst es nach den Zeugenverhören: »Elle n'etoit pas sujettée suivant toutes apparences à l'infirmité sexuelle«. Das bei dem Fehlen der Menstruation zurückbleibende, vielleicht auch periodisch aufwallende Blut brachte bei ihr die krankhafte Affection hervor, welche in geringerem Grade in diesem Lebensalter häufig vorkommt und worin Kranke einerseits eine Sehnsucht nach Weissagungen und Ausserordentlichem überhaupt haben, andrerseits diese Weissagung selbst oft ausüben und in visionäre Zustände gerathen. — Vergl. *Fr. B. Osiander*, Entwickelungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts. Göttingen 1817. Bd. I, p. 38 f. *Fr. W. Hagen*, Sinnestäuschungen. Leipzig 1837. p. 165 f. *Busch*, das Geschlechtsleben des Weibes u. s. w. — *Bastian* dagegen hält sie noch für gesund: »Bei dem religiösen Horizonte, in dem Johanna d'Arc lebte, erklären sich ihre Visionen ungehindert aus einem durch die politische Bedrängniss angeregten Irritationszustand des Nervensystems, wie er als solcher noch innerhalb des Gebiets voller Gesundheit bestehen kann. Hätte sie in ihrem Dorfe fortgelebt, beständigen Schmähungen und Misshandlungen seitens ihrer Umgebung ausgesetzt, so würde bald dieser, durch die beständige Unruhe des, als im Widerspruch mit der Aussenwelt stehend, zweifelnden Bewusstseins in Reizung gehaltene Irritationszustand in eine das gesammte Wohlbefinden des Organismus in Mitleidenschaft ziehende Wahnsinnskrankheit übergegangen sein. Dieses war um so mehr zu fürchten, da ihre rein subjectiven Vorstellungen ihre Naturheilung, die bei Unmöglichkeit eigener Umände-

rung nur darin liegt, den Ideenkreis der Zeitgenossen nach sich umzuändern, nie hätten finden können. Dass sie trotzdem von dem Wahnsinn verschont blieb, lag in den aussergewöhnlichen Verhältnissen, die sie als Begeisterte an die Spitze der Heere stellten. So erhielt ihre eigenthümliche Weltanschauung, die das Publicum nicht zu sich heraufziehen konnte, ihre nothwendige Compensation (um nicht durch beständiges Anstossen in Fieberactionen getrieben zu werden) dadurch, dass die Zeitgenossen, anstatt sie als krankhaft auszustossen, zu ihr als einer Gottheit aufschauten, und ihr so erlaubten, ihre Ideenkreise alle in ihnen liegende Entwicklungskeime voll und ungehindert hervortreiben zu lassen, während das daraus entstehende Idealgebilde trotz seiner Excentricität in der Gesellschaft eben deshalb bewahrt werden konnte, weil man es von vornherein auf einen exceptionellen Standpunkt gestellt hatte. Mit dieser vollen und ungehinderten Ausbildung ihrer Anschauungen war nun auch dem Uebergang zum Wahnsinn bei ihr vorgebeugt, denn sie vermochte sich so zu der von dem Organismus angestrebten Harmonie in klarstem Selbstbewusstsein zu entfalten, und blieb, obwohl der Welt ein angestauntes Wunder, eben deshalb sich selbst immer das im normalen Gesundheitsgefühl fortlebende Individuum.« (Der Mensch in der Geschichte. Bd. II. p. 537).

29) Vergl. *E. R. Pfaff*, Das Traumleben und seine Deutung nach den Principien der Araber, Perser, Griechen, Inder und Aegypter. Leipzig 1868. p. 100. — In Bezug auf das Voraufgehen sonderbarer Träume bei Visionen vergl. die lebhaften Träume der Jungfrau von Orléans in *Schiller's* Drama (I, 10).

30) Ein Nachkomme des Aristides lebte von Traumdeuterei (Plut. Arist. 27). — In den Tempeln des Sehers Amphiaraos zu Oropos, dessen Sohns Amphilochus und des Mopsos in Cilicien, des von letzterem in der Weissagung besiegten Kalchas, des Sehers im trojanischen Kriege, und des Podaleirios am Vorgebirge Garganus in Apulien, des Asclepios zu Epidauros — legte man sich, um göttliche Offenbarungen, namentlich zur Heilung von Kranken zu erhalten, auf dem Felle des Opferthieres zum Schlafen nieder. Die Kranken — meist solche, welche die Aerzte schon aufgegeben hatten — wurden, wie *Plinius* berichtet, durch Räucherungen und Getränke zu den Träumen vorbereitet, in welchen ihnen der Gott das Heilmittel angab. Vergl. *Preller*, Römische Mythologie. 2. Aufl. Berlin 1865. p. 609 etc.

31) Vergl. *Nudow*, Versuch einer Theorie des Schlafes. Königsberg 1791. p. 139.

32) Vergl. besonders *Göthe*, Egmont. A. V. *Shakespeare*, Macbeth A. II. Sc. 5.

33) Il. II. v. 7 ff. Zeus ruft hier, um sein der Thetis gegebenes Versprechen zu erfüllen, und die Griechen in Noth zu bringen, damit sie gezwungen den zürnenden Achill versöhnen und zu ihrer Hülfe herbeirufen sollen, den ὄνειρος, entsendet ihn zu *Agamemnon* und lässt diesem die täuschende Hoffnung eines Sieges vorspiegeln, wodurch die βουλή im zweiten Buche, die Einleituug des Kampfes im dritten und der eigentliche

Beginn desselben im vierten Buche eingeleitet wird; v. 22 ff. vollzieht der ὄνειρος den Befehl. — Il. XXIII, v. 64 ff. erscheint die Seele des *Patroklos* dem schlafenden *Achilles*, um ihn zur Bestattung des Leichnams aufzufordern, welche auch nach grossartiger Vorbereitung in's Werk gesetzt und in demselben Buche beschrieben wird. — Odyss. VI., v. 13 ff.: Athene fordert in Gestalt der Tochter des Dymas die *Nausikaa* auf, sich zum Meeresstrande zu begeben um ihre Gewänder zu waschen. Dort findet sie den Odysseus, welchen sie mit Kleidern versieht, mit Speise und Trank erquickt und zu ihrer Mutter sendet, wo er sich die Aufnahme bei den Phäaken erfleht. — Odyss. XV., v. 9 ff. erscheint Athene dem in Sparta weilenden *Telemach* während des Schlafes, erinnert ihn an die Rückkehr und warnt ihn vor den Nachstellungen der Freier.

Gewissermasen eine Theorie der Träume findet sich Odyss. XIX. v. 562 ff.:

»δοιαὶ γάρ τε πύλαι ἀμενηνῶν εἰσὶν ὀνείρων·
αἱ μὲν γὰρ κεράεσσι τετεύχαται, αἱ δ' ἐλέφαντι·
τῶν οἳ μέν κ' ἔλθωσι διὰ πριστοῦ ἐλέφαντος,
οἵ ῥ' ἐλεφαίρονται, ἔπε' ἀκράαντα φέροντες·
οἳ δὲ διὰ ξεστῶν κεράων ἔλθωσι θύραζε,
οἵ ῥ' ἔτυμα κραίνουσι βροτῶν ὅτε κέν τις ἴδηται«.

Der Annahme, dass diese Theorie aus einem Wortspiele zwischen κέρας (Horn) und κραίνω (vollenden) einerseits, sowie ἔλεφας und ἐλεφαίρομαι andererseits abgeleitet sei, gab schon *Eusthatius* den Vorzug und sie ist bis heutigen Tags die herrschende geblieben, obgleich noch andere Erklärungen auftauchten.

Nachbildungen dieser Mythe finden sich *Horat.* Od. III, 27, 41: »imago Vana quae porta fugiens eburna Somnium ducit?«

*Vergil.* Aen. II. 893 ff.:

»Sunt geminae Somni portae, quarum altera fertur
Cornea, qua veris facilis datur exitus umbris;
Altera candenti perfecta nitens elephanto,
Sed falsa ad caelum mittunt insomnia Manes«.

Vergl. *Plato,* Charmides p. 173.

Ein Traumgott, der später vorkommt, (*Paus.* II. 10. 2) kennt Homer auch Il. II, 6 nicht. (Die Erklärung dieser Stelle giebt *Lucian,* Jup. trag. 40: Ζεὺς — ἐξαπατᾷ τὸν Ἀγαμέμνονα, ὄνειρόν τινα ψευδῆ ἐπιπέμψας ὡς πολλοὶ τῶν Ἀχαιῶν ἀποθάνοιεν.) — Die Wohnung der Träume ist auf dem Wege nach dem Hades jenseits des Okeanos im Reiche der Nacht (Od. XXIV. 11 ff.:

»πὰρ δ' ἴσαν Ὠκεανοῦ τε ῥοὰς καὶ Λευκάδα πέτρην,
ἠδὲ παρ' Ἠελίοιο πύλας καὶ δῆμον ὀνείρων
ἤϊσαν.« — *Vergil* Aen. VI. 282 ff.:

»In medio ramos annosaque brachia pandit
Ulmus opaca, ingens, quam sedem Somnia vulgo
Vana tenere ferunt, foliisque sub omnibus haerent«.

Vergl. auch *Ovid*, metam. XI. 592 ff.), wenn sie sich als göttliche Wesen auch im Olymp aufhalten können. Bei *Hesiod* heissen sie Kinder der Nacht (theog. 211) und wohnen mit ihr im unterirdischen Dunkel

(theog. 748), bei *Euripides* Söhne der Erde, schwarzgeflügelte Genien (Hec. 21); *Ovid* nennt sie Kinder des Schlafgottes und führt aus der unendlichen Zahl derselben die drei hauptsächlichsten an: Morpheus, Ikelos (oder Phobetor) und Phantasos (met. XI, 633 ff.). Nach *Vergil* ist die Wohnung des Schlafes im Tartarus (Aen. VI, 390).

**34)** Von Dichterstellen will ich hier nur noch anführen: *Sophokles*, Electra, v. 408 ff., v. 62 ff. — *Euripides*, Orest. v. 606 ff. Hec., v. 70 ff., 687 f. — *Plautus*, Mil. glor. II, 4. Curcul. II, 2, 10 ff. Rud. III, 1, 6 ff. Merc. II, 1, 5. Die späteren römischen Lustspieldichter gaben die allegorischen Träume auf. — *Ovid*, met. VII, 634 ff. VIII, 824. etc. — *Goethe*, Egmont. Goetz v. Berlich. A. I. — *Schiller*, die Jungfrau von Orléans. I, 2. I, 10. Die Piccolomini I, 3. Wallensteins Tod II, 3. V, 4. Die Braut von Messina (Isabella und ihr Gemahl). — *Gutzkow*, Uriel Acosta, IV, 3. V, 2. — *P. Heyse*, Hans Lange IV, 1.

**35)** Der Inhalt ist folgender: *Basilius*, ein König von Polen, durch einen Traum in der Zeit, wo die Königin guter Hoffnung war, erschreckt, lässt den von ihr geborenen Sohn Siegismund in einen finstern Thurm sperren und streng bewachen; als dieser zum Jüngling herangewachsen, lässt er ihn plötzlich während des Schlafes in den Palast bringen und mit aller Pracht umgeben. (Aehnlich wie der Lord den betrunkenen Kesselflicker in der Einleitung zu *Shakespeare's* »der Widerspenstigen Zähmung«). Da Siegismund sich jedoch sehr unbändig und grausam zeigt, wird er im Schlafe wieder in seinen Thurm zurückgebracht und ihm beim Erwachen gesagt, die Pracht und Herrlichkeit sei nur ein Traumbild gewesen. Bald aber machen ihn die Polen, welche ihn zum Herrscher begehren, frei; der besiegte Vater kniet vor dem Sohne, allein dieser, durch den vermeintlichen Traum gewarnt, hebt ihn auf und zeigt sich mild und weise.

**36)** Inhalt: Ein Jüngling Rustan will, ungeachtet ihm im Hause seines Oheims die Liebe von dessen Tochter winkt, von einem Sclaven aufgemuntert, in die weite Welt ziehen um grosse Thaten zu vollbringen, wird aber durch einen Traum gewarnt und bleibt. — Die Warnung durch den Traum ist also das Hauptmoment in beiden Stücken.

**37)** Vergl. *Goethe*, Wilhelm Meisters Lehrjahre. II, C. 12. VII, C. 1. VIII, C. 9. — *W. Hauff*, Lichtenstein p. 40, 103, 137, 362, 382 ff. — *G. Freytag*, das Nest der Zaunkönige, p. 72, 79, 120. Die Brüder vom deutschen Hause, p. 392. Marcus König, p. 209. — *F. Dahn*, Ein Kampf um Rom 2. Aufl. I, p. 144 f. 320 f. II, p. 48, 189, 207. III, 467 ff. IV. 17 f. — *G. Ebers*, Eine ägyptische Königstochter. 4. Aufl. I, p. 102, 112. II, 33, 159, 181. III, 31 ff., 80 f., 122, 202 (nach *Herodot*, III, 30), 226. Uarda 2. Aufl. I. p. 160, 255. — *B. Auerbach*, Dorfgeschichten. Bd. I, p. 37, 90. Diethelm von Buchenberg p. 283. Edelweiss p. 313. Barfüssele p. 38. Zur guten Stunde. Bd. I, p. 16, 18. IV, p. 54. Neue Dorfgeschichten II, p. 34. Waldfried. II, p. 162. Landhaus am Rhein. I, p. 194. II, p. 91, 136, 138. — *Turgenjew*, drei Begegnungen p. 255—58 u. s. w. — In *Jean Paul's* »Museum« findet sich eine mehr philosophische Abhandlung: »Blicke in die Traumwelt«.

38) *Plato,* apol. p. 22; vergl. auch Menon, p. 99. Jon p. 534 etc. — Andrerseits nennt *Kant* den Traum eine »unwillkürliche Dichtkunst« (Anthropologie, herg. von *Chr. Starke,* Leipz. 1831. p. 163). Die verschiedenen Formen der geistigen Thätigkeiten — die traumhaften Zustände und die Dichtung — haben nicht nur, wie unten zu besprechen sein wird, ähnliche Gesetze in der grossen Freiheit der Gedankencombinationen, sondern sie zeigen auch dieselbe Wirkung. Alles erscheint dem Dichter wie dem Träumenden belebt: der Bach hüpft wie ein Kind am Abhange dahin und plätschert unter Blumen spielend einher, zum Flusse erwachsen wird er kraftvoller und trägt schwere Lasten. In rasendem Toben schwillt das Wasser hoch auf und überfluthet das Land, den Badenden packt es an mit Frost und Krämpfen, mit unerbittlicher Umschlingung hält es sein ertrinkendes Opfer fest. Das aus der Form strömende Erz befreit sich selbst und die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand. Tückisch entrollt der gewälzte Stein;

» . . . . wenn die Kugel los ist aus dem Lauf,
Ist sie kein todtes Werkzeug mehr, sie lebt,
Ein Geist fährt in sie, die Erinnyen
Ergreifen sie, des Frevels Rächerinnen,
Und führen tückisch sie den ärgsten Weg«.

(*Schiller*, Wallensteins Tod. III.). Man redet in der Metapher von einem Menschen, der von Liebe und innigen Wünschen »beseelt« ist oder »begeistert« für Vaterland und Freiheit zu reden und zu kämpfen.

39) *Plato*, Apol. p. 33. Kriton p. 44. Phaedon. p. 60 E., *Xenophon*, Anab. III, 1, 12. IV, 3, 8. VI, 1, 22. Kyrop. VIII, 7, 21.

40) Rep. IX. p. 572. Phileb. p. 20 B. etc. — Das Organ der weissagenden Träume ist die Leber; auf ihrer glatten Oberfläche lässt die Vernunft wie in einem Spiegel schreckhafte oder heitere Bilder erscheinen, vermindert ihre natürliche Süssigkeit und Farbe durch Einführung von Galle oder stellt sie wieder her und schreckt oder beruhigt dadurch den Theil der Seele, der hier seinen Ort hat. (Tim. p. 71).

41) Neben anderen kleinen Aufsätzen mit aufgenommen in die Ausgabe seines grösseren Werkes »De anima« (περὶ ψυχῆς) von *Immanuel Bekker,* Berlin 1829. p. 111—124.

42) L. II, c. 54. § 110: »Quid vero habet auctoritatis furor iste, quem divinum vocatis, ut, quae sapiens non videat, ea videat insanus et is, qui humanos sensus amiserit, divinos assecutus sit?« — Aehnlich sagt *Aristoteles*: »τότε γὰρ θεὸν εἶναι τὸν πέμποντα, πρὸς τῇ ἄλλῃ ἀλογίᾳ, καὶ τὸ μὴ τοῖς βελτίστοις καὶ φρονιμωτάτοις ἀλλὰ τοῖς τυχοῦσι πέμπειν ἄτοπον«. (a. a. O. p. 120). — Wie den Weissagungen in Visionen und Träumen gegenüber, so verhält sich *Cicero* auch skeptisch in Bezug auf die Kunst der haruspices und die bei den Römern mehr als bei den Griechen ausgebildete künstliche Divination überhaupt; ja an einer anderen Stelle (a. a. O. deor. I, c. 26. § 71; vergl. de divin. II. c. 12 f.) bemerkt er geradezu, es erscheine ihm wunderbar, dass der haruspex nicht lachen müsse, wenn er einen Collegen bei der Ausübung seiner Amtsgeschäfte erblicke. Eine ähnliche An-

sicht, welche durch die Lehren des *Panaetius*, der in dieser Beziehung von der Meinung der übrigen Stoiker abwich, und anderer Philosophen hervorgerufen war, — hatten die meisten gebildeten Römer jener Zeit.

**43)** De cura pro mortuis X—XII, epist. CLVIII. — Auch giebt er die landläufigen Begriffe von den Besuchen der Incubi an, die, wie er sagt, durch Zeugnisse von solcher Zahl und solchem Gewicht bestätigt werden, dass es für unverschämt gelten möchte, dieselben zu leugnen; dennoch hütet er sich zu einem positiven Glauben an solche Geister sich zu bekennen. (De civ. Dei XV, 23).

**44)** *G. H. v. Schubert*, die Symbolik des Traumes. Bamberg 1814, in 4. Aufl. nach dem Tode des Verfassers herg. von *Fr. H. Ranke*, Leipzig 1862. — Vergl. auch dessen »Geschichte der Seele«. Tübingen 1830. 4. Aufl. 1847.

**45)** *Burdach*, Die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. Bd. III. — *Purkinje*, »Wachen, Schlaf, Traum und verwandte Zustände« in *Wagner's* Handwörterbuch der Physiologie. Bd. III. Abth. 2. p. 413—480.

**46)** *A. Maury*, Le sommeil et les rêves. Trois. édit. Paris 1865. Vergl. auch desselben Verfassers: De certains faits observés dans les rêves et dans l'état intermédiaire entre la veille et le sommeil. Paris 1857. (April-Heft der Annales médico-psychologiques du système nerveux). Von anderen französischen Autoren sind noch zu nennen: *A. Lemoine*, Du sommeil au point de vue physiologique et psychologique. Paris 1855. — *Maine de Biran*, Nouvelles considérations sur le sommeil, les songes et le somnambulisme. *Jouffroy*, Mélanges philosophiques. Du sommeil. — *Macario*, Du sommeil, des rêves et du somnambulisme dans l'état de santé et de maladie. Paris 1857. — Doch waren mir leider diese Werke ebenso wie die denselben Gegenstand behandelnden zahlreichen englischen Schriften nicht zugänglich.

**47)** *L. v. Strümpell*, Ueber die Natur und Entstehung der Träume. Leipzig 1874. 126 Seiten. Später erschien: *Hildebrand*, der Traum und seine Verwendung für das Leben. Leipzig 1875. Doch hat dies kleine Buch (60 Seiten) keine gute Disposition; die darin aufgestellten Gegensätze, welche sich im Traum finden sollen, sind nur willkürlich angenommen; auch kann ich *Hildebrand* nicht beistimmen, wenn er den Menschen für seine Träume in Betreff ihrer Moralität verantwortlich machen will. Der Vortrag *Siebeck's* über den Traum hingegen, welcher abgedruckt ist in der von *R. Virchow* und *Fr. v. Holtzendorf* herausgegebenen Sammlung gemeinverständlicher Vorträge (Ser. XII. H. 279. Berlin 1877), enthält eine gedrängte (40 Seiten), interessante und dabei populär gehaltene Darstellung der meisten wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Traumes. Ferner behandelten diesen Gegenstand in neuester Zeit noch *C. Binz* in einer kleinen (56 Seiten), mehr die physiologische Seite berücksichtigenden Schrift: »Ueber den Traum«. Bonn 1878. — *Nicolaus Grot*, Snowidienia, kak predmet naucznaho analiza (Die Träume, ein Gegenstand wissenschaftlicher Analyse). Kiew 1878. Diese kleine Schrift enthält nichts Neues. *Grot's* Eintheilung der Träume wird später angeführt werden. —

Das Werk *H. Spitta's*: »Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele« ist im Vorwort schon besprochen worden.

48) Encyclopaedie der philosophischen Wissenschaften. Heidelberg 1817. p. 216. — Die Ansichten seiner Schüler s. in Anmerk. 84.

49) Das Leben des Traumes. Berlin 1861. 374 Seiten. Dieses Buch enthält eine Fülle von Material, welches aus einem jahrelangen fleissigen Sammeln und Beobachten hervorgegangen, und manche treffliche Aperçus; allein die Begeisterung für den Traum ist, wie schon die ersten Sätze im Anfange (»Ich will über die Seele forschen und Entdeckungen machen, so viel ich kann, und ich wag's! Denn mich reizt ihre schöne Gestalt und noch mehr, was dahinter verborgen liegt; und mich reizt überhaupt was verborgen ist, und ich habe eine unaussprechliche Sehnsucht danach«) bekunden, zu gross. Der Gegenstand, welcher *Scherner's* Geist so lange Zeit hauptsächlich in Anspruch genommen, hat zu grosse Bedeutung für ihn erlangt, welche er für den unbefangenen Leser nicht hat. So ergeht sich denn der Verfasser in poetischen Schilderungen der unübertrefflichen, symbolischen Malereien der im Traume erhabenen und weit die des Tages hinter sich lassenden Phantasie. Den ganzen ersten Theil (p. 1—134) füllt diese Schilderung aus, und es finden sich hier wenig Thatsachen, welche nicht im zweiten Theile wiederholt wären. Die Symbolik — von der einzelne Proben zu geben ich später Gelegenheit haben werde — hat *Scherner* bis auf die kleinsten Punkte, wo sie oft an Lächerlichkeit grenzt, durchzuführen versucht. Der Abschnitt über Ahnungs- und Willkürträume ruft »unwillkürlich« die Erinnerung an das Wort Faust's wach:

»D'rum hab ich mich der Magie ergeben,
Ob mir durch Geistes Kraft und Mund
Nicht manch' Geheimniss würde kund«.

50) Die Traum-Phantasie. Stuttg. 1875. Dies Werk enthält trotz seiner 208 Seiten nicht viel Neues; es lehnt sich vollständig an *Scherner's* Lob der symbolischen Phatasie an, und die allzugrosse Begeisterung, welche *Volkelt* an *Scherner* tadelt (p. 182), erfüllt ihn zum Theil selbst. Auch ist die Eintheilung, in Betreff deren er ebenfalls an *Scherner's* Werk Ausstellungen zu machen hat, im wesentlichen diesem entnommen.

51) *W. Wundt*, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Leipzig 1863, Vorrede; vergl. p. 20: ». . . . Erfahrung und denkende Betrachtung machen jede Wissenschaft. Die Erfahrung ist das Frühere, sie liefert die Bausteine, das Denken ist nur der Mörtel, der die Bausteine zusammenkittet. Aber das Gebäude hat den Kitt und die Steine nöthig«.

52) *Weber*, Art. »Tastsinn« in *Wagner's* Handwörterbuch der Physiologie. Bd. III. Abth. 2. — *Fechner*, Elemente der Psycho-Physik. 2 Bde. Leipzig 1860. — *Renz* und *Wolf*, Archiv für physiologische Heilkunde. 1856. — Nach dem psycho-physischen Gesetze entsprechen gleichen relativen Reizzuwüchsen gleiche Empfindungszuwüchse; mit der Intensität der Reize wächst und nimmt ab die Intensität der Empfindungen. Die Zunahme des Reizes, welche eine Zunahme der Empfindung bewirkt,

steht zur ganzen Reizstärke in einem constanten Verhältniss; jeder Lichtreiz muss um $^1/_{100}$, jeder Muskelreiz um $^1/_{17}$, jeder Schall, Druck und Temperaturreiz endlich um $^1/_3$ seiner Stärke wachsen, um einen Empfindungszuwachs zu bewirken. Mathematisch ausgedrückt lautet das Gesetz: die Empfindungen wachsen wie die Logarithmen, wenn die Reize wie die Zahlen zunehmen oder: die Empfindung wächst wie der Logarithmus des Reizes. Die Methoden bei der Auffindung desselben waren folgende:

1) Die Methode der eben merklichen Unterschiede. Sie ist die von *Weber* allein angewandte und bei der Druckempfindung verhältnissmässig am leichtesten auszuführen. Man legt auf die Hautstelle, welche untersucht werden soll, kleine Gewichte, am besten aus Kork oder Hollundermark, und probirt die Grösse des Gewichtes aus, die gerade erforderlich ist, um eine eben merkliche Empfindung zu Stande zu bringen. Aehnlich verfährt man bei den anderen Sinnen.

2) Die Methode der richtigen und falschen Fälle. Sie geht aus der vorigen hervor, wenn man den Reizunterschied so klein nimmt, dass der Unterschied der Empfindung nicht mehr deutlich ist. Dann ist eine Täuschung möglich, indem man bald den schwächeren Reiz für den stärkeren, bald umgekehrt den stärkeren für den schwächeren nimmt. Man bestimmt nun die Grösse des Reizunterschiedes, die unter verschiedenen Umständen, also z. B. bei allmählichem Wachsen der Reizstärke erfordert wird, um dasselbe Verhältniss richtiger und falscher Fälle oder richtiger Fälle zur Totalzahl der Fälle zu erzeugen. Die Grösse der Empfindlichkeit wird der Grösse jenes Reizunterschiedes umgekehrt proportional gesetzt. Die Fälle, wo das Urtheil zweifelhaft bleibt, werden halb den richtigen, halb den falschen Fällen zugezählt.

3) Die Methode der mittleren Fehler. Mit der vorigen von *Fechner* ausgebildet beruht sie darauf, dass man durch Schätzung einen Reiz so lange abstuft, bis er eine Empfindung bewirkt, die nach dem Urtheil einer anderen Empfindung, welche ein Reiz von gegebener Stärke veranlasst, gleich ist. Man begeht dabei im Allgemeinen einen gewissen Fehler, der gefunden wird, wenn man den durch Schätzung herausgegriffenen Reiz mit dem gegebenen Reize vergleicht. Aus einer grossen Zahl der Versuche bestimmt man nun den mittleren Fehler; die Empfindlichkeit für Reizunterschiede ist dann der Grösse des mittleren Fehlers umgekehrt proportional.

Dass das innere Gefühl des Glückes (moralisches Glück) dem Logarithmus der äusseren Güter (physisches Glück) proportional ist — ein Mensch, der 1000 Thaler besitzt und dazu 100 hinzugewinnt, hat dasselbe Glücksgefühl als einer, der 100 Thaler besitzt und 10 dazu gewinnt, — bemerkte zuerst *Daniel Bernoulli* in seinem »Specimen theoriae novae de mensura sortis«, dann *Laplace* in seiner »Théorie analytique des probabilités« p. 187, 432; von letzterem rühren die Bezeichnungen physisches und moralisches Glück (fortune physique et morale) her. *Poisson* erwähnt die daraus sich ergebenden Folgerungen in seinen »Recherches sur la

probabilité«. *Euler* stellte um ein Jahr später, als *Bernoulli* seinen Satz aussprach, die Function für die Abhängigkeit der Empfindung der Tonintervalle von dem Verhältnisse der Schwingungszahlen in seinem »Tentamen novae theoriae« (mus. 1739, p. 73) auf. Später gelangte *Herbart* unabhängig von *Euler* zu derselben Auffassung; *Drobisch* begründete dieselbe in allgemeiner Weise und knüpfte weitere Entwickelungen daran. Die Verknüpfung der Sterngrössen mit den photometrischen Intensitäten der Sterne durch eine Function fanden unabhängig von einander *Steinheil* (1837) und *Pogson* (1856).

53) »Spiel und Verbrauch der lebendigen Kraft im Gehirne zu psychophysischen und in anderen Theilen zu nicht psychophysischen Thätigkeiten bestehen im gewöhnlichen Gange des Lebens thatsächlich zugleich und mit einander. Wir können denken und dabei noch Anderes mit unseren körperlichen Organen treiben, und thun es in der Regel. Jetzt aber soll die Kraft des Denkens gesteigert werden. Sofort sehen wir, wie es, statt lebendige Kraft aus eigener Quelle zur Verstärkung der psychophysischen Thätigkeit, die es zu seiner eigenen Verstärkung braucht, schaffen zu können, solche anderen körperlichen Thätigkeiten raubt, und ohnedem sich nicht verstärken kann. Noch eben war Jemand in einer starken körperlichen Arbeit begriffen, da kommt ihm ein Gedanke, der ihn mehr als gewöhnlich beschäftigt, sofort sinken die Arme und bleiben hängen, so lange der Gedanke und mithin die psychophysische Thätigkeit desselben innerlich stark arbeitet, um ihre äussere Arbeit von Neuem zu beginnen, wenn diese innere nachlässt. Wo war die lebendige Kraft der Armbewegungen auf einmal hin? Sie diente, die Bewegungen im Kopfe anzufachen.

So wie ein intensiver Gedanke nothwendig jede äussere Körperleistung unterbricht, unterbricht umgekehrt ein Sprung jeden Gedankengang. Die lebendige Kraft, welche der Sprung der Beine braucht, entgeht dem Gange der psychophysischen Bewegungen, die das Denken braucht; und der Geist hat weder die Macht, trotz des Verlustes den Gang wie früher fortzusetzen, noch den Verlust aus eigener Machtvollkommenheit zu ersetzen.

Wir können die lebendige Kraft, die für die Willkür disponibel ist, zwar theilen, aber sie hat zu jeder Zeit ihr Maximum, und das kann für eine Art der Beschäftigung nur stattfinden nach Massgabe, als die anderen ruhen. Ganz ebenso, wie wir, um möglichste Kraft in einem Arme zu verwenden, den anderen ruhen lassen müssen, müssen wir alle Theile des Körpers ruhen lassen, um möglichste Kraft im Kopfe zu verwenden, und umgekehrt die Thätigkeit im Kopfe möglichst ruhen lassen, um möglichst kraftvolle Bewegungen mit den Gliedmassen auszuführen. Und so sehen wir den tief Nachdenkenden so still wie möglich sitzen, und Jemand, der läuft, Lasten hebt, nie zugleich in tiefen Gedanken. Es widerspricht sich, geht nicht. . . . .

Dasselbe Verhältniss als zwischen den psychophysischen und nicht psychophysischen Thätigkeiten findet auch zwischen den einzelnen Ge-

bieten der psychophysischen Thätigkeiten statt. In eine äussere Anschauung ganz versunken sein und zugleich tief nachdenken, geht nicht. Zugleich aufmerksam sehen und hören, geht nicht. Um schärfer auf etwas zu reflectiren, müssen wir von Anderem mehr abstrahiren: und wie sich die Aufmerksamkeit theilt, schwächt sie sich für das Einzelne. . . . .

Die lebendige Kraft, die zum Holzhacken verwandt wird, und die lebendige Kraft, die zum Denken, das ist zu den unterliegenden psychophysischen Processen verwandt wird, sind nach Vorigem quantitativ nicht nur vergleichbar, sondern selbst in einander umsetzbar, und hiemit beide Leistungen selbst nach körperlicher Seite durch einen gemeinsamen Massstab messbar. So gut ein gewisses Quantum lebendiger Kraft dazu gehört, ein Scheit Holz zu spalten, eine gegebene Last bis zu gegebener Höhe zu heben, so gut ein gewisses Quantum, einen Gedanken mit gegebener Intensität zu denken: und jene Kraft kann sich in diese wandeln. Diess ist keine Verunehrung des Denkens; seine Würde hängt an der Weise, der Richtung, den Zielen seines Ganges, nicht an dem Masse oder der Unmessbarkeit der körperlichen Bewegung, die es zu seinem Gange braucht; wie die Entdeckungsreise des Columbus dadurch nicht an Werth und Bedeutung verliert, dass die lebendige Kraft des Schiffes, das ihn trug, so gut messbar war, als die eines zufällig geworfenen Steines oder des Windes, und selbst die eine in die andere umsetzbar. Das Körperliche empfängt überhaupt Werth oder Unwerth von dem Geistigen, was damit in Beziehung steht, und kann eben deshalb solchen dem Geistigen weder geben noch nehmen. Gewiss ist, dass ein stiller Gefühls- und Gedankengang grossen Werth haben, und sich doch an so schwache Bewegungen knüpfen kann, dass eine ganz werthlose oder gar keine erhebliche äussere körperliche Leistung damit zu vollziehen wäre, wenn sie in solche umgesetzt werden sollte; aber eben so gewiss bleibt, dass, wenn das Gefühls- und Gedankenleben zu grösserer Intensität gedeihen soll, die unterliegenden körperlichen Bewegungen lebendiger von Statten gehen müssen.

Dabei ist der Abhängigkeitsbezug, in welchem die Intensität der geistigen Thätigkeit von der Grösse der ihr unterliegenden körperlichen steht, nicht minder in umgekehrter Richtung geltend zu machen. So wenig ein Gedanke mit einer gegebenen Intensität gedacht werden kann, ohne dass eine gegebene lebendige Kraft der unterliegenden Bewegung entwickelt wird, so wenig kann sich solche entwickeln, ohne dass der Gedanke mit dieser Intensität gedacht wird. Nicht, dass zu jeder lebendigen Kraft gegebener Grösse auch ein Gedanke von gegebener Intensität gehörte, wohl aber zur lebendigen Kraft eines derartigen körperlichen Ganges, der einen Gedankengang zu tragen vermag« (*Fechner*, Elemente der Psycho-Physik. Bd. I, p. 37 ff., 43 f.).

Der Zufluss der ernährenden Stoffe aus dem Blut kann ab- und zunehmen, aber niemals über eine gewisse Grenze gehen, welche durch die Beschaffenheit des Nerven und die Art seiner Restitution durch die Ernährung nothwendig gegeben ist. Es giebt für den Nerven ein Maximum chemischer Spannkraft, das zur Umwandlung in lebendige Kräfte verfüg-

bar ist, und der Bewegungsvorgang im Nerven, welchen der Reiz auslöst, hat deshalb eine Maximalgrenze, die er nie übertrifft. (Vergl. *Wundt*, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Bd. I — Physiolog. Psychol. p. 283).

54) Treffend sagt *Wundt:* »Der Gedanke entzieht sich unserer sinnlichen Wahrnehmung: wir können das Wort hören, das ihn ausspricht, wir können den Menschen sehen, der ihn gebildet hat, wir können das Gehirn zergliedern, das ihn gedacht hat, aber das Wort, der Mensch, das Gehirn sind nicht der Gedanke. Auch das Blut, das sich im Gehirn bewegt, die chemische Wandlung der Stoffe, die in ihm vor sich geht, die Wärme, die Electricität, die dort frei werden, — Alles das ist kein Gedanke«. — »Indem aber der Naturforscher dergestalt Denken und Hirnverrichtung mit einander identificirte, fehlte er offenbar selbst gegen die erste Regel naturwissenschaftlicher Logik, welche aussagt, dass nur ein Zusammenhang von Erscheinungen, der als nothwendig nachgewiesen werden kann, auch als ursächlich betrachtet werden darf. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen Hirnverrichtung und Gedankenthätigkeit ist noch nicht im Entferntesten dargethan«. Er weist mit Recht darauf hin, dass der moderne Materialismus auch nicht e i n e n nennenswerthen Beitrag positiver Untersuchungsergebnisse geliefert, sondern sich damit begnügt hat, über den Zusammenhang der physischen Vorgänge mit den psychischen Verrichtungen unbegründete Ansichten aufzustellen. (A. a. O. I, p. 16 ff.). — Zu obiger Frage vergl. auch *Du Bois-Reymond,* Die Grenzen der Naturerkenntniss, ein Vortrag. *A. Lange*, Geschichte des Materialismus. 2. Aufl. Iserlohn 1873—75. 2 Bde. *Huschke,* Schädel, Hirn und Seele. Jena 1854; letzterer bezeichnet es geradezu als W a h n s i n n, geistige Functionen aus körperlichen Vorgängen direct abzuleiten. *Tyndall,* Revue des cours scientifiques. 1868—69. *Fick*, Lehrbuch der Anatomie und Physiologie der Sinnesorgane. Lahr 1864. (Er meint, die äussere Vibration der inneren Empfindung gleichzusetzen, heisse: den Schmerz eines Beinbruches aus dem Anblicke aneinanderstossender Waggons deduciren) u. v. A. — Die von *C. Vogt* in seinem Werke »Köhlerglaube und Wissenschaft« ausgesprochene Ansicht, dass die Seele eine Secretion des Gehirns sei, findet sich übrigens schon bei *Cabanis,* Rapport du physique et du moral de l'homme, Paris 1844, p. 138. (Das Gehirn bringt hervor »la sécrétion de la pensée«; der Herausgeber, *L. Peisse,* bemerkt dazu: »Cette phrase est restée célèbre«).

55) Manche scheinen das Problem von den Beziehungen des Körperlichen und Geistigen gerade vermittelst des Satzes von der Erhaltung der Kraft lösen zu wollen. »Man nimmt allgemein an, dass dieses Gesetz des Gleichgewichtes (der Erhaltung der Kraft) alle Lebenserscheinungen und besonders die Muskelzusammenziehung und die Nerventhätigkeit beherrscht. Lässt sie sich nun aber auch auf geistige Erscheinungen anwenden? Sollte hier ein möglicher Uebergang von Nervenzuständen zu solchen des Bewusstseins gegeben sein? Gehören auch die geistigen Kräfte in die Reihe der anderen Kräfte, und sind, wie diese, umsetzbar? Einige

der Zeitgenossen behaupten das. *Bain* z. B. hat Fälle gesammelt und mitgetheilt, aus denen er herleitet: 1) Das Gleichgewicht und die Fähigkeit von Nerven und geistigen Kräften, sich in einander umzuwandeln; 2) das Gleichgewicht oder die Umwandlung der geistigen Kräfte untereinander. So würde es seiner Ansicht nach möglich werden, einerseits einen gegebenen Nervenzustand in einen entsprechenden geistigen, andererseits die drei Hauptformen des geistigen Lebens, Fühlen, Wollen und Denken eine in die andere übergehen zu lassen, und ein Gleichgewicht zwischen ihnen herzustellen, dergestalt, dass ein Bewusstseinszustand die Umwandlung und den Verbrauch einer gewissen Menge von Nervenkraft bedingte, und dass ein Zuwachs an Empfindung nur durch eine Verminderung des Denkens und Wollens möglich wäre, während die Gesammtkraft des lebenden Wesens bei allen diesen Wandlungen dieselbe bliebe. — Die glänzende Auseinandersetzung, die sich in den »First principles« von *Herbert Spencer* (§ 71) findet, führt jeden Vorgang ohne Ausnahme auf das Gesetz der Krafterhaltung oder des Gleichgewichtes der Kräfte zurück. »Jede Vorstellung, jedes Gefühl«, sagt der Verfasser, »erweist sich nur als Ergebniss einer physischen Kraft, welche zu ihrer Erzeugung verbraucht wird, das ist das Prinzip, welches in der Kürze ein Gemeinsatz der Wissenschaft werden wird« (*Ribot*, die Erblichkeit, deutsch v. Dr. *Otto Hotzen*. Leipz. 1876, p. 278 f.).

Dagegen lautet ein bekannter Satz *Du Bois-Reymond's*: »Die mechanische Ursache geht in der mechanischen Wirkung auf«!

56) Bei weniger verbreiteten Entartungen und Erkrankungen einzelner Theile übernehmen andere Partien stellvertretend deren Functionen und man bemerkt keine eigentliche psychische Veränderung und Störung. *Haller* (Elem. phys. IV. p. 338), *Arnemann* (Vers. über das Gehirn und Rückenmark), *Longet* (Anat. et physiol. du syst. nerv. I, p. 669 f.) und Andere sammelten Fälle, wo sogar bei weiterer Verbreitung sich keine geistigen Störungen zeigten. *Diemerbroek* erzählt von einem Mädchen, welchem die ganze rechte Hirnhälfte durch den Fall eines schweren Steines zerstört wurde und bei welchem noch 36 Stunden lang das psychische und das sensorielle Leben sich ungestört zeigte. Einen ähnlichen Fall erzählt *Roloff* von einem Weibe, bei welchem man bei der Section bedeutende Zerstörungen der linken Hirnhälfte fand, während die rechte Hemisphäre ganz normal war; bei diesem Individuum waren die psychischen Functionen nicht im Mindesten getrübt. Bei einer alten Frau, welche an Lungenentzündung starb, fand man die linke Gehirnhälfte vollkommen gesund, die rechte aber fast in allen ihren einzelnen Theilen atrophisch, und dieses Weib hatte nie an der geringsten psychischen Störung gelitten. *Longet* berichtet von einem 29jährigen Manne, dessen geistige Kräfte keine merklichen Abweichungen darboten, ungeachtet die ganze rechte Hemisphäre des grossen Gehirns fehlte. *Neumann* führt einen Fall an, in welchem eine Kugel eine ganze Hemisphäre zerstört hatte, ohne die Besinnung zu rauben. *Abercrombie* berichtet von einer Frau, bei welcher die Hälfte des Gehirns in eine krankhafte Masse aufgelöst

war, und die dennoch, einer Unvollkommenheit des Sehens abgerechnet, alle ihre geistigen Vermögen bis zum letzten Augenblicke behielt, so dass sie noch einige Stunden vor dem Tode einer fröhlichen Gesellschaft in einem befreundeten Hause beiwohnte. Ein Mann, dessen *O'Holloran* erwähnt, erlitt eine solche Verletzung am Kopfe, dass ein grosser Theil der Hirnschale auf der rechten Seite weggenommen werden musste; da eine starke Eiterung eingetreten war, so wurde bei jedem Verbande durch die Oeffnung eine Menge Eiter mit grossen Quantitäten des Gehirns selbst entfernt. So geschah es 17 Tage hindurch, und fast die Hälfte des Gehirns wurde, mit Materie vermischt, auf diese Weise ausgeworfen; dessenungeachtet behielt der Kranke alle seine Geisteskräfte bis zu dem Augenblicke seiner Auflösung, sowie auch während dieses ganzen Krankheitszustandes seine Gemüthsstimmung ununterbrochen ruhig war. — *Sömmering* (Hirn und Nerven, p. 400) sagt, es sei fast kein Theil der Gehirnmasse, den man nicht zuweilen ohne Spur eines Nachtheiles für Leben und Verstand verhärtet, verwundet, vereitert oder gestört gefunden hätte. Ebenso bemerkt *Burdach*, die Erfahrung habe gelehrt, dass es keinen Theil im Gehirn gäbe, dessen Abnormität nicht zuweilen eine Störung der Seelenthätigkeit zur Folge gehabt hätte, aber ebenso auch keine, bei dessen Abnormität die Seelenthätigkeit nicht ungestört geblieben wäre. — Doch ermüden in solchen Fällen von scheinbarer Ungestörtheit der psychischen Functionen die Individuen schneller. *Ferrus* berichtet von einem Generale, der durch eine Verwundung einen grossen Theil des linken Scheitelbeines verloren hatte, was eine beträchtliche Atrophie der linken Hirnhemisphäre nach sich zog, die sich äusserlich durch eine enorme Depression des Schädels kund gab. Dieser General zeigte noch dieselbe Lebhaftigkeit des Geistes, dasselbe richtige Urtheil als früher, konnte sich aber geistigen Beschäftigungen nicht mehr hingeben, ohne sich bald ermüdet zu fühlen. *Longet* sagt bei Mittheilung dieser Erfahrung, er habe einen alten Soldaten gekannt, der sich ganz in demselben Falle befände. *Fechner* bemerkt: »Es verhält sich mit beiden Hirnhemisphären factisch ebenso wie mit zwei Pferden, die vor einen und denselben Wagen gespannt sind. Man kann das eine Pferd ausspannen und der Wagen geht noch in demselben Sinne wie früher fort, nicht minder das andere, und hiernach könnte man meinen, sie seien beide gleich überflüssig für den Gang des Wagens; der Wagen würde auch noch gehen, wenn man beide ausspannt. Aber dann steht er still; und auch während beide am Wagen sind, sind sie nicht blos da, sich für etwaigen Wegfall des andern zu vertreten, sondern auch sich in dem Zuge zu unterstützen; denn spannt man das eine aus, so geht der Wagen träger, oder wenn etwa noch gleich schnell wegen stärkeren Antriebes des einen Pferdes, doch mit minderer Dauer« (a. a. O. II, p. 534; vergl. p. 398).

57) A. a. O. I, p. 5; vergl. II, p. 388. — *Wundt* sagt: »Dies ist das wichtige Endergebniss dieser Untersuchungsreihen, durch das mit einem Mal der Gegensatz zwischen den physischen Vorgängen in den Sinnesorganen und Nerven und dem psychischen Acte der Empfindung aufge-

hoben wird: beide Acte sind mit einander identisch, es kommt nur auf den Ausgangspunkt, den wir nehmen, an, ob die Dinge in der einen oder in der andern Form uns erscheinen. Damit ist der Dualismus des materiellen und psychischen Geschehens bei der Empfindung im Princip aufgehoben. Die Empfindung nur auf eine der beiden Formen zurückführen wollen ist gleich einseitig und gleich falsch. Die Empfindung ist die Identität beider Formen, sie ist ein ihrem Gehalt nach einheitlicher Vorgang, der nur äusserlich, in Rücksicht auf die Methoden der Untersuchung in zwei Formen auseinanderfällt. Die Methoden der Untersuchung beruhen auf den Formen unserer Erkenntniss: die physikalische Untersuchung beginnt mit der sinnlichen Seite der Erscheinungen, die psychologische fängt mit der logischen Zergliederung ihres Zusammenhangs an. Beide Untersuchungsweisen sind so grundverschieden, dass wir niemals weiter gelangen können, als, wie es hier geschehen ist, die Identität des Objectes der Untersuchung zu beweisen. Sobald wir die Untersuchung selber aufnehmen, müssen wir uns der einen oder der andern Methode vertrauen, und da giebt es bestimmte Fälle, wo die erste, bestimmte Fälle, wo die zweite die zulässige ist; zuweilen können wir auch mit Hülfte dieser bis zu einem gewissen Punkt kommen, der uns auf jene hinweist und uns zu ihr nöthigt, wenn wir nicht mitten im Wege stehen bleiben sollen. Aber die Methode ist nicht die Sache. Trotz aller Divergenz der Methoden sind wir zu dem entscheidenden Beweis gelangt, dass die Sache die nämliche ist. . . Der Satz, in welchem die Analyse des Empfindungsprocesses sich abschliesst, ist dieser, dass mechanische und logische Nothwendigkeit nicht dem Wesen, sondern nur der Betrachtungsweise nach verschieden sind. Was uns die psychologische Zergliederung als eine Continuität von Schlüssen hinstellt, das ergiebt sich der physikalischen Zergliederung als eine Continuität von Kraftwirkungen. . . . Mechanismus und Logik sind identisch. Beide sind nur Formen für einen in seinem Wesen gleichartigen Inhalt. Wenn auch unsere Beweisführung sich zunächst nur auf die Empfindungen bezieht, so ist doch jetzt schon einleuchtend, dass sie wahrscheinlich keineswegs auf das Empfindungsgebiet sich beschränken wird, dass dem Princip der Identität des mechanischen und logischen Geschehens wahrscheinlich eine weit allgemeinere Gültigkeit zukommt«.

»Somit sind Denken und Erfahrung nachgewiesen als an sich identische Processe, die nur in der Art, wie wir sie auffassen, aus einander fallen. In dieser Auffassung unterscheiden Denken und Erfahrung sich dadurch, dass das Denken die Erscheinungen und Veränderungen des inneren Lebens, die Erfahrung die Erscheinungen und Veränderungen der objectiven Natur enthält. Sind also Denken und Erfahrung einerlei in ihrem Wesen, so heisst dies: die physischen Erscheinungen, die wir allgemein als räumliche anschauen, und die psychischen Erscheinungen, die wir stets als logische auffassen, sind mit einander identisch. Und so kommen wir denn wieder auf jene Identität des Psychischen und Physischen, die schon in den früheren Unter-

suchungen sich immer als der Schlusspunkt unserer Betrachtungen ergab. Wir haben sie zuerst nachgewiesen im Gebiet der Empfindung, wo es sich zeigte, dass der physische Vorgang im Nerven und das psychische Phänomen der Empfindung einerlei sind; wir wurden dann darauf geführt im Gebiet der Wahrnehmung, wo sich ergab, dass die gesetzmässige Regelung der Reflexe, die zur Wahrnehmung führt, ebensowohl als ein mechanischer wie als ein logischer Vorgang betrachtet werden konnte. Jetzt kommen wir zum dritten Mal zu dem nämlichen Ergebniss in einem Gebiet, wo es sich bereits um die selbständige Unterscheidung des Denkens und der Erfahrung handelt, — eine Unterscheidung, die bereits der Vorstellung und dem Bewusstsein anheimfällt. Bis zu dieser ausgebildeten Stufe psychischer Thätigkeit sind wir vermögend jene innere Einerleiheit des Denkens und Seins, der logischen und mechanischen Nothwendigkeit, zu verfolgen und zu beweisen«.

»Dagegen lässt sich nicht leugnen, dass es metaphysische Grundsätze giebt, die wissenschaftlich, d. h. aus dem Wissen, aus der Erfahrung geschöpft sind. Ein solcher Grundsatz ist nach unserer Darlegung das Princip der Einerleiheit des physischen und psychischen Geschehens. Für jenes gelten die Gesetze der Mechanik, für dieses die Gesetze der Logik, und es lässt sich der Beweis führen, dass beiderlei Gesetze an sich identisch sind, dass die innere Erfahrung als logische Nothwendigkeit auffasst was die äussere als mechanische Nothwendigkeit ansieht«. (Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. Bd. I, p. 199 f., 283. II, 437. — Vergl. zu dem Ganzen auch Anmerk. 141).

58) Auch »das Diviniren ist nur der Form nach verschieden von dem Empfinden des Zeitgeistes, eine krankhafte Steigerung und Caricatur des Genies«. Der Geist bewegt sich wie der Blitz von Anziehungspunkt zu Anziehungspunkt, die leisesten Andeutungen und unzureichendsten Prämissen genügen demselben, um zu einem Schlusse zu gelangen. (*Sprenger* a. a. O. II, p. 238). — Fast jeder geniale Erfinder, von Columbus an bis auf Stephenson, muss eine Zeit durchmachen, in der ihn die »soliden Leute« für einen Projectmacher halten. (*Roscher*) — »Ein jeder nach Principien denkende Mensch denkt gleich dem Irren durch zufällige Associationen, die ein einseitiges Missverhältniss in sein Geistesleben werfen, aber so lange sie in vermittelbarem Einklang mit dem normalen Horizont bleiben, die höchste Blüthe desselben repräsentiren mögen, vielleicht aber auch nur eine trügerische Giftpflanze, und deshalb müssen alle Principien der psychologischen Analyse unterworfen werden. Sind sie zu bekämpfen, so ist Nichts damit gethan, sie zu negiren. Der Irre, dem man seine fixe Idee bestreitet, wird sich um so fester darin verrennen. Man muss auf den elementarsten Gedankenkern in der ganzen Vorstellungsreihe zurückgehen, die krankhafte Richtung in ihrer frühesten Quelle, in dem ersten Momente abnormer Ablenkung aufspüren und sie dort wieder in das richtige Gleis setzen, um damit auch alle Consequenzen in einem solchen Folgen zu sehen. Der Unterschied zwischen einem wirklich Geisteskranken

und dem Genie besteht nur darin, dass sich bei dem Ersteren jener Ansatzpunkt abnormer Störung mit pathologischen Zuständen körperlicher Krankheiten associirt hat und so (wenn überhaupt) nur durch Umstimmung des ganzen Organismus zu heilen ist, während sich bei dem Andern die Associationen in abstracten Gebilden bewegen und so auch durch die Argumente der Sprache allein wieder aufgelöst oder verändert werden können. . . . Salomon de Caus, der Erfinder der Dampfmaschine, starb im Bicêtre 1614; aber obwohl seine Schriften von gesundem Verstande zeugen, mag er nichts destoweniger geisteskrank gewesen sein, als man ihn einsperrte. Die Begeisterung, mit der seine grosse Erfindung ihn ergriff, die innerliche Ueberzeugung ihrer Wichtigkeit und unendliche Tragweite übten einen solch prädominirenden Einfluss auf seinen ganzen Ideenkreis aus, dass sie sich fest und unauflöslich mit bestimmten Ansätzen des körperlichen Allgemeingefühls associirten und indem sie durch den steten Widerspruch und den Spott seiner Zeitgenossen in einem beständigen Zustand der Irritation erhalten wurde, zerrüttend auf das allgemeine Wohlbefinden des Körpers zurückwirken und seine ganze Weltanschauung nach einem specifisch krankhaften Typus umgestalten musste. Hätte er sich durch völlige Kenntniss der psychologischen Denkgesetze zu einer harmonischen Ruhe objectiver Selbstbetrachtung erheben können, so würde er nur um so fester an der Grösse und Wahrheit seiner neuen Idee festgehalten, aber auch zugleich verstanden haben, weshalb sie seiner Zeit unbegreiflich sei, indem er die durch sein specielles Studium auf seine Weltanschauung ausgeübten Modificationen entsprechend berücksichtigt haben würde. . . . Galileï war gleichfalls weiser, als seine Zeit, hatte die heftigsten Verfolgungen seiner Superiorität wegen zu erdulden; aber da er aus dem religiösen Charakter dieser Verfolgungen leicht ihr Warum erklären konnte, blieb er trotz des Zwiespalts mit seiner Umgebung in dem normalen Horizont derselben verharren. . . . Jeder kann die Erfahrung an sich selbst machen, wie vielfach lange mit gleichgültigem Indifferentismus betrachtete Gedanken, wenn sie in einer angeregten Discussion zufällig für die Stütze der Vertheidigung angewendet wurden, plötzlich eine weiter greifende Bedeutung annehmen, und sollten sie sich mit einem schon krankhaft verstimmten Temperament associiren, so können sie leicht als die erste Ursache durch abnorme Operationen weiter verbreiteten Wahnsinns unerschütterlich einwurzeln. . . . Bei jeder aus dem normalen Horizont seiner Gegenwart heraustretenden Denkoperation wird der Forscher leicht an die Schwelle des Wahnsinns geführt, da ihm bei den ausserhalb gebildeten Vorstellungen die prüfende Controle steter Vergleichung fehlt, um keiner derselben einen überwiegenden Werth im Abschätzen der eine Gedankenreihe zusammensetzenden Glieder beizulegen«. (*Bastian*, Der Mensch in der Geschichte. Bd. II, p. 533, 535, 536).

59) Vergl. *Horwicz*, Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. B. II. H. I. p. 172.

60) Vergl. *Lazarus*, Zur Lehre von den Sinnestäuschungen. Zeitschr.

f. Völkerpsych. u. Sprachw., herausg. von *Lazarus* und *Steinthal*. Bd. V, p. 129. — Daraus liesse es sich vielleicht auch ableiten, dass Leute, die weniger abstract zu denken fähig oder gewöhnt sind und alles sich in die Anschauung umsetzen müssen, auch weniger schnell denken, — wie es ja bei allen sogenannten Naturmenschen der Fall zu sein pflegt — mehr Sinnestäuschungen, in welchen sich die Reizung bis zur Peripherie ausdehnt, haben, als cultivirte, schnell und abstract denkende Individuen, sobald letztere nicht krank sind. Es würde zugleich ein Beleg mehr für unsere obige Ansicht sein, dass Sinnestäuschungen etc. in früheren Zeiten eine grössere Rolle gespielt haben als jetzt in unseren cultivirten Zuständen, wo das schnelle und abstracte Denken mehr an der Tagesordnung ist, und viele Gedanken und Ideen daraus hervorgegangen sind, von welchen wir es nicht vermuthen.

61) Ebenso lässt sich das Gesetz des Verhältnisses des Ganzen und seiner Theile zu einander, welches Manche anführen, (vergl. *Spitta* a. a. O. p. 130) unter die genannten unterordnen. Indem man von einem Ganzen einen Theil sich vorstellt, werden durch Associationen der Coexistenz und Succession die Vorstellungen der anderen Theile wachgerufen, so ergänzt sich eine menschliche Hand oder ein Arm zum ganzen Körper u. s. w. Wo überhaupt mehrere Gesetze, wie das der Aehnlichkeit und der Succession, zusammenwirken, ist das Gedächtniss treuer und der Ablauf rascher; einen logisch zusammenhängenden Satz können wir leichter reproduciren als willkürlich zusammengefügte sinnlose Worte. — Contraste treten hauptsächlich da auf, wo die Spannung der Aufmerksamkeit für einzelne Vorstellungen oder für eine bestimmte Form und Richtung der Vorstellungen nachlässt um einem entgegengesetzten Spannungszustande Platz zu machen. Wie beim Individuum, zeigt sich dies auch in der gesammten Menschheit bei der Entwicklung des Staates und der Cultur; dadurch wurde *Hegel* zu der Annahme geführt, dass die Welt durch Gegensätze fortschreite. Wenn eine Idee auf dem Gipfelpunkte steht und unbedingt herrscht, entwickelt sich allmählich die ihr entgegengesetzte, wird stärker und tritt mit grosser Macht hervor, wenn die erste sich erschöpft und ausgelebt hat. — Die Bedeutung der Associationen zeigt sich besonders in der Sprachgeschichte. Als die Australier zum ersten Male ein europäisches Buch sahen, fiel es ihnen auf, dass es wie eine Muschelschale auf- und zuginge, und demgemäss fingen sie an, Bücher »Muscheln« (mūyūm) zu nennen. Die Betrachtung der Dampfmaschine gab im Englischen zu einer ganzen Gruppe von Uebergängen der Wortbedeutungen Veranlassung; die Dampfröhren heissen pipes oder tubes d. h. Pfeifen oder Trompeten; die Ventile nennt man valves, Fallthüren, die Lichtstrahlen beams oder rays, Stangen oder Stäbe; piston und cylinder bedeuten ursprünglich Mörserkeule und Walze. Das lateinische juncus »ein Rohr« wird gemein lateinisch juncata »in einem Rohrkorbe angefertigter Käse«, italienisch giuncata, »Sahnenkäse in einem Binsenkorb«, französisch joncade und englisch junket, beides Zubereitungen der Sahne, und endlich junketting parties »Schmausereien«, wo solche Leckereien gegessen

werden u. s. w. Das deutsche Kummer (kumber) bedeutete ursprünglich alles was hindert, den Weg versperrt, »Schutt«, »Steinhaufen« (franz.: décombres), »Damm«; zweitens von Rechtsverhältnissen »Beschlagnahme« oder »Arrest«, und wurde endlich in das ethische Gebiet übertragen als »Betrübniss«, welche die Folge der ersteren für den Menschen bezeichnet. Beispiele solcher Art von Uebertragungen finden sich in allen Sprachen in grösster Fülle.

62) L. VII. c. 45 f. Ὡς δὲ ὥρα πάντα μὲν τὸν Ἑλλήσποντον ὑπὸ τῶν νεῶν ἀποκεκρυμμένον, πάσας δὲ τὰς ἀκτὰς καὶ τὰ Ἀβυδηνῶν πεδία ἐπίπλεα ἀνθρώπων, ἐνθαῦτα Ξέρξης ἑωυτὸν ἐμακάρισε, μετὰ δὲ τοῦτο ἐδάκρυσε. Μαθὼν δέ μιν' Ἀρτάβανος ὁ πάτρως, ὃς τὸ πρῶτον γνώμην ἀπεδέξατο ἐλευθέρως οὐ συμβουλεύων Ξέρξῃ στρατεύεσθαι ἐπὶ τὴν Ἑλλάδα, οὗτος ὡνὴρ φρασθεὶς Ξέρξεα δακρύσαντα εἴρετο τάδε· Ὦ βασιλεῦ, ὡς πολλὸν ἀλλήλων κεχωρισμένα ἐργάσαο νῦν τε καὶ ὀλίγῳ πρότερον· μακαρίσας γὰρ σεωυτὸν δακρύεις. Ὁ δὲ εἶπε· Ἐσῆλθε γάρ με λογισάμενον κατοικτεῖραι, ὡς βραχὺς εἴη ὁ πᾶς ἀνθρώπινος βίος, εἰ τούτων γε ἐόντων τοσούτων οὐδεὶς ἐς ἑκατοστὸν ἔτος περιέσται.«

63) Ein sehr anziehendes Beispiel davon findet sich bei *B. Auerbach*, Barfüssele p. 176 f. Vergl. auch: »Zur guten Stunde«. Bd. I, p. 31 f. (»*Gellert's* letzte Weihnachten«) und p. 87. (»Die Stiefmutter«).

64) De rer. nat. L. V, v. 1383. — *Plato* spricht ebenfalls von den Stimmungen, welche Schmerz und Freude zugleich in sich enthalten. (Phileb. p. 36—50).

65) Freilich ist es eigentlich kein Nebeneinander, sondern eine zeitliche Folge, da der Eintritt des zweiten Gefühls aber höchst schnell ist, erscheinen beide Gefühle gleichzeitig. (conf. *Nahlowsky*, Gefühlsleben. p. 58). — *Ribot* sagt sogar: »Es giebt im Bewusstsein nur scheinbar gleichzeitige Zustände. Wenn uns manche Bewusstseinszustände gleichzeitig erscheinen (*Hamilton* behauptet, dass wir sieben Vorstellungen auf einmal haben könnten), so rührt dies einfach daher, dass ihre Folge zu rasch ist, als dass wir ihre Unterbrechungen wahrnehmen könnten.« (Die Erblichkeit. Deutsch v. Dr. *Otto Hotzen*. Leipzig 1876. p. 263. Vergl. auch *Siebeck*, Das Wesen der ästhetischen Anschauung. Berlin 1875. p. 30).

66) Ich folge hier der Terminologie von *Wundt*, welcher unter Perception den Eintritt einer Vorstellung in das Bewusstsein überhaupt, unter Apperception die Erfassung derselben durch die Aufmerksamkeit versteht (vergl. Physiol. Psychologie p. 718). *Leibnitz*, der den Begriff der Apperception in die Philosophie einführte, versteht darunter den Eintritt der Perception in das Selbstbewusstsein (Op. phil. ed. *Erdmann* p. 715). Nach *Herbart* besteht in der Verschmelzung einer Vorstellungsmasse mit einer anderen oder in der Aneignung der einen Masse durch die andern das Wesen der Apperception. (Vergl. auch *Siebeck*, a. a. O. p. 31). Doch ist dabei die spontane Thätigkeit nicht genug berücksichtigt.

67) Ich meine damit nicht, dass man mit ihrer Hülfe alle psychischen Processe, z. B. das l o g i s c h e Denken zu erklären vermöge, sondern dazu gehört die spontane Thätigkeit der Seele, — welche ich unter der activen

Apperception begreife und als einen Hauptfactor der psychischen Mechanik angeführt habe. Jedoch bilden sie insofern das Wesen der Seele, als sie in dem psychischen Leben der niederen und niedrigsten Form — soweit diese unserer Beobachtung zugänglich ist — bis hinauf zu den höchsten sich vorfinden. In letzteren erleichtern sie die höheren Thätigkeiten, und wo die Spontaneität der Seele mehr und mehr schwindet und die Seele gleichsam in eine niedere Form sinkt, üben sie gerade ihre Herrschaft. — *J. Stuart Mill* setzt die Gesetze der Association in Bezug auf ihre Wichtigkeit für die Psychologie dem der Gravitation für die Astronomie an die Seite. (conf. *Ribot,* La psychologie anglaise contemporaine. Deux. éd. Paris 1875. p. 125 u. p. 424). Die Entwicklung der Lehre von den Ideenassociationen von *Plato* bis auf *Hume* und *Gerard* stellt dar *Hissmann,* Geschichte der Lehre von der Association der Ideen (abgedr. in der »Geschichte des menschlichen Verstandes« von *Fr. Flögel.* Breslau 1776). *Hume,* der gewöhnlich als eigentlicher Begründer der Lehre in dem Zustande, wie sie jetzt besteht, angesehen wird, gibt drei Gesetze an: 1) Aehnlichkeit, 2) Verbindung in Zeit und Raum, 3) Ursache und Wirkung. Weiter fortgesetzt wurden seine psychologischen Untersuchungen besonders von *Thom. Brown, James Mill, J. Stuart Mill, Al. Bain* (the senses and the intellect. London 1855) und *H. Spencer* (Principles of psychology. 1855).

68) Vergl. *Binz*, Ueber den Traum. Bonn 1878. p. 13—22. *Hagen* a. a. O. p. 155 ff.

69) *W. Preyer,* Die fünf Sinne des Menschen. Leipzig 1870. p. 66.

70) *M. Perty*, Die mystischen Erscheinungen in der menschlichen Natur, 2. Aufl. Leipz. u. Heidelb. 1872. B. I, p. 90. — Andere narkotische Mittel der Naturvölker sind schon im ersten Capitel erwähnt worden.

71) Vergl. *Tylor,* a. a. O. II, p. 412 ff. — *Sprenger,* II, p. 265.

72) Vergl. die Zauberei und Geständnisse des Sicilianers in Schillers Geisterseher und das »böse Räucherwerk« in den Ceremonien des sicilianischen Priesters bei *Benvenuto Cellini.* (Lebensbeschreib. von *Goethe,* B. II. C. 1).

73) *Perty,* a. a. O. I, p. 92.

74) Vergl. *Ribot,* Die Erblichkeit. Deutsch von Dr. *O. Hotzen.* Leipzig 1876. p. 145 f.

75) *W. Wundt,* Physiol. Psychologie p. 191 u. 647.

76) Physiologische Anregungen, welche die psychischen begleiten und die Reizbarkeit zur Reizung werden lassen, sind wohl immer vorhanden, nur dass sie schwach und deshalb oft nicht bemerkbar sind. Ein lebhafter Pulsschlag kann wohl lebhafte Detonationen im Ohr u. s. w. hervorrufen.

77) *H. Meyer,* Untersuchungen über die Physiologie der Nervenfaser. Tübingen 1843. p. 56 f.

78) Zeitschr. f. Völkerpsych. u. Sprachw. Bd. V, p. 118 ff.

**79)** Vergl. das Gedicht »Die Erwartung« von *Schiller*

»Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Stille! Was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken
Aus dem Busch den Vogel auf.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ist's, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Seh' ich nichts Weisses dort schimmern?
Glänzt's nicht wie seid'nes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand«.
. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

**80)** A. a. O. p. 126 f.

**81)** *Griesinger*, Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. 2. Aufl. Stuttg. 1861. p. 106.

**82)** Museum p. 329. Die meisten Gespenstererscheinungen sind ohne Stimme und die Gespensterklänge ohne Gestalt. Nur *Swedenborg* sah und hörte zugleich seine »Empfindbilder« etc.

**83)** *Griesinger*, p. 106.

**84)** In der *Hegel*'schen Schule ist der Traum ein Naturact der Seele, eine Reaction des Geistes gegen die Natur innerhalb derselben, eine unmittelbare Synthese von Schlaf und Wachen, in welcher der Geist, weil schlafend, ohne wirkliche Subjectivität dennoch eine scheinbare Objectivität vor sich hat (vergl. *Erdmann*, Grundriss der Psychologie. 4. Aufl. Leipzig 1862. § 29, p. 19 f. — *Rosenkranz*, Psychologie. p. 117 f.). — Die Ansichten der Schellingianer sind schon erwähnt worden. Eine ähnliche äusserst dunkle Mystik finden wir auch bei *Lebenheim*, (Versuch einer Physiologie des Schlafes. Leipzig 1823. B. II, p. 188): »Wenn nun auch die Richtung des Schlafes, als Leiden, den ganzen Menschen, mithin auch seinen unsterblichen Geist erfasst; so geschieht dieses für den Geist nur insofern, als er für sein irdisches Dasein mit der Leiblichkeit eins geworden ist, deren Sünde ihn dem Gesetze unterwirft (!). Wie sich dieses aber an dem Stoffe vollstreckt, und die Leiblichkeit in Nacht versinkt: da wird die höhere Natur des Geistes wieder ihrer ursprüng-

lichen Freiheit theilhaftig, und in der Busse des Leidens, worin der Gerechtigkeit Genüge geschieht und der Leib dahingegeben ist zur Sühne (!), ersteht, ein Vorbild künftigen Erstehens, die erlöste Person, indem das All sein Leib ist. Dieses innere Erwachen zum Allleben ist das Träumen, und jeder, der uns mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, wird mit uns darin übereinstimmen, dass aller Schlaf ein magnetischer ist, worin das All das Individuum versetzt«.

*Schopenhauer* nennt den Traum eine Reaction des Gehirns gegen die Einwirkungen des sympathischen Nerven (Parerg. I, p. 249); *Pfaff:* ein Wachen der Seele bei schlafendem Körper (a. a. O. p. 3). — *Kohlschütter* bemerkt: »Nun sind wir berechtigt, auch die Träume als Erscheinungen einer stellenweis und partiell inmitten der allgemeinen Verlangsamung der Hirncirculation auftretenden, mehr der wachen ähnlichen Modification derselben anzusehen«. (Zeitschr. f. rationale Med. III. R. B. 34. p. 46). *Binz*, der in Ansammlung von Ermüdungsstoffen die Ursache des Schlafes erblickt, sagt: »Immer geringer werden die in dem Gehirneiweiss aufgehäuften Ermüdungsstoffe, immer mehr von ihnen wird weiter zerlegt oder von dem rastlos treibenden Blutstrom fortgespült. Da und dort leuchten schon einzelne Zellenhaufen wach geworden hervor, während rings umher noch alles in Erstarrung ruht. Es tritt nun die isolirte Arbeit der Einzelgruppen vor unser umnebeltes Bewusstsein, und zu ihr fehlt die Controle anderer, der Association vorstehender Gehirntheile. Darum fügen die geschaffenen Bilder, welche nicht den materiellen Eindrücken naheliegender Vergangenheit entsprechen, sich wild und regellos an einander. Immer grösser wird die Zahl der freiwerdenden Gehirnzellen, immer geringer die Unvernunft des Träumens« etc. (a. a. O. p. 43). *A. Maury* sagt: »Le rêve tient à ce que certaines parties de l'encéphale et des appareils sensoriaux restent éveillées par suite d'une surexcitation qui s'oppose à l'engourdissement complet«. (Le sommeil et les rêves, Paris 1861. p. 424. Vergl. *Binz* p. 9).

*Herbart* bezeichnet den Traum als »ein allmähliches partielles und zugleich sehr anomalisches Wachen« (Psychol. II. § 160. p. 420). *Spitta* fasst, indem er den Tiefschlaf davon ausschliesst, den Begriff des Traumes etwas enger als wir und sagt: »Der Traum besteht in der unwillkürlichen, ins Bewusstsein tretenden, nach aussen gerichteten Projection einer Reihe von Vorstellungsgebilden der Seele während des Schlafs, wodurch dieselben den Schein objectiver Realität für den Schlafenden erhalten (a. a. O. p. 111). — Vergl. hierzu auch *L. Macnish,* Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus d. Engl. Leipzig 1835. p. 1 u. p. 31. *Greiner*, Der Traum und das fieberhafte Irresein. Altenb. u. Leipz. 1817. p. 113 etc.

85) *Schleiermacher*, Psychologie, herg. von *George*, Sämmtl. Werke. Abth. III. B. VI. p. 392.

86) Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie B. XVI. p. 417.

87) Vergl. *Burdach*, a. a. O. III, p. 460 ff. und 515 ff. »Der einfachen Periodicität unsers Planeten entspricht der Wechsel von Schlaf

und Wachen; der doppelten Periodicität des Wasser- und Luftmeeres entspricht ein zweimaliger Wechsel im Blutsystem« (p. 515 etc

88) *Heubel* brachte bei Fröschen in gewöhnlicher und hängender Stellung durch sorgfältige Fernhaltung von Eindrücken Schlaf hervor und sucht zu zeigen, dass auch bei Vögeln Fernhaltung von Eindrücken, besonders von Licht und Schall, Schlaf hervorbringe. (»Ueber die Abhängigkeit des wachen Gehirnzustandes von äusseren Erregungen«. Arch. f. d. ges. Physiol. B. XIV. p. 158—210). *A. Strümpell* berichtet von einem Kranken, welcher im Jahre 1876 in die medicinische Klinik von Leipzig aufgenommen wurde. Demselben mangelten alle Sinnes- und Muskelempfindungen und nur durch das rechte Auge und das linke Ohr stand er noch mit der Aussenwelt in Verbindung. Schloss man ihm diese Sinne auch ab, so schlief der Kranke binnen Kurzem ein; man erweckte ihn durch Rufe in's linke Ohr oder durch einen auf das rechte Auge wirkenden Lichtstrahl, während alles Schütteln u. s. w. vergeblich war. (Arch. f. d. ges. Physiol. B. XV, p. 573 f.).

89) *Macnish*, Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus d. Engl. Leipz. 1835. p. 11.

90) A. a. O. III. p. 481. *Spitta* sagt: »Der Schlaf findet im Gemüth seinen stärksten, einflussreichsten Gegner, es genügt ein geringer Grad der Irritation desselben, um ihn zu verscheuchen. Wir können in Gedanken grosse Pläne verarbeiten, mit der Lösung wichtiger Probleme beschäftigt sein, — Alles dies wird uns, sobald das Gemüth davon unberührt bleibt, nicht hindern, zur gewohnten Zeit die Ruhe des Schlafs zu suchen und zu finden« (p. 68; vergl. p. 46: »Was die psychischen Einschläferungsmittel anbetrifft, so concentriren sich dieselben hauptsächlich auf die Entfernung aller das Gemüth in irgend welcher Weise aufregenden Eindrücke«).

91) Element. physiol. IV. 301.

92) Vergl. *Fechner*, Elemente der Psychophysik. B. II, p. 449.

93) *Wagner*'s Handwörterb. d. Physiol. B. III. Abth. II. p. 423. — *Ennemoser* schrieb der Einstellung des Krankenlagers in den Meridian eine therapeutische Wirkung zu (vergl. *J. Michelet*, Anthropologie und Psychologie. Berlin 1840. p. 188). — Jetzt sind solche Ansichten einer mystischen Naturphilosophie veraltet.

94) *Braid* brachte durch anhaltendes Fixiren der Augen Schlaf hervor; später wurden die Versuche von *Démarquay* und *Giraud-Teulon* in Frankreich aufgenommen. — »Es giebt bekanntlich eine bei kürzeren Operationen in letzter Zeit vielfach angewandte Anästhesirungsmethode. Dieselbe besteht darin, dass der Patient einen Gegenstand, den man ihm auf ca. 15 Ctm. Entfernung vorhält, scharf fixiren muss, wobei er gleichzeitig rasch und tief respirirt. Nach etwa zwei Minuten schwindet das Bewusstsein und der Kranke schläft«. (*Fr. Siemens*, »Zur Lehre vom epileptischen Schlaf und vom Schlaf überhaupt«. Arch. f. Psychiatrie und Nervenkrankheiten Bd. IX, H. 1. p. 79).

95) De somn. c. 3. (a. a. O. p. 108): »διὸ μάλιστα γίνονται ὕπνοι ἀπὸ τῆς τροφῆς· ἀθρόον γὰρ πολὺ τότε ὑγρὸν καὶ τὸ σωματῶδες ἀναφέρεται. ἱστάμενον μὲν οὖν βαρύνει καὶ ποιεῖ νυστάζειν· ὅταν δὲ ῥέψῃ κάτω καὶ ἀντιστρέψαν ἀπώσῃ τὸ θερμὸν, τότε γίνεται ὁ ὕπνος καὶ τὸ ζῷον καθεύδει. σημεῖον δὲ τούτων καὶ τὰ ὑπνωτικά. πάντα γὰρ καρηβαρίαν ποιεῖ, καὶ τὰ ποτὰ καὶ τὰ βρωτά, μήκων, μανδραγόρας, οἶνος, αἶραι. καὶ καταφερόμενοι καὶ νυστάζοντες τοῦτο δοκοῦσι πάσχειν, καὶ ἀδυνατοῦσιν αἴρειν τὴν κεφαλὴν καὶ τὰ βλέφαρα. καὶ μετὰ τὰ σῖτα μάλιστα τοιοῦτος ὁ ὕπνος· πολλὴ γὰρ ἡ ἀπὸ τῶν σιτίων ἀναθυμίασις. ἔτι δ' ἐκ κόπων ἐνίων· ὁ μὲν γὰρ κόπος συντηκτικὸν, τὸ δὲ σύντηγμα γίνεται ὥσπερ τροφὴ ἄπεπτος, ἂν μὴ ψυχρὸν ᾖ. καὶ νόσοι δέ τινες ταὐτὸ τοῦτο ποιοῦσιν«.

96) Ueber die Ursache des Schlafes. Stuttg. 1877. p. 23. — Vergl. auch *Mendel*, die Milchsäure als Schlafmittel (Deutsch. medicin. Wochenschrift vom 29. Apr. 1876. p. 193). Letzterer kommt zu dem Resultat, dass Natriumlactat sich bei Agrypnien, wie sie im Verlauf von allgemein schwächenden Krankheitszuständen, häufig auch in der Reconvalescenz von schweren Erkrankungen auftreten, dann zur Beruhigung von Geisteskranken in besonders ängstlich erregten Formen und zur Beseitigung gewisser psychischer Krankheiten empfehle. — *N. Jerusalimsky*, Ueber die hypnotische Wirkung der Milchsäure und des milchsauren Natrons (Petersburg. medic. Wochenschr. No. 11. 1876). — *C. Laufenauer*, Die Milchsäure als Schlafmittel (Pesther medic. chirurg. Presse v. 30. Juli 1876. p. 526—530).

97) *Loth. Meyer*, Zur schlafmachenden Wirkung des Natrum lacticum (Arch. f. pathol. Anatomie. 66. p. 120—125). — *Erler*, Zur schlafmachenden Wirkung des Natrum lacticum (Med. Centralblatt 1876. p. 658—660). *Fr. Fischer*, Zur Frage der hypnotischen Wirkung der Milchsäure (Zeitschrift f. Psychiatrie. B. 33. p. 720—727).

98) Vergl. *Burdach*. III. p. 484.

99) Museum p. 331.

100) Vergl. d. Anhang.

101) Physiol. Psychologie. p. 189.

102) Zeitschr. f. rationale Medicin. R. III. B. 34. p. 43 ff.

103) Nach *Wundt* ist die Zahl der Athmung bei Erwachsenen 16—24, also im Durchschnitt 20 in der Minute; in Extremen schwankt sie nach *Hutchinson* zwischen 9 und 40, und bei Neugebornen zwischen 23 und 70. *Quételet* fand für die verschiedenen Lebensalter folgende Zahlen:

| | Maxim. | Minim. | Mittel | | Maxim. | Minim. | Mittel |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Neugeb. | 70 | 23 | 44 | 20—25 J. | 24 | 14 | 18,7 |
| 5 Jahre | 32 | — | 26 | 25—30 J. | 21 | 15 | 16 |
| 15—20 J. | 24 | 16 | 20 | 30—50 J. | 23 | 11 | 18,1 |

Vergl. *Wundt*, Physiologie des Menschen. 3. Aufl. Erlangen 1873. p. 356. — *O. Funke*, Physiologie. 4. Aufl. Leipzig 1863. I. p. 431.

104) *A. J. Testa*, Bemerkungen über die periodischen Veränderungen im gesunden und krankhaften Zustande des menschlichen Körpers. Aus d. Lat. Leipzig 1790. p. 311. — Vergl. *Burdach* III. p. 521.

105) *Kohlschütter*, Zeitschr. f. ration. Med. R. III. B. 17. p. 217.

106) Die Lage ist im Schlaf nicht ohne Einfluss auf die Respiration; nach *Smith* ist das inspirirte Luftquantum im Liegen = 1, in aufrechter Stellung aber = 1,33. (*Wundt*, Physiol. d. Menschen p. 379). — Nachdem in neuerer Zeit *Mosso* bereits Beobachtungen über die Volumsveränderung des Armes während des Schlafes machte, stellte Dr. *v. Basch* ausführliche Untersuchungen an. (Die volumetrische Bestimmung des Blutdrucks am Menschen. Wien 1876). Er fand ein deutliches Absinken des Volumens, welches bei dem ersten Versuchsindividuum, einem 15jährigen Knaben, während des Einschlafens, bei dem zweiten, einem 60jährigen Manne, mit dem Beginne des Schlafes eintrat. Das Absinken dauerte in allen Fällen nicht länger als eine Minute, dann traten, wie *Basch* durch Versuche an 30 Individuen — welche sich in horizontaler, ruhiger, zwangloser Lage von einer Decke geschützt, also unter gleichmässiger Temperatur im Bette befanden — erfuhr, wieder die durch frühere Beobachtungen schon bekannten Schwankungen während der Körperruhe ein. Die durch diese Schwankungen gezeichneten Curven stellen langgestreckte, ungleichmässige Wellen dar, in welchen sich ein rhythmisches An- und Abschwellen des Armes, also eine Veränderung des Blutlaufs ausspricht.

107) *Burdach* p. 516 f. Der Einfluss der Lage macht sich hier nicht minder wie bei der Respiration geltend. *Knox* giebt an, dass die Frequenz beim Uebergang aus der liegenden in die aufrechte Stellung des Morgens um 20, des Mittags um 13 und des Abends um 6 Schläge in der Minute beschleunigt wurde (ibid. p. 521).

108) Vergl. *Brandis*, Pathologie oder Lehre von den Affecten des lebendigen Organismus. 2. Aufl. Kopenh. 1815. p. 549.

109) *Wundt*, Physiologie. p. 454. — *Davy, Gierse* und *Hallmann* fanden das Minimum um Mitternacht, *Felix von Bärensprung* (Untersuchungen über die Temperaturverhältnisse des Foetus und des erwachsenen Menschen im gesunden und kranken Zustande. Arch. f. Anat. Physiol. etc. von *J. Müller*. Jahrg. 1851. p. 126—175) um 4 Uhr Nachts; am Morgen schnell steigend erreicht sie nach Angabe des Letzteren das Maximum um 11 Uhr. Nachdem sie etwas gesunken, steigt sie wieder und hat um 6—7 Uhr ein zweites Maximum, worauf sie wiederum sinkt. *Bärensprung* bemerkte, dass die Temperatur des Nachts sank, auch wenn man nicht schlief und dass sogar die Aufnahme der Nahrungsmittel keine Aenderung hervorrief. Er hält die Undulationen also für typische, welche durch veränderte Lebensweise nur modificirt, aber nicht aufgehoben werden könnten (p. 164). —

*Rud. Lichtenfels* und *Rud. Fröhlich* (Beobachtungen über die Gesetze des Ganges der Pulsfrequenz und Körperwärme in den normalen Zuständen, sowie unter dem Einflusse bestimmter Ursachen. Denkschr. d. k. Akad. d. Wissensch. z. Wien. Mathemat.-naturwissensch. Classe. B. III.

Abth. 2. 1852) fanden den Stand des Pulses vor der Nahrungsaufnahme und 5—6 Stunden nach derselben gleich. Sie nehmen an, dass der Zusammenhang zwischen Puls und Körperwärme kein unmittelbarer, sondern durch gleiche Ursachen bedingt sei. Das Maximum für die Körperwärme fiel 1—2 Stunden später als das Maximum der Pulsfrequenz, ebenso trat das Sinken später ein (p. 127).

**110)** Abhandl. d. k. Schwed. Acad. d. Wissensch. A. d. Schwed. von *Kästner*. Bd. 30. p. 198 und Bd. 31. p. 75 ff.

**111)** *Burdach* III. p. 519. — *Wundt*, Physiologie. p. 418. — *Purkinje* a. a. O. p. 429: »Die Speichelsecretion ist schon wegen der eintretenden Ruhe der Kau- und Sprechorgane und wegen Mangel an Reizen, aber auch, und hauptsächlich, wegen geringerem Erregungszustande der Drüsen, verringert. Auffallend ist die Verringerung der Thränensecretion, die schon während der Schläfrigkeit die Augen trocken macht und mit zum Bedürfniss ihrer Schliessung beiträgt. Diese Trockenheit wird sehr lästig, wenn wir gegen den Schlaf ankämpfen müssen, wo dann eine Anfeuchtung der Augen oder der Gebrauch eines Thränen erregenden Reizmittels, z. B. Schnupftabak, nicht wenig hilft. Auch die Secretion der Nasenschleimhaut und der Schleimdrüsen am Gaumen und Schlunde, und so im ganzen tractus intestinalis, ist im Schlafe vermindert«.

**112)** *Helmholtz* fand für die einzelnen Factoren im Verbrauch der Wärme folgende Zahlen: Strahlung und Verdunstung durch die Haut 77,5%; Erwärmung der Ingesta 2,6%; Erwärmung der Athmungsluft 5,2%; Lungenverdunstung 14,7%. (Vergl. Wundt, Physiologie p. 462).

**113)** *C. Reil* (Ueber die Ausdünstung und die Wärmeentwickelung zur Tages- und Nachtzeit. Arch. f. d. Physiol. v. *Meckel*. Bd. VII. p. 359—395) fand, dass die Ausdünstung im Durchschnitt in jeder Nachtstunde 1 Unze, in jeder Tagesstunde dagegen 1 Unze 7 Drachmen betrage. Nach *Lining* (ibid. p. 376) ist das Verhältniss der Ausdünstung in der Nacht zu der am Tage im März wie 1 : 1,11. April 1 : 1,27. Mai 1 : 1,54. Juni 1 : 1,63. Juli 1 : 2,15. August 1 : 2,11. September 1 : 2,04. October 1 : 1,05. November 1 : 1,07. December 1 : 1,47. Januar 1 : 1,37. Februar 1 : 1,38. Das jährliche Verhältniss war also 1 : 1,51. — *J. Keill* erhielt bei seinen Beobachtungen ähnliche Resultate (ib. p. 362). Das jährliche Verhältniss war 12,168 : 18,804, also 1 : 1,54. — *Martin* (Abhandl. d. k. Schwed. Acad. d. Wissensch., herg. v. *Kästner*. Bd. 40. p. 197) fand folgende Mittelzahlen der Ausdünstung:

| | In einer Nachtstunde | | In einer Tagesstunde | |
|---|---|---|---|---|
| Januar | $1\frac{1}{8}$ | Unze | 2 | Unzen |
| Februar | $1\frac{3}{8}$ | » | $2\frac{1}{4}$ | » |
| März | $1\frac{1}{4}$ | » | 2 | » |
| April | $1\frac{1}{2}$ | » | $2\frac{1}{8}$ | » |
| Mai | 2 | » | $2\frac{1}{8}$ | » |
| Juni | $2\frac{1}{4}$ | » | 2 | » |
| Juli | $2\frac{1}{8}$ | » | $2\frac{3}{8}$ | » |

| In einer Nachtstunde | | In einer Tagesstunde |
|---|---|---|
| August | $2^3/_8$ Unze | $2^5/_8$ Unzen |
| September | $1^3/_4$ » | 2 » |
| October | $1^1/_2$ » | $2^1/_8$ » |
| November | $1^1/_8$ » | $1^7/_8$ » |
| December | $1^1/_4$ » | 2 » |

*Vict. Weyrich* sagt: »Wir finden, dass die Perspiration hier (etwa 5 oder 6 Uhr Morgens) den niedrigsten Stand unter denjenigen einnimmt, welche überhaupt im Laufe der Tagescurve vorkommen. — Derselbe beträgt ungefähr 20—25% unter dem Mittelwerthe, welcher im vorliegenden Falle 3,51 Mm. Hg. Spannung beträgt. — Zur Nacht, beim Schlafengehen, war der Stand der Perspiration (nach 12 Uhr Mitternacht) um Weniges über dem Mittel. Man kann also die Herabsetzung, welche die Function während einer sechsstündigen Nachtruhe erleidet p.p., auf ein Viertel der ganzen Leistung veranschlagen«. (Die unmerkliche Wasserverdunstung der menschlichen Haut. Leipzig 1862. p. 224. — Vergl. auch p. 185 f., 188 f., 248 f. etc.).

**114)** Es enthält eine grosse Menge hoch zusammengesetzter Stoffe, die eine gewaltige Menge von Spannkräften repräsentiren (Lecithin = $C_{44}H_{90}NPO_9$ = Distearylglycerinphosphorsäure + Trimethyloxäthylammoniumhydroxyd (Neurin), Cerebrin = $C_{37}H_{33}NO_3$, Cholesterin = $C_{26}H_{44}O$ u. s. w.); gleichsam wie bei einer Lawine führt ein kleiner Anstoss die Auslösung dieses grossen Vorrathes potentieller in actuelle Energie herbei.

**115)** *Hegel*, Encyclopaedie der philosophischen Wissenschaften. Heidelberg 1817. p. 213 ff. — *Erdmann*, Psychologische Briefe. 4. Aufl. Leipzig 1868. p. 113 f. Vgl. auch: Grundriss d. Psychologie. 4. Aufl. Leipzig 1862. p. 19. — *C. G. Carus*, Psyche, zur Entwicklungsgeschichte der Seele. 2. Aufl. Pforzheim 1860. p. 233 etc.

**116)** Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Halle 1872. I. p. 243.

**117)** Vergl. *Wundt*, Physiol. Psychol. p. 707. — *L. A. Koch*, Vom Bewusstsein in Zuständen sogenannter Bewusstlosigkeit. Stuttg. 1877. p. 13.

**118)** Physiol. Psychol. p. 790; vergl. p. 712: »So lange eine früher gehabte Vorstellung nicht reproducirt wird, also unbewusst bleibt, ist sie als eine Disposition vorhanden, welche auf einer physiologischen Disposition in den Centraltheilen beruht, früher stattgehabte Erregungsvorgänge bei gegebenen Anlässen zu erneuern. Den zur Reproduction bereit liegenden unbewussten Vorstellungen ein wirkliches inneres Dasein, abgesehen von jener physiologischen Disposition, zuzuschreiben, ist durch nichts gefordert und hat bei der enormen Zahl von Vorstellungen, die man in einer Seele und in einem Centralorgan neben einander annehmen müsste, nicht die geringste Wahrscheinlichkeit«.

**119)** Aehnlich äussert sich *Ribot*, der freilich auch das Selbstbewusstsein als höchste Form mit unter den Begriff des Bewusstseins subsumirt: »Das Bewusstsein wächst und nimmt ab, aber seine fortgesetzte Abnahme erreicht niemals Null; denn was wir das Unbewusste

nennen, ist nur ein Minimum von Bewusstsein«. (Die Erblichkeit. Deutsch v. Dr. *O. Hotzen* Leipzig 1876. p. 255).

»Einer der ersten, die ein unbewusstes Bewusstsein gelehrt haben, ist wohl *Thomas von Aquin.* Später sprach *Leibnitz* von »perceptiones sine apperceptione seu conscientia», »perceptiones insensibiles«, und *Kant* folgte seinem Vorgange. In neuester Zeit aber findet die Lehre von unbewussten psychischen Phänomenen zahlreiche Vertreter, und zwar in Männern, die sonst nicht gerade verwandten Richtungen angehören. So sagt der ältere *Mill,* es gebe Empfindungen, deren wir uns aus gewohnter Unachtsamkeit nicht bewusst werden. *Hamilton* lehrt, dass die Kette unserer Ideen oft nur durch unbewusste Mittelglieder verbunden sei. Ebenso glaubt *Lewes,* dass viele psychische Acte ohne Bewusstsein stattfinden. *Maudsley* macht die, wie er glaubt, sicher erwiesene Thatsache unbewusster Seelenthätigkeit zu einem der Hauptgründe für seine psychologische Methode. *Herbart* lehrt Vorstellungen, deren man sich nicht bewusst sei, und *Beneke* glaubt, nur diejenigen, welche ein höheres Mass von Intensität besitzen, seien von Bewusstsein begleitet. Auch *Fechner* sagt, die Psychologie könne von unbewussten Empfindungen und Vorstellungen nicht Umgang nehmen. *Wundt,* (in seinen Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele; in Betreff seiner physiol. Psychologie vergl. oben), *Helmholtz, Zöllner* u. A. behaupten, dass es unbewusste Schlüsse gebe. *Ulrici* sucht durch gehäufte Argumente darzuthun, dass sowohl Empfindungen als auch andere psychische Acte, wie Liebe und Sehnsucht, oft unbewusst geübt würden. Und *v. Hartmann* hat eine ganze »Philosophie des Unbewussten« ausgearbeitet«. (*Brentano,* Psychologie vom empirischen Standpunkte. Leipzig 1874. Bd. I, p. 134). — »Für die Ableitung der unbewussten Vorstellungen aus bewussten sprechen sich insbesondere *Cl. Perault* und *Stahl* aus, von denen jener das Aufhören des Bewusstseins aus einer Art von Abstumpfung durch Angewöhnung, dieser aus einer Ueberdeckung der ex ratione — Seelenthätigkeit durch die ex ratiocinatione erklärte. Für *Cudworth* war die Apriorität des Unbewussten ein nothwendiges Correlat für das Angeborensein der Ideen, während *Malebranche* die ursprüngliche Bewusstlosigkeit so vieler Vorstellungen aus der Unmöglichkeit ihrer gleichzeitigen Apperception deducirte. . . . Für die Kantische Schule enthielt der Begriff der unbewussten Vorstellung einen inneren Widerspruch, weil »die Vorstellung, die nichts und die nicht vorstellt, keine Vorstellung sein kann«, wobei sie sich freilich wieder für den Gedanken »unbewusster« Veränderungen im Gemüthe freien Raum erhielt. *Kant* selbst giebt die Möglichkeit eines mittelbaren Bewusstseins von Vorstellungen, die des unmittelbaren Bewusstseins verlustig geworden, zu, seine »dunklen Vorstellungen« aber sind so ziemlich Leibnitzen's schwache Vorstellungen. . . . Der neuere Spiritualismus fand an der Wiederaufnahme der unbewussten Vorstellungen ein besonderes Interesse, weil sie ihm jene Form darbot, in der sich die organisch-vitalen Functionen der Seele vollziehen. In diesem Sinne bezeichnete *C. G. Carus* die Ableitung des bewussten Seelenlebens aus dem unbewussten als einen der Fundamentalsätze der neueren Psychologie. . . . . Auch in der englischen Psychologie der Gegenwart bildet

die Frage nach der Zulässigkeit unbewusster Vorstellungen den Gegenstand einer lebhaft geführten Controverse. Während nämlich *W. Hamilton* für dieselbe das oft seltsame Vertreten latenter Vorstellungen unter abnormen Einflüssen und die Zusammensetzung bewusster Gesammtvorstellungen aus unbewussten Elementen geltend machte, opponirte ihm Namens der »Associationspsychologie« insbesondere *St. Mill*, der hierbei unwillkürlich auf Lockes oben citirte, von der Schottischen Schule oft wiederholte Formel zurückkam (eine Empfindung oder Idee haben, heisst: deren Bewusstsein haben) und unbewusste Vorstellungen nur im Sinne unbewusster Modificationen des Nerven gelten liess. *Morell* knüpfte wieder an *Hamilton* an und modificirte die Hypothese der unbewussten Vorstellungen, namentlich mit Rücksicht auf den Instinct, in einer Weise, die ihn in die unmittelbare Nähe der oben erwähnten spiritualistischen Theorien der neueren deutschen Psychologie brachte. An *Morell* schloss sich im Wesentlichen *Murphy* an, indem auch er das Gebiet der unbewussten Vorstellungen hauptsächlich auf das der organischen Vorgänge beschränkte, während *Lewes* das Unbewusstbleiben mancher Empfindungen lediglich aus deren Schwäche und deren Unvermögen, Associationen anzuregen, erklärte. Fassen wir der Uebersicht wegen die verschiedenen Ansichten über das Wesen der unbewussten Vorstellungen zusammen, so ergeben sich demnach folgende vier Hauptgruppen: unbedingte Verwerfung der unbewussten Vorstellung (*Reinhold*), Anerkennung unbewusster Vorstellungen neben bewussten (*J. H. Fichte*), Ableitung der bewussten Vorstellungen aus unbewussten (*Beneke*), der unbewussten aus bewussten (*Herbart*)«. *Volkmann*, Lehrbuch der Psychologie. 2. Aufl. Cöthen 1875. Bd. I, p. 174, 175, 176). — In neuerer Zeit hat man die Entstehung der Sinneswahrnehmungen auf unbewusste Schlussprocesse zurückgeführt, und *Wundt* suchte in seinen Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele diese Betrachtungsweise auf das ganze Gebiet der inneren Beobachtung auszudehnen. Dagegen wollten *Stumpf, Brentano* u. A. die unbewussten Vorstellungen aus der Psychologie beseitigen. *Brentano* stützt sich dabei auf *Lotze, A. Bain, H. Spencer* und *J. St. Mill*, welche, wie er sagt, eine unbewusste Vorstellung ebenfalls nicht anerkennen. Man habe nachzuweisen versucht, dass gewisse in der Erfahrung gegebene Thatsachen die Annahme eines unbewussten psychischen Phänomens als ihre Ursache verlangen, jedoch seien die Leistungen des Genies, welche *Maudsley* anführe (Physiol. und Pathol. der Seele, deutsch von *Böhm*. p. 17 f., 32 ff.; vergl. auch *E. v. Hartmann*, Phil. d. Unbewussten. 7. Aufl. I. p. 238, *J. C. Fischer*, Das Bewusstsein. Leipzig. 1874. C. 6), nicht genugsam gesicherte Thatsachen, da geniale Denker höchst selten sich zeigten; wo man bei *Hartmann* die Gesetze für die unbewussten psychischen Phänomene erwarten sollte, seien diese nicht zu finden. *Hamilton's* Annahme unbewusster Vorstellungen als Mittelglieder in der Erinnerung bei der Erneuerung eines früheren Gedankenzuges, welche oft im Bewusstsein ganz übersprungen würden (vergl. auch *Ew. Hering*, Das Gedächtniss als eine allgemeine Function der organisirten Materie. Vortr. geh. in d. K. Acad. d. Wissenschaften am 30. Mai 1870. 2. Aufl. Wien 1876. p. 10), sei nicht als ein-

zig mögliche Erklärungsweise erwiesen. Wenn *Maudsley* auf die Träume hinweise, in welchen Vorstellungen emportauchen, die uns unbekannt erscheinen, *Ulrici* anführe, dass wir oft in der Zerstreuung Jemanden anhören ohne zu wissen was er sagt, bei späterer Sammlung aber uns seiner Worte erinnern, so sei alles dies bewusst gewesen, meint *Brentano*, nur hätte sich bei dem zweiten Auftreten eine gewisse Association und andere Seelenthätigkeiten, wie Affecte, angeknüpft, welche früher mangelten. »Auch von Gefühlen der Zuneigung und Liebe sagt man wohl manchmal, dass man, nachdem man sie lange schon gehegt, sich ihrer plötzlich bewusst werde. Die Wahrheit ist, dass man sich jedes einzelnen Actes bewusst war, als man ihn übte, dass man aber nicht in einer Weise darüber reflectirte, welche die Gleichartigkeit der Seelenerscheinung mit denjenigen, welche man gemeinsam mit diesem Namen zu bezeichnen pflegt, erkennen liess« (a. a. O. p. 150). *Helmholtz* berichtet ferner, dass er nicht selten an den sogenannten Nachbildern Einzelheiten bemerkte, die er beim Sehen des Gegenstandes nicht wahrgenommen habe (Physiol. Optik p. 337), *Brentano* begegnete dasselbe; aber einestheils kann nach seiner Meinung das Phänomen früher bewusst gewesen und wieder vergessen worden sein, anderntheils ist nicht die frühere Empfindung, sondern der Fortbestand des früheren physischen Reizes Ursache des Nachbildes; wenn dieser früher wegen psychischer Hindernisse nicht zur Empfindung führte, so kann er es jetzt thun, u. s. w. — Brentano kommt zu dem Resultat: es giebt keine unbewusste Vorstellung (p. 180).

Hiergegen bemerkt *A. Lange*, dass man bei solchen Erörterungen sich nicht auf *Lotze* stützen dürfe, denn dieser nehme ausdrücklich an, dass die Vorstellungen mit Hirnfunctionen verbunden seien, welche sich, ohne selbst Bewusstsein zu erregen, an unserem Gedankenlauf betheiligten (Med. Psych. § 409 f.), und *Brentano* irre, wenn er glaube, mit bewusst gewesenen aber wieder vergessenen Vorstellungen auszukommen; *Lange* will die Annahme einer unbewussten Production beim Genie aufrecht erhalten wissen (Geschichte des Materialismus. 2. Aufl. II. Iserlohn 1875. p. 447; vergl. p. 401).

120) *Th. Fechner*, Elemente der Psycho-Physik II, p. 523.

121) Mikrokosm. 2. Aufl. Leipzig 1869. Bd. II, p. 379; vergl. auch Medicinische Psychol. Leipzig 1852. p. 518.

122) Das Leben des Traumes. Berlin 1861. p. 38 u. 102. — p. 98.

123) A. a. O, p. 104 etc.

124) *Schubert*, Symbolik des Traumes. 4. Aufl. Leipzig 1862. p. 6, 10, 19, 78—95.

125) A. a. O. p. 24 u. 25.

126) Museum p. 358.

127) Traité des facultés de l'âme. Deux. éd. Paris 1865. I, p. 476.

128) Vergl. *Fechner's* Centralblatt für Anthropologie und Naturwissenschaften. 1853, p. 774 f. — p. 43 ff. Solche Fälle von ungewöhnlicher

Erinnerung zeigen sich besonders in Zuständen grosser Erregung. — In Bezug auf die unbedeutendsten Details mag freilich eine psychische Selbsttäuschung vorliegen, wie sie oft vorkommt. Man glaubt, alle Einzelheiten geträumt zu haben, während man die Lücken, die der Traum wirklich darbot, in der späteren Erinnerung unwillkürlich ausfüllt.

129) *E. Kohlschütter*, Messungen der Festigkeit des Schlafes. Zeitschr. f. ration. Medic. herg. von *Henle* und *Pfeufer*. 3. Reihe. B. 17. p. 209—253. Von dem gegen Fechner geäusserten Gedanken, dass sich die Tiefe des Schlafs wohl durch verschiedene Intensität von Schalleindrücken messen lasse, ausgehend, machte er an Leipziger Studirenden hierauf bezügliche Experimente. Er wandte dazu an den von Fechner construirten Schallpendel, einen Pendelhammer, den man aus verschiedenen, an einem Gradbogen abzulesenden Elevationen kann herabfallen lassen, und der den Schall durch sein Anschlagen gegen eine dicke Schieferplatte erregt; derselbe wurde auf einen Tisch neben den Schlafenden gestellt und das Licht so gerichtet, dass seine Strahlen gehindert waren, direct auf den Schläfer zu fallen, wodurch der Schlafraum während der ganzen Dauer des Schlafes gleichmässig erhellt und die absolute Festigkeit desselben zwar etwas herabgesetzt, der Gang der Vertiefung resp. Verflachung aber nicht alterirt wurde, wie es bei einem plötzlich eintretenden Lichtstrahl geschehen wäre. Ebenso konnten auch die Schallwellen mit den von den Zimmerwänden zurückgeworfenen nicht interferiren, bevor sie das Ohr des Schlafenden getroffen. Den letzteren behielt man nun genau im Auge und liess alle halbe Stunden Schläge von verschiedener Intensität auf ihn wirken. Als Criterium des wirklichen Erwachtseins hatte man vorher ausgemacht, dass der Betreffende ein bestimmtes Wort aussprechen sollte; zugleich gebrauchte Kohlschütter die Vorsicht, erst 6 Schläge von gleicher Intensität wirken zu lassen, ehe er zu der höheren fortschritt, damit, wenn der Schläfer den ersten vernommen, aber nicht im Stande wäre, darauf zu reagiren, wie es uns bei den meisten Eindrücken im Schlafe geschieht, er durch die folgenden Schläge der gleichen Intensität dazu vermocht würde. Die zahlreichen, streng discutirten und notirten Beobachtungen ergaben im wesentlichen übereinstimmende Resultate.

130) *Kohlschütter* fand als Resultat seiner Beobachtungen, dass »der Schlaf anfangs rasch, dann langsamer sich vertieft, innerhalb der ersten Stunde nach dem Einschlafen seine Maximaltiefe erreicht, von da an anfangs rasch, dann langsamer und langsamer sich verflacht und mehrere Stunden vor dem Erwachen merklich unverändert eine sehr geringe Festigkeit behält«. — Bei leichter Alkoholintoxication zeigte sich derselbe Gang der Vertiefung und Verflachung, aber eine beträchtliche Herabsetzung der absoluten Tiefe und der Dauer des Schlafes (p. 244).

131) Pathologie oder Lehre von den Affecten des lebendigen Organismus. 2. Aufl. Kopenh. 1815. p. 567.

132) Vergl. *Faust's* Monolog nach seinem Spaziergange mit Wagner:
»Verlassen hab' ich Feld und Auen,
Die eine tiefe Nacht bedeckt,

Mit ahnungsvollem, heil'gem Grauen
In uns die bessre Seele weckt.
Entschlafen sind nun wilde Triebe
Mit jedem ungestümen Thun;
Es reget sich die Menschenliebe,
Die Liebe Gottes regt sich nun« etc.

133) Ein merkwürdiges Beispiel solcher religiösen schwärmerischen Liebe, die sich selbst über ihren wahren Ursprung, die Sinnlichkeit, täuschte, theilt *Moreau de Tours* in seiner Psychologie morbide V, p. 269—277 mit. Vergl. *Ribot,* Die Erblichkeit. Deutsch v. Dr. *O. Hotzen.* Leipz. 1876. p. 288 ff. — Die junge Person berichtete von sich selbst: »Als ich mich niederlegte, dehnte ein solches Aufschwellen alle meine Organe aus, dass ich dadurch ganz betäubt und schwach wurde. Ich küsste ganz leise, wie ein geschlagenes Hündchen, die Hand meines Meisters, und dann sah ich, wie meine Gewohnheit in jeder gefährlichen Lage ist, diesen theuren Meister mit einem glühenden Blick voll Liebe und Vertrauen an . . . Bei meinem Morgengebete pflegte ich die Betrachtungen des heiligen *François de Sales* über das »Lied der Lieder« zu überdenken. In einer Nacht also fühlte ich mich bei vollem Wachen schwebend in höchsten Wonnen und erwartete mit einer Art von Schrecken, was der Herr zu mir sagen würde. Nun sah ich ihn leibhaftig und geradeso, wie er in dem »Liede der Lieder« dargestellt ist . . . er legte sich neben mich, legte seine Füsse auf meine Füsse, kreuzte seine Hände mit meinen Händen, erweiterte seine stechende Krone und wand sie um unserer Beider Häupter; dann aber, während er mich lebendig die Schmerzen seiner Dornen und seiner Nägelmale mitfühlen liess, drückte er seine Lippen auf die meinigen, gab mir den göttlichsten Kuss eines göttlichen Gatten und blies meinem Munde einen so entzückenden Hauch ein, dass dieser, mein ganzes Wesen mit erfrischender Kraft durchströmend, es durch ein unvergleichliches Wonneleben entzückend, ihm Alles ohne Rückhalt zu eigen gewann«. Bei den ersten Worten denkt man unwillkürlich an *Plato's* Schilderung der Geschlechtsliebe: »ὁ δὲ ἀρτιτελὴς, ὁ τῶν τότε πολυθεάμων, ὅταν θεοειδὲς πρόσωπον ἴδῃ κάλλος εὖ μεμιμημένον ἤ τινα σώματος ἰδέαν, πρῶτον μὲν ἔφριξε καί τι τῶν τότε ὑπῆλθεν αὐτὸν δειμάτων, εἶτα προσορῶν ὡς θεὸν σέβεται, καὶ εἰ μὴ δεδιείη τὴν τῆς σφόδρα μανίας δόξαν, θύοι ἂν ὡς ἀγάλματι καὶ θεῷ τοῖς παιδικοῖς. ἰδόντα δὲ αὐτὸν οἷον ἐκ τῆς φρίκης μεταβολή τε καὶ ἱδρὼς καὶ θερμότης ἀήθης λαμβάνει«. (Phaedr. p. 251). — »Wo ist der Menschenkenner und Bräutigam«, sagt *Bogumil Goltz* an einer Stelle (Zur Characteristik und Naturgesch. der Frauen. p. 279), »der aus einem Paar blitzender, junger Mädchenaugen, oder aus solchen, die im Dufte einer augenblicklichen Herzensrührung schwimmen, den sinnlichen Untergrund und das ordinäre Princip herausfindet, welches in einem Augenblick ganz wohl ein poetisches und seelisches sein kann«. — Eine von allen sinnlichen Grundlagen getrennte, rein geistige Liebe möchte schwerlich aufzufinden sein. Sie ist zwar von der Begierde des Thieres weit verschieden, da sie mehr psychische Elemente

— das Gefühl des Schönen, der Zuneigung, des Mitgefühls, der Bewunderung, der Lust am Hingeben, der Eigenliebe, der Freude am Besitze und der Freiheit — enthält, entbehrt aber trotzdem nicht ganz die körperliche Grundlage.

134) *W. Sander* macht in einem Aufsatze »Ueber die Beziehungen der Augen zum wachenden und schlafenden Zustande des Gehirns und über ihre Veränderungen bei Krankheiten« (Archiv f. Psychiatrie u. Nervenkrankheiten, redig. von *C. Westphal.* Bd. IX, H. 1, p. 129—146) darauf aufmerksam, dass dies nur vom Einschlafen, nicht vom Schlafe selbst gilt, wie man früher fast allgemein annahm. — Besonders hervorstechend ist die Enge der Pupillen während des Schlafes. »Die Pupillen erscheinen bei ruhigem und tiefem Schlafe kaum stecknadelkopfgross und noch kleiner. Natürlich variirt die Grösse der Pupillen in engen Grenzen je nach der Tiefe des Schlafes.

Jeder Reiz, welcher den Schlafenden trifft, führt, namentlich ein sensibler oder acustischer, wenn er sich innerhalb gewisser, nach der Individualität und der Schlaftiefe verschiedener, Grenzen hält und den Schlaf nur verflacht, aber nicht vollständig unterbricht, zu einer entsprechenden Erweiterung der Pupille, die ziemlich schnell vor sich geht, aber nur langsam wieder zurückgeht, wenn der Schlaf wieder tiefer wird. Eine solche vorübergehende Erweiterung kann schon durch das Aufheben des Lides bewirkt werden, so dass man die Pupille nicht gleich von der gewöhnlichen Enge findet, sondern eine Zeit lang warten muss, bis dieselbe sich einstellt. Wirkt ein stärkerer Reiz ein, z. B. durch lautes Anrufen, so dass der Schläfer erwacht, dann erweitert sich die Pupille in ganz bedeutender Weise, so dass nur ein schmaler Saum der Iris übrig bleibt; nur langsam verengt sie sich wieder und zwar jetzt nach dem Erwachen bis zu der der Beleuchtung entsprechenden Grösse. Es ist dies ein ganz überraschender Anblick, wenn man bei heller Beleuchtung, welche man auf den Schlafenden fallen lässt, die Pupillen sich so stark erweitern sieht. Wenn man sich bei einzelnen Personen mit den Bewegungen vertraut gemacht hat, welche sie machen, wenn man sie im Schlafe mehr oder weniger stört, ohne sie ganz zu erwecken, so kann man sich leicht überzeugen, wie genau die Erweiterung der Pupille dem Grade des Erwachens folgt, wenn man sich so ausdrücken darf, und ebenso lässt sich leicht beobachten, dass die Pupille ihre maximale Weite so lange beibehält, bis der Erwachte seine Gedanken wieder gesammelt hat und vollständig zu sich gekommen ist«.

»Oeffnet man das Auge, nachdem der Schlaf schon etwas länger angedauert hat, so bemerkt man, dass die Cornea den spiegelnden Glanz, der ihr während des Wachens eigen, verloren hat. Ursache davon ist, dass sie mit einer zähen, schleimigen Flüssigkeit bedeckt ist, welche sich in geringerer Menge auch auf der Sklera findet. In einzelnen Fällen ist damit eine stärkere Anfüllung und dadurch scheinbare Vermehrung der venösen Gefässe der Bindehaut verbunden. Diese Injection der Conjunctiva bulbi im Schlaf erwähnt auch *J. B. Langlet* (nach einem Referat im

Archiv. génér. 1872. Nov. p. 640) und schliesst daraus, wenn auch mit Unrecht, auf einen congestiven Zustand des Gehirns während des Schlafes. Was jene Schleimschicht anlangt, so kann man wohl an eine blosse mechanische Eindickung der an der vorderen Fläche des Auges abgesonderten Flüssigkeiten, wie man dies in andern Fällen thut, um so weniger denken, als ja bei den geschlossenen Lidern eine Verdunstung des Wassers nicht so leicht wie bei geöffneten stattfinden kann. Vielmehr ist es mir wahrscheinlich (und es wird dies später noch mehr einleuchten), dass es sich in der That um eine veränderte Secretion handelt, welche den schlafenden Zustand des Gehirns begleitet. Es bieten sich in dieser Beziehung zwei Möglichkeiten: die hierbei in Betracht kommenden Drüsen, nämlich die beiden Thränendrüsen und die im Fornix der Bindehaut enthaltenen zahlreichen kleinen Drüsen, deren physiologische Thätigkeit durchaus noch nicht genau bekannt ist, können je nach der vom Gehirn ausgehenden Innervation abwechselnd und ein verschiedenes Secret absondern, oder sie secerniren gemeinschaftlich, können aber entsprechend ihr Secret ändern, gerade so, wie dies bekanntlich bei den Speicheldrüsen je nach der Innervation bekannt ist. Gerade diese Analogie wird uns der letzteren Annahme geneigter machen, wenn auch eine massgebende Entscheidung nur durch das Experiment möglich sein dürfte. Wie aber auch die Erklärung ausfallen möge, die Thatsache, dass überhaupt während des Schlafes an der Vorderfläche des Bulbus eine anders beschaffene Flüssigkeit sich befindet, als im Wachen, wird einer aufmerksamen Beobachtung nicht entgehen. Diese schleimige Schicht auf der Cornea trägt wesentlich, wenn auch nicht allein, dazu bei, dass wir das Auge beim Schlafenden und unter ähnlichen Verhältnissen als »erloschen«, d. h. des Glanzes ermangelnd bezeichnen. So haben wir also als Unterschiede in der Erscheinung des schlafenden Auges gegenüber dem wachenden, die Enge der Pupille und die veränderte Beschaffenheit der bedeckenden Flüssigkeit; es lässt sich ohne Weiteres hinzufügen, dass das obere Augenlid, was wir allerdings nur beim Einschlafen sehen, sich senkt, die Lidspalte kleiner wird und sich ganz schliesst, dass der Bulbus zurücksinkt und auch wohl in seiner Spannung nachzulassen scheint«. (p. 133 f., 135 f.). — Eine Abhandlung: »Ueber das Verhalten der Pupillen während des Schlafes nebst Bemerkungen zur Innervation der Iris« veröffentlichten auch *Rählmann* und *Witkowsky* im Archiv für Anatomie und Physiologie (1878, p. 109).

135) *Joh. Müller,* Phantastische Gesichtserscheinungen. Coblenz 1826. — *Gruithuisen,* Anthropologie. München 1810 u. Beiträge zur Physiognosie und Heautognosie. 1812. — *Purkinje,* Beiträge zur Kenntniss des subjectiven Sehens, dann: Beobachtungen und Versuche zur Physiologie der Sinne. 2 Bde. Berlin 1823—26.

136) Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen, bei der Besprechung von *Purkinje's* Schrift: Ueber das Sehen in subjectiver Hinsicht. Ausg. d. Werke v. *Prochaska.* B. VI, p. 664.

137) Des hallucinations. 3te éd. p. 26.

138) Ausg. d. Werke v. *Prochaska.* III, p. 176.

139) *Fechner*, Elemente der Psycho-Physik. II, p. 476. — *Jean Paul*, Museum p. 325.

140) *Purkinje* a. a. O. p. 420 und 444.

141) Ich verwahre mich hier gegen den etwaigen Vorwurf, dass ich veraltete Ansichten mystischer Naturphilosophie wieder aufwärme. Die besonnensten Empiriker der Jetztzeit weisen auf die Parallelität der physischen und psychischen Processe hin und viele scheinen zu der spinozistischen Auffassung hinzuneigen, dass die Gesetze, unter welchen die materielle Natur und das Denken steht, im Grunde dieselben sind.

So reden die neueren englischen Psychologen nicht nur von einer chemischen d. h. experimentellen Methode der Wissenschaft, sondern auch von einer Chemie des Geistes bei der Gedankenverbindung. — *J. Stuart Mill*, System der deductiven und inductiven Logik. Deutsch v. *Schiel.* 2. Aufl. B. II, p. 461 etc. — *Ribot*, La psychologie anglaise contemporaine. p. 126. — Die Erblichkeit. Deutsch v. Dr. *Otto Hotzen.* Leipzig 1876. p. 232: ». . . . Die Gesetze des Seelenlebens entsprechen bald denjenigen der Mechanik, bald denen der Chemie, ja es ist wahrscheinlich dass die weitaus grössere Zahl denjenigen der Chemie gleichen«. p. 347: »Am Ende ist zwischen beiden Gegensätzen, dem einen, nach welchem Denken die wesentliche und die Natur eine abgeleitete Causalität ist, und dem anderen, der in der Natur die wesentliche und im Denken eine abgeleitete Causalität sieht, doch eine Versöhnung möglich, wenn man die Identität des Mechanismus und der Logik, der Vernunft in der Natur und der Vernunft im Denken annehmen will«. Vergl. p. 281: ». . . . Das Leibliche ist das Seelische von Aussen angesehen und das Seelische ist das Leibliche von Innen angesehen. Der Unterschied zwischen Seele und Leib ist subjectiv und nicht objectiv, er erstreckt sich nicht auf beider Wesen, sondern auf die verschiedene Art, wie sie unserer Kenntniss zugänglich werden. Die Physik ist dahin gekommen, den Unterschied von Wärme, Licht und Ton nur darin zu erkennen, dass sie von verschiedenen Sinnen empfunden werden, sodass also der Unterschied in uns selbst begründet liegt. Die Seelenkunde muss zu der Erkenntniss gelangen, dass leiblich und geistig nur darum uns unähnlich erscheinen, weil das eine durch die äusseren Sinne unter der Bedingung von Raum und Zeit, das andere durch den inneren Sinn unter der Bedingung der Zeit wahrgenommen wird, dergestalt, dass der Unterschied nur in uns liegt. Auf diese Weise würde das Absolute in seiner bedingungslosen Gestalt durchaus ausserhalb des Bereiches unserer Grenzen bleiben, und die bedingten Erscheinungen, durch welche es sich unserer Erfahrung enthüllt, stünden nur durch eine Täuschung unseres Vorstellens in einem scheinbaren Gegensatze zu einander«. Vergl. hierzu auch *Fechner*, Elemente der Psycho-Physik. Bd. I, p. 2 f. — *Wundt*, Vorlesungen über Menschen- und Thierseele. Bd. I, p. 199, Bd. II, p. 437. — Als ich mich mit der Physiologie

des Schlafes beschäftigte, und die experimentell festgestellten Thatsachen über den Gang der Vertiefung und Verflachung des Schlafes mit denen bezüglich der Veränderung organischer Functionen zusammenstellte, als ich ferner erkannte, dass jede Erkrankung des Gehirns, insofern nicht eine andere Partie für die erkrankte stellvertretend functionire, eine geistige Störung und umgekehrt begleite — trat mir der durchgängige Parallelismus recht klar vor Augen, und immer mehr befestigte sich bei mir die noch auf viele andere Thatsachen gestützte Ansicht, dass Seele und Leib nur zwei verschiedene Erscheinungs- oder Betrachtungsweisen einer und derselben Substanz seien.

**142)** »προμελέτησις« auch »τὰ μικρὰ τοῦ θανάτου μυστήρια«. — Bei *Homer* ist der Schlaf ein Bruder des Todes. Il. XIV. v. 231:

»ἔνθ' ὕπνῳ ξύμβλητο κασιγνήτῳ θανάτοιο«.

XVI. v. 671 f.: »πέμπε δέ μιν πομποῖσιν ἅμα κραιπνοῖσι φέρεσθαι
ὕπνῳ καὶ θανάτῳ διδυμάοσιν«.

Od. XIII. v. 79 f.:

»καὶ τῷ νήδυμος ὕπνος ἐπὶ βλεφάροισιν ἔπιπτεν,
νήγρετος, ἥδιστος, θανάτῳ ἄγχιστα ἐοικώς.

Nach *Hesiod* sind das Brüderpaar Schlaf und Tod Kinder der Nacht und wohnen mit ihr im unterirdischen Dunkel. Theog. v. 748. — Vergil. Aen. IV. v. 244:

»Dat somnos adimitque et lumina morte resignat«.

Plato apol. p. 40. — Cicero de senect. 80. — *Napoleon* soll einst von Corvisart verlangt haben, dass er ihm den Unterschied zwischen Schlaf und Tod angäbe und dann die Frage selbst beantwortet haben indem er sagte, der Schlaf sei die Aufhebung derjenigen Kräfte, welche von unserem Willen abhängig sind, der Tod dagegen aller Kräfte, auch derjenigen, welche nicht von unserem Willen abhängig sind. Vergl. *Jan*, der Schlaf. Würzburg 1836. p. 31). — Anders äussert sich *Fr. Fischer*: »Der Schlaf ist der Moment des vollsten körperlichen Lebens und somit der gerade Gegensatz des Todes, nicht aber, nach dem trivialen, abgegriffenen Bilde, sein Bruder«. (Ueber den Schlaf. Einlad. z. Promotionsf. d. Paedag. zu Basel. 1839).

**143)** Vergl. *Ad. Kussmaul.* Untersuchungen über das Seelenleben des neugebornen Menschen. Leipzig und Heidelb. 1859.

**144)** Sammlung gemeinverständl. Vorträge. herg. von *R. Virchow* und *Fr. v. Holtzendorff.* H. 279, p. 40.

**145)** A. a. O. p. 511. In neuester Zeit hat besonders *Frohschammer* die Phantasie als Grundprincip des ganzen Weltprocesses zu erklären versucht. Aehnlich ist das aus den des bewusst wirkenden Absoluten *Hegel's* sich entgegensetzenden Schwierigkeiten erwachsene »Unbewusste« *E. v. Hartmann's.* Vergl. zu dieser Frage: *Jürgen Bona Meyer*, das Wesen der Einbildungskraft. Zeitschr. f. Völkerpsychol. u. Sprachw. B. X, H. 1, p. 26 ff. — *Scherner* u. *Volkelt* (a. a. O. p. 85—96) äussern deshalb die

Ansicht, dass die herrliche, plastische Phantasie im Traum die körperlichen Vorgänge unmittelbar er- und umschaue.

**146)** *Cicero.* De divin. II. c. 58: »Faba quidem Pythagorei utique abstinuere: quasi vero eo cibo mens, non venter infletur«. — conf. De natur. deor. II. c. 16.

**147)** *Beattie*, Moralische und kritische Abhandlungen. Aus d. Engl. Göttingen 1789. B. 1, p. 407 f. — p. 425: »Wird überhaupt Jemand mit bösen Träumen heimgesucht, so mag er es, däuchtet mir, immer für ein Zeichen halten, dass etwas in seinem Körperbau verrückt sei und daher Mässigkeit üben, fasten oder Körperbewegungen vornehmen, um die drohende Gefahr abzulenken«. — Dieselbe Ansicht findet sich bei *Muratori*, Die Einbildungskraft des Menschen, herg. von *Richertz*, Leipz. 1785. p. 274.

**148)** *Brandis*, Pathologie oder Lehre von den Affecten des menschlichen Organismus. 2. Aufl. Kopenh. 1815. p. 560. vergl. *Burdach* a. a. O. p. 488. — *A. Krauss*, Zeitschr. f. Psychiatrie B. XV, p. 627. etc.

**149)** Apol. p. 40. D. »Καὶ εἴγε μηδεμία αἴσθησίς ἐστιν, ἀλλ οἷον ὕπνος, ἐπειδάν τις καθεύδων μηδ' ὄναρ μηδὲν ὁρᾷ, θαυμάσιον κέρδος ἂν εἴη ὁ θάνατος«.

**150)** A. a. O. p. 117 u. 119. Die Erfahrung lehrt das Gegentheil, dass nämlich jugendliche Personen am meisten träumen. (vergl. *Brandis* a. a. O. p. 560).

**151)** *Leibnitii* opera omnia, ed. *Erdmann.* Berlin 1840. p. 197: »D'ailleurs on ne dort jamais si profondement, qu'on n'ait quelque sentiment foible et confus, et on ne seroit jamais éveillé par le plus grand bruit du monde, si on n'avoit quelque perception de son commencement, qui est petit« . . Vergl. Monadol. § 23. p. 707. — p. 137: »Je tiens que l'Ame et même le corps n'est jamais sans action et que l'Ame n'est jamais sans quelque perception. Même en dormant on a quelque sentiment confus et sombre du lieu où l'on est et d'autres choses«. — Die Seele sinkt hier wie im Zustande der Ohnmacht nur auf den Standpunkt der niederen Monade herab (Monadol. § 20. p. 706: »Dans cet état l'âme ne diffère point sensiblement d'une simple monade«.) welche nur eine Menge verworrener Vorstellungen besitzt, die sich gegenseitig niederhalten und unterdrücken. (Nouv. ess. L. II, p. 224: »Il reste quelque chose de toutes nos pensées passées et aucune n'en sauroit jamais être effacée entièrement. Or quand nous dormons sans songe et quand nous sommes étourdis par quelque coup, chute, symptome ou autre accident, il se forme en nous une infinité de petits sentimens confus etc. — Monad. § 21. p. 706. »La substance ne sauroit aussi subsister sans quelque affection, qui n'est autre chose que sa perception: mais quand il y a une grande multitude de petites perceptions, où il n'y a rien de distingué, on est étourdi«).

**152)** Anthropol. Herg. v. *F. Ch. Starke.* Leipz. 1831. p. 164. Vergl. p. 165 u. 173.

**153)** Lehrbuch der Psychologie. 2 Aufl. Cöthen 1875. B. I, p. 390.

154) »Psychologie und Psychiatrie« in *R. Wagner's* Handwörterb. der Physiologie. B. II, (p. 692—827) p. 790. — Nach ihm kommt nur der Wechsel der Empfindungen zum Bewusstsein, während diese selbst, wenn sie gleichförmig andauern, nicht bewusst werden. (p. 700 f.).

155) »Kraft und Stoff«. 12. Aufl. Leipzig 1872. p. 224 ff.

156) *Ribot,* La psychol. angl. contemp. p. 398.

157) Psychologische Briefe. 4. Aufl. Leipzig 1868. p. 118.

158) Psyche, Zur Entwicklungsgeschichte der Seele. 2. Aufl. Pforzheim 1860. p. 234.

159) *Brandis,* a. a. O. p. 560. — *Pfaff,* a. a. O. p. 42 etc.

160) Elemente der Psycho-Physik. II, p. 444.

161) *Purkinje,* a. a. O. p. 445. — *Burdach,* p. 489. — *Spitta,* p. 266.

162) A. a. O. p. 701.

163) Vergl. *A. Horwicz,* Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Bd. II, H. 1. Halle 1875. p. 120: »Es ist immer ein und derselbe Akt von der rohesten, dunkelsten Regung des Empfindens, das nur in reflectorischem Muskelzucken oder in der Drüsensecretion oder in der Resorption oder Absorption von Säften u. s. w. zum Ausdrucke kommt, bis hinauf zum kühnsten Gedanken des Forschers . . . Wo Leben ist, da ist auch Bewusstsein«. Vergl. auch p. 161 f.

164) Versuch über Geistersehen und was damit zusammenhängt. Parerg. u. Paralipom. Bd. I. Leipzig 1877 (p. 241—328) p. 247.

165) Allgemeine Zeitschrift f. Psychiatrie. Bd. 15, p. 642 f.

166) *Ross,* Reise auf den griechischen Inseln des aegeischen Meeres. I, p. 185. — Schon *Galen* bemerkt, dass Leute, welche im hellen Mondschein schlafen, später eine Schwere im Kopfe spüren und *Macrobius* erzählt, dass deshalb die römischen Wärterinnen den Kindern die Köpfe bedeckten, wenn sie im Mondschein gingen. (Vergl. *Nudow,* a. a. O. p. 211).

167) Zeitschr. f. Völkerpsych. Bd. V, p. 131.

168) Dasselbe Beispiel findet man angeführt bei *Beattie,* Moralische und kritische Abhandlungen. Aus d. Engl. Göttingen 1789. Bd. I, p. 422.

169) A. a. O. II, p. 479.

170) Anthropol 3. Aufl. Königsberg 1820. § 20, p. 54.

171) Allgem. Diagnostik der psych. Krankheiten. 2. Aufl., p. 337.

172) Vergl. *Wundt,* Physiol. Psychol. p. 288. — *Pflüger,* Die teleologische Mechanik der lebendigen Natur. Bonn 1877. p. 58 u. 60.

173) *Joh. Müller,* Phantastische Gesichtserscheinungen. Coblenz 1826. p. 49 (conf. p. 24). — p. 18.

174) Opera posthuma, epist. 30: »Quum quodam mane, lucescente jam coelo, ex somnio gravissimo evigilarem, imagines, quae mihi in

somnio occurrerant, tam vivide ob oculos versabantur, ac si res fuissent verae, et praesertim cujusdam nigri et scabiosi Brasiliani, quem nunquam antea videram. Haec imago partem maximam disparebat, quando oculos in librum vel aliud quid defigebam; quum primum vero oculos a tali objecto rursus avertebam, sine attentione in aliquid oculos defigendo, mihi eadem ejusdem Aethiopis imago eadem vividitate et per vices apparebat, donec paulatim circa caput dispareret«.

**175)** A. a. O. p. 322.

**176)** *Gruithuisen*, Beiträge zur Physiognosie und Heautognosie, p. 256. — Ausser diesem hat noch manche Beispiele zusammengestellt *H. Meyer*, Physiologie der Nervenfaser, p. 309 (conf. *Fechner*, a. a. O. II, p. 525) und *Strümpell*, a. a. O. p. 125, Anmerk. 7.

**177)** Berliner Monatsschrift. October 1800. p. 253.

**178)** A. a. O. p. 227.

**179)** *Wundt*, Physiol. Psychol. p. 352 Anmerk.: »Ich habe über diese Frage mit einem intelligenten, wissenschaftlich gebildeten Manne correspondirt, der, in seinem achten Lebensjahre total erblindet, jetzt etwa zwischen dreissig und vierzig steht. Derselbe versichert mich, dass seine Traum- und Erinnerungsbilder die volle Lebhaftigkeit ihrer Farben bewahrt haben«. Vergl. p. 647. — *Beattie*, Moralische und kritische Abhandlungen. Aus d. Engl. Bd. I, p. 137: »Ich kenne Jemanden sehr genau, der in einem fünfmonatlichen Alter sein Gesicht durch die Pocken und mit ihm alle seine Ideen eines sichtbaren Dinges verlor (Dr. Blacklock in Edinburgh), der aber doch ein guter Dichter, ein tiefer Philosoph und Gottesgelehrter, kurz an Herz und Kopf gleich schätzbar ist. Er träumt so häufig als andere Leute«.

**180)** *Ribot*, Die Erblichkeit. p. 291. — Ueber die geistige Entwickelung solcher Unglücklichen überhaupt vergl. *Burdach*, Blicke in's Leben. Leipzig 1842. Bd. II.

**181)** Vergl. *Tylor*, Die Anfänge der Cultur. Uebers. von *Spengel* und *Poske*. Leipz. 1873. II, p. 190 ff.

**182)** Vergl. *Ribot*, Die Erblichkeit. p. 354.

**183)** »In der aufgeregten Zeit von 1849 war in den Casernen zu Rastatt das »Schräteli« sehr häufig« (*Perty*, Die mystischen Erscheinungen in der menschlichen Natur. 2. Aufl. Leipz. u. Heidelb. 1872. B I, p. 139).

**184)** Vergl. auch *Tylor*, a. a. O. II, p. 197.

**185)** Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus d. Engl. Leipz. 1835. p. 102.

**186)** *J. Börner*, Das Alpdrücken, seine Begründung und Verhütung. Würzburg 1855. — »Meistens glaubt man die Rückenlage inne zu halten, während in Wahrheit die Bauchlage bei dem Anfalle die häufigere ist« (p. 8, 9, 27). Bei allmählicher Entwickelung der Athemnoth betritt der Alp langsam das Zimmer und nähert sich dem Schläfer, während er ihm bei plötzlich eintretender bedeutender Dyspnoe im Nu auf der Brust sitzt.

Besonders kommt die Erscheinung im tiefen Schlafe vor. Bisweilen ist mit dem Gefühle der Angst das der Wollust gepaart, namentlich bei den Weibern, welche oft glauben, der Alp habe an ihnen den coitus geübt (Hexenprocesse). Männer haben durch den auf die Genitalien ausgeübten Druck analoge Sensationen und meistens Samenergüsse. — Von Schriften früherer Zeit sind noch zu nennen: *J. Waller*, Abhandlung über das Alpdrücken, den gestörten Schlaf, erschreckende Träume und nächtliche Erscheinungen. Aus d. Engl. von *E. Wolf.* Frankf. 1820. — *M. Strahl*, Der Alp, sein Wesen und seine Heilung. Berlin 1833. — *Macnish*, Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus d. Engl. Leipz. 1835, p. 97—114.

**187)** A. a. O., p. 27 f.

**188)** Bei Kindern kommt es nicht selten vor, dass die gefüllte Harnblase oder der volle Darm den Traum der Befriedigung des Bedürfnisses hervorruft und dieser wiederum die Ursache der wirklichen Entleerung bildet.

**189)** Besonders zeigt sich dies in krankhaften Zuständen: »Schmerzt uns nur der Finger, haben auch die übrigen gesunden Glieder etwas von Wehgefühl«. (*Shakesp.* Othello A. III. Sc. 4). Bekannt ist diese Erscheinung beim Zahnweh. — Andrerseits werden die »Mitbewegungen« oft angeführt.

**190)** Hier bewahrheitet sich das alte Wort, dass die Guten sich nur im Traume erlauben, was die Schlechten im Wachen thun. Es ist, als ob sich die Natur entschädigen wollte, indem sie dem Geiste die üppigen Bilder vorzaubert, welche das sittliche Bewusstsein und die strenge Arbeit des Wachens verbannte; »in müss'ger Weile schafft der böse Geist«. Wenn auch die Verse des *Sophokles*:

»Πολλοὶ γὰρ ἤδη κἀν ὀνείρασιν βροτῶν
μητρὶ ξυνευνάσθησαν. Ἀλλὰ ταῦθ' ὅτῳ
παρ' οὐδέν ἐστι, ῥᾷστα τὸν βίον φέρει«.

(Oedip. rex. v. 981 ff. conf. *Plato* republ. IX, p. 571: »Μητρί τε γὰρ ἐπιχειρεῖν μίγνυσθαι, ὡς οἴεται, οὐδὲν ὀκνεῖ, ἄλλῳ τε ὁτῳοῦν ἀνθρώπων καὶ θεῶν καὶ θηρίων, μιαιφονεῖν τε ὁτιοῦν, βρώματός τε ἀπέχεσθαι οὐδενός«) ein Maximum bezeichnen, das selten erreicht wird und immerhin einen Charakter in ein schiefes Licht bringen würde, so weiss doch Jedermann, dass bei der Ausmalung von solchen Scenen meist die Sittlichkeit kein Wort mitzusprechen hat. *Plato* sagt zwar, dass nur bei sinnlichen Naturen die wildesten Begierden hier ungezügelt walten, aber auch die alten Kirchenväter klagen wiederholt über die Unheiligkeit ihrer Träume. — Bei schwächeren Reizen herrscht jedoch zuweilen ein gewisses Zartgefühl. Nur Nacken, Hals oder Fuss der Erscheinungen zeigen sich entblösst; die Verhüllung der übrigen Theile lässt der Association Raum und wird durch diese leise Andeutung um so reizender. Bei stärkeren Erregungen kommt es selten zum vollständigen Abschluss der geschlechtlichen Scenen, indem der materielle Akt dem Denken, welches bei der Ausmalung des Abenteuers sich länger aufhält, gleichsam voraneilt; oder es stellen sich, wie *Du Prel* in seinem Oneirocriticon meint, im letzten Augenblick noch unvermuthete Hindernisse entgegen. »Dum penem introduci-

mus dilatatione vaginae frictio prohibetur«. — *Scherner* findet auch hier in einem aufrecht stehenden Manne, einem Kirchthurm mit abgestumpfter Spitze, einem Baumstamm, in der Deichsel eines Wagens, einem Tubus, einer gefundenen Klarinette oder Tabakspfeife, oder endlich in spitzen Waffen das männliche, in einem langen, schmalen und schlüpfrigen Fusspfade das weibliche Geschlechtsorgan symbolisirt. Sogar die Schrittenge und das Schamhaar zieht er, — letzteres als Gebüsch, Geäst oder Pelzwerk — mit in die Symbolik. — Bei Affectionen des Uterus kann eine Frau, die schon geboren hat, im Traum alle einzelnen Momente der Geburt wieder durchleben.

**191)** Psychologie, herg. v. *George*. Sämmtl. Werke Abth. III, B. VI, p. 393.

**192)** *Lucretius*, de rer. nat. IV, v. 959 ff.:

»Et quo quisque fere studio devinctus adhaeret,
aut quibus in rebus multum sumus ante morati
atque in ea ratione fuit contenta magis mens,
in somnis eadem plerumque videmur obire;
causidici causas agere et componere leges,
induperatores pugnare ac proelia obire,
nautae contractum cum ventis degere bellum,
nos agere hoc autem et naturam quaerere rerum
semper et inventam patriis exponere chartis«.

Vergl. auch v. 1004 ff. Derselbe spricht auch von den Träumen der Thiere (v. 988 ff.):

»Venantumque canes in molli saepe quiete
jactant crura tamen subito vocesque repente
mittunt et crebro redducunt naribus auras,
ut vestigia si teneant inventa ferarum,
expergefactique secuntur inania saepe
cervorum simulacra, fugae quasi dedita cernant,
donec discussis redeant erroribus ad se.
At consueta domi catulorum blanda propago
discutere et corpus de terra corripere instant
proinde quasi ignotas facies atque ora tuantur«.

*Herodot* VII. c. 16: »πεπλανῆσθαι αὗται μάλιστα ἐώθασι αἱ ὄψιες τῶν ὀνειράτων, τά τις ἡμέρης φροντίζει«. conf. Cicero, De divin. II. c. 67: »maximeque reliquiae earum rerum moventur in animis et agitantur, de quibus vigilantes aut cogitavimus aut egimus«.

**193)** Vergl. *Fechner*, Centralblatt 1853, p. 772. *A. Strümpell*, a. a. O., p. 41.

**194)** A. a. O., p. 60.

**195)** Die Gedächtnisslosigkeit des höheren Alters für das Letzterlebte bei oft aufgefrischter Erinnerung an die Jugendzeit erwähnt schon *Plato*, Tim. 26. B. und *Aristoteles*, Probl. XXX, 5. — Von *Heinsius* erzählt man, dass er in seinen letzten Jahren von seiner ganzen philologischen Gelehr-

samkeit bloss das in früher Jugend memorirte vierte Buch der Aeneide behalten. (Vergl. *Volkmann*, a. a. O. I, p. 460.)

**196)** *Passavant*, Untersuchungen über den Lebensmagnetismus, p. 99 ff. — *Schubert*, Geschichte der Seele II, p. 43 ff. — Vergl. auch *Fechner*, Zend-Avesta, III, p. 27 ff. — Bekannt sind die Weissagungen vor dem Tode. (Vergl. *Hom*, Il. XVI, v. 850 ff. XXII, 358 etc.) Von der grössten Wichtigkeit für das mehr oder minder lange Haften von »Vorstellungsresiduen« ist die physiologische Beschaffenheit des Gehirns. Bei zunehmendem Alter nimmt das Gedächtniss ab; neue Eindrücke werden rasch vergessen, Erinnerungen aus der Zeit, welche der Gedächtnissabnahme vorausgingen, bleiben länger haften, bis auch sie verschwinden. Die Untersuchung weist nun nach, dass das Gehirn des alternden Menschen härter wird, ein grösseres specifisches Gewicht hat, auf ein kleineres Volum zusammenschrumpft und dass die grösser werdenden Gehirnhöhlen sich mit Wasser füllen; die materielle Veränderung hält gleichen Schritt mit der geistigen Rückbildung, welche in absteigender Ordnung dieselbe Stufenfolge von Zuständen zurücklegt, als sie der Mensch bei seiner Entwicklung in aufsteigender Linie durchläuft. Bei schnell eintretenden materiellen Veränderungen des Gehirns mit gleichzeitig erfolgender geistiger Störung schrumpft der Wortvorrath der Kranken oft auf eine äusserst kleine Anzahl zusammen, und sie bezeichnen zuweilen die verschiedensten Dinge mit demselben Namen. Wenn die materielle Störung im Gehirn sich ausgeglichen hat, werden die Vorstellungen wieder frei (vergl. *Wundt*, Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele I, p. 382 f.). Den Umstand, dass Wahnsinn oft kurz vor dem Tode aufhört, sucht *Fechner* daraus zu erklären, dass der Tod die kranken Theile des Gehirns, welche durch ihren Zusammenhang mit gesunden eine Störung des geistigen Lebens bewirken, vor den gesunden zerstört; ähnlich wie nach dem Ausspannen eines lahmen Pferdes, welches das andere im Gange mit störte, der Wagen wohl schwächer aber ungestört geht. (Elemente der Psycho-Physik. II, p. 535).

**197)** A. a. O. p. 325. »Alles setzt sein Vergnügen in die entfernteste Zukunft; wir haben für die ganze Thätigkeit unserer Seele keine andern Triebfedern als die, welche Hoffnung hervorbringt. Alles Gegenwärtige interessirt nur, weil es mit dem Keime vom Künftigen geschwängert ist. Daher ist es kein Wunder, dass wir allen Thorheiten nachhängen, die nur eine Aussicht in unsern künftigen Zustand versprechen. Je mehr uns in Ansehung der Zukunft unbekannt ist, desto mehr fallen wir mit Begierde auf den geringsten Schein von zukünftigen Dingen und überlassen uns jeder Thorheit, um nur mit einiger Scheinbarkeit Aussichten in die Zukunft zu gewinnen«. (*Kant*, Anthropol. Herg. v. *Starke* Leipz. 1831. p. 188 f.). — *Schiller* sagt: »Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling locket ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben;
Denn beschliesst er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf«.

**198)** Ein Spruch *Cato's* lautete:

Somnia ne cures, nam mens humana quid optet
Cum vigilat sperans per somnum cernit id ipsum.

Aehnlich sagte *Claudian*:

Omnia quae sensu volvuntur vota diurno
Haec tibi per somnum reddit amica quies.

Vergl. *Grillparzer*, Der Traum ein Leben. A. IV:

»Doch vergiss es nicht: die Träume
Sie erschaffen nicht die Wünsche
Die vorhand'nen wecken sie;
Und, was jetzt verscheucht der Morgen,
Lag als Keim in dir verborgen«.

**199)** A. a. O. p. 118.

**200)** Vorzüglich mag dies bei jungen Mädchen der Fall sein, welche sich über ihre Gefühle selbst noch nicht klar geworden sind, oder auch nicht selten, sei es aus Verstellung und der Scheu »vor andern Leuten«, sei es aus andren Gründen ihre aufkeimende Neigung zu verbergen suchen und so unbewusst oder bewusst während des Tages Komödie spielen. Mit Hülfe dieser Maske wissen sie Manchen zu täuschen, zu »siegen« oder bei Misslingen sich noch auf »glänzende« Art aus der Affaire zu ziehen bezw. zu rächen. Im Traum freilich fällt diese Maske; das sehnende Herz ergötzt sich »mit süssen Bildern wesenlos zu spielen«, und entschädigt sich für das, was es sich in der Wirklichkeit versagt. *Bahnsen* sagt: »Selbst die natürliche Anmuth wird verleugnet, und auf Kosten ihrer eigenen »Liebenswürdigkeit«, zu welcher sie doch sonst so eifrig Vertrauen zu erwecken suchen, werden Mädchen und Frauen schnippisch, blos um nicht den Glauben entstehen zu lassen, dass sie liebten — es ist nur der umgedrehte Stiel: Verbergen wahren Gefühls — sei es auch nur das der Gleichgültigkeit — so gut wie erheuchelte Freundlichkeit. . . . Wie der Igel seine Stacheln, so streckt das Mädchen die schnippischen Dornen am weitesten aus, wenn es Gefahr ahnt — nämlich für sein Fühlen, — im eigenen Herzen die Keime einer »Neigung« treiben merkt . . . Wohl mag der Mann von seltenstem Schicksal zu sagen haben, dem eine wunderbare Fügung, wie sie unter Millionen von Fällen nicht einmal wiederkehrt, zwischen den Klippen jener Charybdis unweiblicher Offenheit und dieser Scylla verfänglichsten Selbstbetrugs mitten hindurch führte in einen Hafen der Gegenliebe, welchen das sicherste Bollwerk vor jedem Andrang möglichen Zweifels schützt«. (Beiträge zur Charakterologie. Leipz. 1867. B. II, p. 315 ff.). Auch der bekannte *Knigge* behandelt in einem besonderen Abschnitt die Verstellung der Frauen und warnt vor ihr; ebenso *Bogumil Goltz*. — Doch ist über sie nicht ganz ein verdammendes Urtheil zu fällen. Es ist die natürliche Schutzwehr des »schwachen Geschlechts«, und das Weib, welches ihre Liebe oder Bewunderung zu stark äussert und Schmeicheleien sagt, wird bald lästig.

201) *Euripides,* Or. v. 401 ff.:

Men.: ἤρξω δὲ λύσσης πότε; τίς ἡμέρα τοτ' ἦν;
Or.: ἐν ᾗ τάλαιναν μητέρ' ἐξώγκουν τάφῳ.
Men.: πότερα κατ' οἴκους ἢ προσεδρεύων πυρᾷ;
Or.: νυκτὸς φυλάσσων ὀστίων ἀναίρεσιν.

202) Nach dem Oneirocriticon des *Astrampsychos* bedeutet 1) nach dem Princip der Symbolik: Felsen — gute Hoffnung, Netze — Unannehmlichkeiten, klare Quelle — Seelenfriede, zertretene Schlange — unschädlicher Feind, Schläge — drohende Gefahr, sich waschen — Befreiung von Sorgen; 2) nach dem Princip des Contrastes: Gold — getäuschte Hoffnung, Küsse — Erregung feindlicher Bestrebungen, lachen — Unannehmlichkeiten, sterben — Befreiung von Sorgen, weinen — grosse Freude, Wein trinken — bevorstehender harter Kampf. — Aehnlich sind die Deutungen des *Nicephorus* (Oneir, Lutetiae 1603): Zähne verlieren — Verlust eines werthvollen Gegenstandes, sich in der Tiefe befinden — moralischer Verfall, Perlen — Thränen (was sich bekanntlich bis auf den heutigen Tag erhalten hat), lachen — Traurigkeit, Reichthum — Armuth, sterben — Befreiung von Sorgen, u. s. w. Alle diese Deutungen findet man auch in der bedeutenden Traumliteratur der Araber (vergl. *Pfaff* a. a. O. p. 132 ff.) welche zusammengestellt ist in der »Geschichte der arabischen Literatur« des Barons *Hammer-Purgstall.* B. II, p. 129 ff. — Das Princip der Symbolik findet man auch in den Traumauslegungen Josephs (vergl. 1. Mos. c. 40 f.). Ueberhaupt war die Traumdeutekunst im Orient nicht ganz ohne psychologische Methode, wie man anzunehmen geneigt wäre. Der Traumdeuter, dessen Stellung eine sehr angesehene war, musste ein hochbegabter, gelehrter und tugendhafter Mann sein; Belesenheit in den heiligen Büchern, ein feines wohlwollendes Benehmen, Takt, Urtheilskraft, insbesondere aber Kenntniss des menschlichen Herzens und der Physiognomik waren die Haupterfordernisse. Von dem, welcher seine Träume gedeutet haben wollte, — den Träumen der Poeten wurde kein Glaube beigemessen, da man annahm, dass die Dichter ihre poetischen Phantasien oft für Traum-Eingebungen und divinatorische Inspiration hielten — verlangte man vor allem die grösste Wahrheitsliebe und Genauigkeit, was freilich in Betreff des Traumes schwierig zu erfüllen ist. Dann fragte man ihn nach Alter, Herkunft, Religion, Rang und weltlicher Stellung, Beschäftigung und Eigenheiten, ferner, ob er vor dem Traum zu Abend gespeist oder gefastet habe, mit welchen Gedanken er zu Bett gegangen, wo und in welcher Lage er den Traum gehabt und auf welchen Gegenstand sein Blick beim Erwachen zuerst gefallen sei. Diese psychologische Methode wurde aber durch das vielfache Ceremoniell verwirrt. Es gab Glücks- und Unglückstage, gute und schlimme Jahreszeiten, die verschiedenen Stände und Religionsbekenntnisse bedingten verschiedene Deutung, und es musste Rücksicht darauf genommen werden, ob der Traum zur Tages- oder Nachtzeit stattgefunden habe. Sogar die Zeit der Erfüllung bestimmte man ungefähr. Ein Tagestraum

konnte schon innerhalb weniger Tage, ein nächtlicher später, nach 6 Monaten, ja erst nach 20—40 Jahren in Erfüllung gehen. — Im Alterthum und besonders im Mittelalter schrieb man den Steinen eine magische Kraft zu: der Krystall vertreibt dem Schlafenden die bösen Träume, der Onyx bringt ihm Schreckensgestalten im Traume hervor.

203) *Fechner's* Centralblatt 1853. p. 775.

204) Physiol. Psychol. p. 660. Anmerk. Eine interessante Zergliederung eines verwickelten Traumes und die Zurückführung desselben auf seine einzelnen Elemente liefert schon *Muratori*, Ueber die Einbildungskraft des Menschen, deutsch v. *Richerz*. Leipzig 1785. I, p. 293—299.

205) De divin. II, c. 71: »Nihil tam praepostere, tam incondite, tam monstruose cogitari potest, quod non possimus somniare«.

206) Wilhelm Meisters Lehrjahre. B. II, C. 1.

207) A. a. O. p. 148—260 ff.

208) *Krauss* theilt sie ein in angenehme und unangenehme. Die erste Klasse enthält 14 (1) Lichtbilder, Lichtmeer, 2 Wohlgerüche und Blumengärten, 3) sieghafter Ringkampf, 4) Schnelllauf u. s. w.), — die zweite 17 Unterabtheilungen (1) Kampf und Streit mit Niederlage, 2) Flucht mit zunehmender Bewegungsunfähigkeit u. s. w.). Noch detallirter ist die von einem anderen Gesichtspunkt ausgehende Classification *Scherner's*, welcher im wesentlichen *Volkelt* folgt. — Andere unterscheiden somnia vaga (wüste, chaotische) und fixa (geordnete), von letzteren finden wir bei *Pfaff* 4 Unterabtheilungen angeführt (1) somnia contemplativa oder historica, »Beschauungsträume«, in welchen der Träumende Zuschauer bleibt, 2) hilaria oder jucunda, wo der Träumende selbst eine Hauptrolle spielt, 3) terrifica, 4) prophetica). Die Eintheilung der alten Oneirokritiker, wie die des *Artemidoros* in allegorische und speculative wollen wir hier nicht weiter ausführen. *Purkinje* führt 3 Arten von Träumen an (p. 450): 1) »Die sinnlichen Anschauungen des Traumes tauchen auf und vergehen in ihrem Verlaufe häufig ohne alle wechselseitige Beziehung in der mannigfaltigsten Nacheinanderfolge«, 2) »ein andermal verlaufen sie nach Beziehungen der Aehnlichkeit und des Gegensatzes, ohne irgend einen innern Verstand und zweckmässige Beziehlichkeit zu zeigen«; 3) die vollendetsten Träume sind solche, in denen das Gesetz der Causalität herrschend ist, die einen pragmatischen Zusammenhang zeigen«. Diese Eintheilung ist die am meisten ansprechende, da sie auch bei Berücksichtigung der Zeitfolge sich bestätigt: die erste Classe bilden die Schlummerbilder, die zweite zumeist die dem Einschlafen folgenden und dem Morgen entfernter, die dritte die ihm zunächst liegenden Träume. Doch kommen in jeder dieser Periode oft alle drei Arten abwechselnd vor und gehen in einander über. — *Spitta's* Unterscheidung in 1) Nervenreiz und 2) rein psychische Associationsträume (p. 177) entspricht der von uns bei der Besprechung der Elemente des Traumes aufgestellten Ein-

theilung. — *Nicol. Grot* führt 3 Hauptcategorien an. 1) Empfindlichkeitsträume (durch äussere und innere Eindrücke hervorgerufen), 2) Reproductionsträume, welche er wieder in objective oder intellectuelle und subjective oder Affect-Träume eintheilt, und 3) Phantasie-Träume, welche entweder mit dem Charakter einer mechanischen oder logischen Verbindung hervortreten. (Snowidienia, kak predmet naucznaho analiza. Kiew. 1878. p. 49).

209) Die Uebertreibung im Traume hebt schon *Aristoteles* hervor: »καὶ γὰρ αἱ μικραὶ μεγάλαι δοκοῦσιν εἶναι . . . . οἴονται γὰρ κεραυνοῦσθαι καὶ βροντᾶσθαι μικρῶν ἤχων ἐν τοῖς ὠσὶ γινομένων, καὶ μέλιτος καὶ γλυκέων χυμῶν ἀπολαύειν ἀκαριαίου φλέγματος καταῤῥέοντος, καὶ βαδίζειν διὰ πυρὸς καὶ θερμαίνεσθαι σφόδρα μικρᾶς θερμασίας περί τινα μέρη γιγνομένης· ἐπεγειρομένοις δὲ ταῦτα φανερὰ τοῦτον ἔχοντα τὸν τρόπον«. (A. a. O. c. 1. p. 121).

210) *Plato* meint, dass im Schlafe und im Wahnsinn Jemand glauben könne, Freude oder Schmerz zu fühlen, während es doch nicht wahr sei (Phileb. p. 36 E.); allein dem ist nicht so. Das Gefühl ist etwas Subjectives; der Träumende freut sich wirklich, wenn auch der Wachende, den die betreffenden Gegenstände gleichgültig lassen, über eine solche Freude den Kopf schüttelt, sie für »närrisch«, unmotivirt und daher eingebildet hält.

211) »Die Wahrnehmungsbilder von Dingen, Personen, Localitäten, Begebenheiten und Handlungen des wachen Lebens werden einzeln sehr zahlreich reproducirt, aber keines derselben bringt seinen psychischen Werth mit«, sagt *Strümpell* (a. a. O. p. 27).

212) »Bei körperlichen Störungen trennt sich oft die Gemeinempfindung des Traumlebens von der des wachen Lebens gänzlich ab, und die Erinnerungen des einen greifen fast gar nicht in die Geschichte des anderen zurück« (vergl. *Volkmann*, a. a. O. I. p. 314). Interessante Beobachtungen dieser Art finden sich bei *Schubert*, (Symbol d. Traumes, p. 151), *T. A. Carus*, (Psychologie, Leipzig 1808. II. p. 201) *Nasse* (Zeitschr. 1822. H. 4. p. 222), und *Jessen* (Physiologie des Denkens. Hann. 1872. p. 66 ff.).

213) Viele solcher Beispiele findet man in: *Kieser's* »Archiv des animalen Magnetismus« (vergl. *Scherner*. p. 296 ff.). — *Just. Kerner's* »Blätter aus Prevorst« 1831—38 (10 Hefte), sowie in dessen »Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde« Stuttg. 1840—46; im neuen »Archiv für tellurischen Magnetismus«, herg. von *Eschenmayer*, *Kieser*, *Nasse* und später von *Nees von Esenbeck*. Leipzig 1817—24 (12 Bde.) — in *Wolfarts* »Asclepieion«, Berlin 1811—21, den »Annales du mangnétisme animal«, herg. von den Mitgliedern der Société du magnétisme animal. Paris 1817—19 (8 Bde.) und endlich in den Psychischen Studien, herg. von *Aksákow*. — Ferner handelten über den Somnambulismus: *Passavant*, Untersuchungen über den Lebensmagnetismus. — *Schubert*, Geschichte der Seele. B. II. *Stieglitz*, Ueber den thierischen Magnetismus. Hannover 1814. — *Nees von Esenbeck*, Entwickelungsgeschichte des magnetischen Schlafes und Traumes. Bonn 1820. — *Kieser*, System des Tellurismus oder thieri-

schen Magnetismus. 2. Aufl. Leipzig 1826. 2 Bde. — *Ennemoser*, Der Magnetismus im Verhältniss zur Natur und Religion. 2. Aufl. Stuttgart 1853. — *C. G. Carus*, Ueber Lebensmagnetismus. Leipzig 1857. — *M. Perty*, Die mystischen Erscheinungen in der menschlichen Natur. 2. Aufl. Leipzig und Heidelberg 1872; — dann in mannigfachen Schriften auch *Kluge*, *Wienholt*, *M. Wiener*, *Siglen*, *Görwitz*. Einen anderen Standpunkt vertritt *Fischer*, Der Somnambulismus. Basel 1839, 3 Bde.

**214)** Schon *Lucretius* sagt:

»Cetera sic studia atque artes plerumque videntur
in somnis animos hominum frustrata tenere«.
(De rer. nat. IV. v. 968 squ).

**215)** Moralische und kritische Abhandlungen. I. p. 431.

**216)** *Tacitus*, German. c. 22: »Sed et de reconciliandis invicem inimicis et jungendis affinitatibus et adsciscendis principibus, de pace denique ac bello plerumque in conviviis consultant, tamquam nullo magis tempore aut ad simplices cogitationes pateat animus aut ad magnas incalescat. — Postera die retractatur, et salva utriusque temporis ratio est: deliberant, dum fingere nesciunt, constituunt, dum errare non possunt«. Aehnliches berichtet *Herodot* I. 133 von den Persern: ». . . μεθυσκόμενοι δὲ ἑώθασι βουλεύεσθαι τὰ σπουδαιέστατα τῶν πρηγμάτων· τὸ δ' ἂν ἅδῃ σφι βουλευομένοισι, τοῦτο τῇ ὑστεραίῃ νήφουσι προτιθεῖ ὁ στέγαρχος, ἐν τοῦ ἂν ἐόντες βουλεύωνται, καὶ ἢν μὲν ἅδῃ καὶ νήφουσι, χρέονται αὐτῷ, ἢν δὲ μὴ ἅδῃ, μετιεῖσι, τὰ δ' ἂν νήφοντες προβουλεύσωνται, μεθυσκόμενοι ἐπιδιαγινώσκουσιν«.

**217)** System der deductiven und inductiven Logik, übers. v. *Schiel*. 2. Aufl. Leipzig 1863. B. II. p. 465 ff. — Vergl. *Ribot*, La psychol. angl. cont. p. 127.

**218)** Vergl. *Fechner's* Centralblatt. 1853. p. 770 f.

**219)** Vergl. *Fechner's* Centralblatt. 1853. p. 771 f.

**220)** Epist. 159. Edit. Antwerp. I, p. 428. Vergl. *Scherner*, p. 290 f.

**221)** Ein hier studirender Pole, den ich in einem wissenschaftlichen Verein kennen lernte, erzählte mir, er sei früher Nachtwandler gewesen und jetzt steige ihm zuweilen im Traum selbst das Bewusstsein auf, es sei Alles nicht wahr, aber trotzdem wichen die falschen Traumbilder nicht. — Schnell wie ein Blitz kommt und vergeht die höhere Geistesthätigkeit, bis ihr das Erwachen vollständig zur Herrschaft verhilft.

**222)** So ist bei den Römern »videri« der stehende Ausdruck für die Momente des Geträumten, der bei der Angabe jedes Einzelumstandes wiederholt zu werden pflegt, vergl. *Plautus* (ed. Brix), mil. glor. II. 4. v. 30 ff., curcul. III, 2. 10 ff., rud. III, 1. 6 ff., mercat. II, 1. 5 ff. — *Cicero*, de divinat. I. c. 23 ff. etc. — Der Grieche gebraucht ebenso »δοκεῖν«; vergl. *Plato*, Criton p. 44 B. etc. Im Mittelhochdeutschen ist »dunken« der gewöhnliche Ausdruck (vergl. *Herzeloide's* Traum im Parcival: »si dûhte«).

223) Wenn man sich im Gedanken lebhaft mit einer Person beschäftigt und davon nicht loskommen kann, so ist es allerdings, als ob die Seele ganz zu dieser gewandert sei. — Uebrigens kann, wie man treffend bemerkt hat, nach obiger Theorie ein berühmter Mann in Europa, wenn er sich in gewissen Augenblicken melancholisch gestimmt fühlt, sich mit dem Gedanken trösten, dass seine Seele einigen armen Indianern in Amerika oder Eingeborenen Australiens hilft.

224) So spricht z. B. *Heinroth* davon, dass alle Unfreiheit des Willens als Sünde zu betrachten sei und kommt zu dem wunderbaren Satze: »Die Unschuld wird nicht wahnsinnig«, (System der psychisch-gerichtlichen Medicin. Leipz. 1829. p. 126. Vergl. auch dessen Lehrbuch der Störungen des Seelenlebens. Leipz. 1818. Bd. II, p. 115). Wenn also eine solche unglückliche Anlage sich von den Eltern auf die Kinder fortpflanzt, so rächt nach dieser Ansicht Gott die Sünde der Väter bis in's dritte und vierte Glied und Adams Sündenfall liess die Irrenhäuser bevölkern!

225) A. a. O. p. 52. — Eine ähnliche Ansicht lässt *Shakespeare* den *Othello* äussern. A. III. Sc. 4:

Jago: »Nun dies war nur Traum.
Othello: Doch er bewies vorhergegangene That«.

226) Anthrop. p. 174. — »Man begeht die entsetzlichsten Verbrechen ganz ruhig, ohne jedes Zittern, ohne jede Reflection, ohne jede Spur von Reu und Scham; manche Träume bieten eine wahrhaft ausgewählte Reihe von Nichtswürdigkeiten dar, die ekelhaftesten, grobsinnlichsten Ausgeburten der erhitzten Phantasie drängen sich auf. . . . . So ist z. B. Verleumdung, Diebstahl, Mord, sinnliche Ausschweifungen und dergl. mehr im Traum gar nichts Seltenes, ja oft zeigt uns der Traum eine solche Raffinirtheit in der Zusammensetzung einer verbrecherischen Handlung, dass man es kaum sollte für möglich halten«. (*Spitta*, a. a. O. p. 138 und p. 141).

227) Ibid. — Vergl. auch *Erdmann*, Psychologische Briefe. 4. Aufl. p. 121.

228) A. a. O. p. 375.

229) A. a. O. p. 144. — Oft ist das sinnliche Gefühl, welches den Ausgangspunkt der Liebe bildet, durch zahlreiche Bewusstseinszustände verdeckt, die stärker als es selbst sind; darum ist es jedoch nicht weniger mit allen den leiblichen Aufregungen, die ihm eigen sind, vorhanden. »Ein junger Mann, frühzeitig ernsten Beschäftigungen ergeben, bis in sein sechsundzwanzigstes Jahr trotz mancher sich darbietenden Gelegenheit ohne alle Erfahrung und ohne jeden Trieb zu jenen Lüsten, denen Andere mit thörichter Hitze nachjagen, wird plötzlich ohne alle erkennbare Ursache von einer Art Liebeswahnsinn erfasst. Er ergiebt sich einer wahrhaft götzendienerischen Verehrung aller Frauen, aber, wie er zu versichern nicht ermangelt, im besten Sinne, in allen Ehren, ohne jeden Hang zu den sinnlichen Genüssen, die ihr Besitz gewährt. Diese Gefühle hüllt er mehrere Monate hindurch vor der Welt in ein undurchdringliches Ge-

heimniss. Seine Erziehung, seine Stellung in der Welt legen ihm diese Pflicht auf. Alsbald aber erheben sich in ihm lüsterne Vorstellungen, vor denen er innerlich erröthet, und gegen welche er aus allen Kräften ankämpft. Nach und nach nehmen sie aber derart Besitz von ihm, dass seine Vernunft nicht lange solchem Ansturm widerstehen kann. Diesen geistigen Zerrüttungen gesellen sich alsbald Anzeichen von Gehirnerweichung bei, und ein gewaltsamer Ausbruch von Wahnsinn führt endlich zum Tode«. (*Moreau de Tours*, Psychol. morb. V, p. 259 ff. Vergl. *Ribot*, Die Erblichkeit. Deutsch. v. Dr. *Hotzen*. Leipz. 1876. p. 287). — Eine ideal gehaltene, ungestandene Liebe kann ebenso, wie eine unglückliche zum Wahnsinn führen, und beide haben auf das psychische Leben des Menschen überhaupt einen ungeheuern Einfluss.

**230)** *Shakespeare*, König Lear. A. II. Sc. 4.

**231)** Ein solches Beispiel erzählt *Macnish*, Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus d. Engl. Leipz. 1835. p. 91 f.

**232)** Von den Träumen und Nachtwandlern. Weimar 1784. p. 376 ff. — *Hoffbauer*, Die Psychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege. Halle 1808. p. 300 ff. — Vergl. *Macnish*, a. a. O. p. 55.

**233)** Psychologie, herg. v. *George*. p. 352.

**234)** *Ennemoser* drückt dies nach seiner Weise so aus: »Der innere Traumgenius wird zuweilen so lebendig, dass er einen ganz poetischen Aufschwung nimmt, und sogar die Organe des Willens, die Muskelglieder aufweckt«. (Geschichte der Magie. Leipzig 1844. p. 136).

**235)** Anders sagt der Arzt auf Dunsinan: »Ich kann mich nicht in diese Krankheit finden«; er erkennt nur an, es sei

»Eine grosse Störung<br>
In der Natur, zu gleicher Zeit die Wohlthat<br>
Des Schlafs geniessen und Geschäfte<br>
Des Wachens thun«!

(*Shakesp*. Macbeth. A. V).

**236)** De divin II. c. 59. »Quod si ita natura paratum esset, ut ea dormientes agerent, quae somniarent, alligandi omnes essent, qui cubitum irent: maiores enim, quam ulli insani, efficerent motus somniantes«.

**237)** *Macnish*, a. a. O. p. 120.

**238)** A. a. O. p. 561 f. — *Macnish* meint, dass man auf solche Weise dem Schlafenden die verborgensten Geheimnisse seines Herzens entlocken könne. So habe ein Mann die Untreue seines Weibes entdeckt; im Schlafe entflohen ihr einige Worte und er brachte es heraus, dass sie für den folgenden Tag eine Zusammenkunft mit dem Geliebten verabredet hatte. *Byron* schildert eine solche Scene in seiner Parasina:

»Und Hugo ging ins einsame Bett,<br>
Gelüstend nach fremdem Weib,<br>
Das schlief bereits gar lieblich und nett<br>
Und koste des Gatten Leib.

Ein Traum erhitzte ihr klopfendes Herz,
Die Wange voll Feuer ihr brennt,
Sie rief nach dem Lieben mit Sehnsucht und Schmerz,
Den sie am Tage nicht kennt.
Sie umarmt den Gemahl so lebhaft und warm,
Denn sie glaubt: es läg ihr der Buhle im Arm«.

(*Macnish*, a. a. O. p. 131). — Auf ähnliche Art will bekanntlich in *Shakespeare's* Othello Jago die Liebe Cassios zur Desdemona entdeckt haben.

**239)** »Περὶ ὕπνου καὶ ἐγρηγόρσεως«. c. 2. »κινοῦνται δ' ἔνιοι καθεύδοντες καὶ ποιοῦσι πολλὰ ἐγρηγορικά, οὐ μέντοι ἄνευ φαντάσματος καὶ αἰσθήσεώς τινος«.

**240)** Περὶ βίων etc. II. § 82. »Θέων δὲ ὁ Τιθωρεὺς ὁ Στωϊκὸς κοιμώμενος περιεπάτει ἐν τῷ ὕπνῳ καὶ Περικλέους δοῦλος ἐπὶ τοῦ στέγους ἄκρου«.

**241)** *Casper's* Wochenschrift f. d. gesammte Heilkunde. 1838, p. 737 u. 759. — Vergl. *Binz*, a. a. O., p. 49.

**242)** *Nudow*, Versuch einer Theorie des Schlafs. Königsberg 1791, p. 167.

**243)** Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Psychologie. Berlin 1855, p. 589.

**244)** *Pfaff*, a. a. O., p. 39. — *Perty*, Die mystischen Erscheinungen in der menschlichen Natur. 2. Aufl. Leipzig u. Heidelberg 1872. Bd. I, p. 141—152. — Der jetzige Spiritualismus und verwandte Erfahrungen. Ein Supplement 1877, p. 112. — Vergl. *Binz*, a. a. O., p. 46.

**245)** Parerg. u. Paralip. Leipz. 1877. I, p. 230. Auch sein Anhänger *J. Bahnsen* sagt: »So ist es vielleicht auch eine doppelte Strahlenbrechung, welche im Traum die Zukunft deutlicher erkennen lässt als im Wachen. Aber man braucht die fatidike Seite des Traumlebens noch gar nicht hereinzuziehen, um die Erfahrung zuzugestehen, dass uns im Traum oft ein wunderbarer Aufschluss gegeben wird über den Charakter eines uns persönlich Bekannten. Nachdem sich die abstract combinirende Vermuthung lange vergebens bemüht hat, Einsicht zu gewinnen in die Motive, von denen andere sich leiten lassen, kann uns in einem Traum plötzlich »ein Licht darüber aufgehen« — vermöge jener Zauberkraft, nach welcher gewisse Arten von Träumen in der Weise des Genies »den Dingen auf den Grund sehen«, hinter dem Accidentellen das Essentielle schauen« (Beiträge zur Charakterologie. Leipz. 1867. B. II, p. 126).

**246)** Beobachtungen auf dem Gebiete der Pathologie. III. Bonn 1840, p. 59—81. Vergl. *Binz*, a. a. O., p. 50 f.

**247)** *Moser*, Patriotisches Archiv f. Deutschland. B. 9, p. 287. *Friedreich*, Gerichtliche Psychologie p. 812. — Vergl. *Hagen*, Die Sinnestäuschungen, p. 325 f.

248) Vergl. *Binz*, a. a. O., p. 54.

249) *W. H. Busch* sagt: »Der Kranke nimmt mit dem Gesichte sowohl wie mit jedem andern Sinne wahr, oder hat wenigstens in einzelnen Fällen das Vermögen hierzu, aber nur diejenigen Wahrnehmungen haben einen Einfluss auf seinen Geist, und zwar einen ihm unbewussten, welcher mit seinen Vorstellungen im Traum in irgend einer Beziehung steht. Auf gleiche Weise verhält sich das Gehör . . . Bemerkenswerth sind ferner die Anomalien des Geschmackssinnes bei den Nachtwandlern. Ein Kranker verzehrte ohne Unterschied jede Nahrung, welche man ihm darreichte, und trank Wasser, obgleich er Wein verlangt hatte, ohne sich zu beklagen«. (Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht. B. II. Leipz. 1840, p. 559).

250) Ausser in den schon angeführten Werken findet man den Nachtwandel behandelt von *Knoll*, Abhandlungen vom Nachtwandeln. Quedlinburg 1753. — Dr. *Pigatti*, Sonderbare Geschichte des Joh. Baptista Negretti, eines Nachtwanderers. — *Macnish*, a. a. O., p. 115 ff. — und in äusserst zahlreichen Dissertationen des 17. und 18. Jahrhunderts. (Vergl. *Jan*, Der Schlaf, Würzburg 1836, p. 141 f.) — Sehr viele Beispiele und manche interessante Bemerkung findet man ferner bei *Hennings*, Von den Träumern und Nachtwandlern. Weimar 1784, p. 369—576; *Muratori*, Die Einbildungskraft des Menschen, d. v. *Richerz*, Leipzig 1785, p. 301—374.

251) »Sind gleich die allermeisten Träume des natürlichen Schlafes blosse Spiele der innern Sinnesenergie: so sind sie es doch nicht alle, und vielleicht giebt es keinen Menschen, der nicht zuweilen etwas Bedeutungsvolles träumt, was ihn zunächst selbst angeht, wenn er überhaupt aufgelegt und im Stande wäre, dasselbe zu beachten. Wenn das Blut und die Seele des Schlafenden mit keinen störenden fremdartigen Dingen beladen wäre; wenn man die äussern Einflüsse, die das Träumen bedingen, kennte; wenn die Erinnerung der Traumgesichte stark genug bliebe, und wenn man die Sprache des Traums jedesmal verstünde: so würde man an dem Traum oft einen belehrenden Genius haben. Träume mit wechselnden Gestalten und gaukelndem zusammenhangslosem Gewirre sind meist von körperlichen Unordnungen und Säftebewegungen veranlasst, und wohl immer ohne Bedeutung. Eine höhere Classe bilden die Allegorien, einfache, leicht deutbare Bilder mit einem mehr feststehenden Charakter. Oft werden damit ferne und künftige Ereignisse angedeutet, Gegenden und Schicksale werden im voraus erblickt, die man später in der Erfahrung wirklich kennen lernt. Eine noch höhere Art sind die divinatorischen Träume, die wie das magnetische Hellsehen über Zeit und Raum entlegene Geheimnisse erblicken, welche meist den Träumenden nicht selbst angehen, und hier sind es dann ganz vorzüglich die Symbole, welche ferne Begebenheiten und oft höhere Angelegenheiten des Geistes betreffen und wohl oft von höheren Einflüssen bedingt sein mögen«. (?) (*Ennemoser*, Geschichte der Magie, p. 133).

252) A. a. O., p. 322. »Grossmächtig wie die Natur des Geistes, erstrecken sie ihre Fühler weit in das All hinaus, und es entspricht die Strahlweite ihrer Empfindkraft der in der Geistessubstanz zusammengehaltenen Dichtheit, enormen Feinheit und Schwingungsmächtigkeit der psychischen Seinskraft«. Von dem Princip ausgehend, dass es viel Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, von welchen sich die Schulweisheit nüchterner Philosophie nichts »träumen« lasse, ist er ein unbedingter Anhänger des Glaubens an die durch psychischen Rapport oder »Gemüthsconnex« vermittelte Ahnung in die Raum- und Zeitferne, und sagt, dass »das Fernwirken und Weitausstrahlen des Geistes normal-natürliche Eigenschaft seiner Lebensenergie« sei (p. 327), wie ja das Ehr- und Ruhmgefühl, die Ideale des Jünglings und die Liebe des Mannes zum Weibe ein solches Streben des menschlichen Geistes in die Universalität zeige. Das Ahnen bestehe in dem freien »Hinschwingen« des Geistes nach dem Objecte u. s. w. — Die gleiche Ansicht hat *Ennemoser* (vergl. Geschichte der Magie p. 133, 137 etc.).

253) *Plato*, apol. p. 33 C: »ἐμοὶ δὲ τοῦτο, ὡς ἐγώ φημι, προστέτακται ὑπὸ τοῦ θεοῦ πράττειν καὶ ἐκ μαντείων καὶ ἐξ ἐνυπνίων καὶ παντὶ τρόπῳ, ᾧπερ τίς ποτε καὶ ἄλλη θεία μοῖρα ἀνθρώπῳ καὶ ὁτιοῦν προσέταξε πράττειν«.

254) Anab. III, 1, 12. IV, 3, 8. VI, 1, 22. Kyrop. VIII, 7, 21.

255) Repub. IX, p. 572.

256) *Cicero*, de divin. L. I, II. c. 63 etc.

257) *Cicero*, de div. I. c. 30. § 64: »Sed tribus modis censet deorum appulsu homines somniare, uno quod praevideat animus ipse per sese, quippe qui deorum cognatione teneatur, altero, quod plenus aër sit immortalium animorum, in quibus tamquam insignitae notae veritatis appareant, tertio, quod ipsi dii cum dormientibus colloquantur«.

258) Eine Zusammenstellung der Meinungen über die Träume im Alterthum lieferten: *Cicero*, de divin. und de nat. deor. — *L. Schulze*, Dissertatio de somnis. Halae 1758. — *J. Ennemoser*, Geschichte der Magie. Leipzig 1844. p. 224 ff. *B. Büchsenschütz*, Traum und Traumdeutung im Alterthum. Berlin 1868. — Bei den Alten gab es Traum- und Todtenorakel (νεκυομαντεῖα, νεκρομαντεῖα, ψυχοπομπεῖα), die besonders von dem Aberglauben des gemeinen Lebens gesucht wurden. Berühmt waren die Heiligthümer des Sehers Amphiaraos zu Oropos, des Amphilochos und Mopsos in Kilikien, des Kalchas und Padaleirios am Vorgebirge Garganus in Apulien, des Asklepios zu Epidauros, wo man sich, um göttliche Offenbarungen namentlich zur Heilung von Kranken zu erhalten, auf dem Felle des Opferthieres zum Schlafe niederlegte. Die εἴδωλα der Todten stiegen dann aus der Erde hervor und erschienen im Traume, oder die Gottheit liess ihre Stimme vernehmen. Ein solches Traumorakel (ἐγκοίμησις, incubatio) schildert uns *Vergil* Aen. VII, 86 ff.

259) Germ. c. 8: »Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant, nec aut consilia earum aspernantur aut responsa neglegunt. Vi-

dimus sub divo Vespasiano Veledam diu apud plerosque numinis loco habitam; sed et olim Albrunam et compluris alias venerati sunt, non adulatione neque tamquam facerent deas«.

260) Zahlreiche Beispiele aus dem Alterthum findet man bei *Cicero*, de divin. I. c. 20 ff.

261) Ajax (ed. *Dindorf*) v. 1418 ff.:

»Ἦ πολλὰ βροτοῖς ἐστὶν ἰδοῦσιν
γνῶναι· πρὶν ἰδεῖν δ' οὐδεὶς μάντις
τῶν μελλόντων ὅ τι πράξει«.

Vergl. Trach. v. 1270:

»Τὰ μὲν οὖν μέλλοντ' οὐδεὶς ἐφορᾷ«.

Die Braut von Messina. Isabella:

»Die Kunst der Seher ist ein eitles Nichts,
Betrüger sind sie oder sind betrogen.
Nichts Wahres lässt sich von der Zukunft wissen,
Du schöpfest drunten an der Hölle Flüssen,
Du schöpfest droben an dem Quell des Lichts.
. . . . . . . . . . . . . . . .
Vermauert ist dem Sterblichen die Zukunft,
Und kein Gebet durchbohrt den ehrnen Himmel.
Ob rechts die Vögel fliegen oder links,
Die Sterne so sich oder anders fügen,
Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur,
Die Traumkunst träumt, und alle Zeichen trügen«.

262) Zeitschr. f. Völkerpsych. B. V, p. 118.

263) *Plato* lässt in seinem Dialog »Menon« den *Sokrates* sagen, dass der am besten zu lügen verstände, welcher das Richtige kenne, weil der Nichtwissende aus Zufall wohl einmal das Richtige treffen, der Wissende aber dasselbe zu nennen vermeiden könne.

264) De divin. II, c. 71: »Si igitur neque deus est effector somniorum neque naturae societas ulla cum somniis neque observatione inveniri potuit scientia, effectum est, ut nihil prorsus somniis tribuendum sit«. — Vergl. *Sirach.* c. 34. v. 1 ff.: »Unweise Leute betrügen sich selbst mit thörichten Hoffnungen und Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts anders, denn Bilder ohne Wesen«. Vergl. *Hiob* c. 20, 8. *Predig. Salom.* 5, 6. — *Hom.* Od. XIX, v. 560 f.:

. . . ὄνειροι ἀμήχανοι ἀκριτόμυθοι
γίγνοντ' οὐδέ τι πάντα τελείεται ἀνθρώποισιν«.

*Nibel.* av. 25: »Swer geloubet treumen . . . . der enweiʒ der rehten maere niht ze sagene«.

*Shakesp.* Romeo und Julie. A. I. Sc. 5. Mercut.: »Ich rede

Von Träumen, Kindern eines müss'gen Hirns.
Von nichts als eitler Phantasie erzeugt,

Die aus so dünnem Stoff als Luft besteht
Und flücht'ger wechselt als der Wind«.
Vergl. auch das Sprichwort: »Träume sind Schäume«.

265) Im Alterthum waren diese bei bestimmten Krankheitsformen constanten Träume schon bekannt. *Aristoteles* erwähnt dieselben (de div. in som. a. a. O. p. 121: ἆρ' οὖν ἐστὶ τῶν ἐνυπνίων τὰ μὲν αἴτια, τὰ δὲ σημεῖα, οἷον τῶν περὶ τὸ σῶμα συμβαινόντων; λέγουσι γοῦν καὶ τῶν ἰατρῶν οἱ χαρίεντες ὅτι δεῖ σφόδρα προσέχειν τοῖς ἐνυπνίοις· εὔλογον δ' οὕτως ὑπολαβεῖν καὶ τοῖς μὴ τεχνίταις μὲν, σκοπουμένοις δέ τι καὶ φιλοσοφοῦσιν.) und *Galen* specificiert dieselben in einer Weise (si incendium quis per somnum videat, eum quidem flava infestari bile significatur, si vero fumum aut caliginem aut profundas tenebras, atra bile gravatur, si imbres somniat, in eo frigidam humiditatem abundare indicatur), welche bis in das spätere Mittelalter feststand. — Eine Sammlung pathologischer Träume findet man bei *Alberti*, De vaticiniis aegrotorum. Ital. 1724. (vergl. *Volkmann*, a. a. O. I, p. 415).

266) Vergl. *Sophokles*, Philoct. v. 847 f.:
»ὡς πάντων ἐν νόσῳ εὐδρακὴς
ὕπνος ἄϋπνος λεύσσειν«.

267) Vergl. *Hildebrand*, a. a. O. p. 32.

268) A. a. O. II, c. 59: »Quis est enim, qui totum diem jaculans non aliquando collineet? Totas noctes dormimus neque ulla fere est, qua non somniemus et miramur, aliquando id, quod somniarimus, evadere? Quid est tam incertum quam talorum jactus? tamen nemo est quin saepe jactans Venerium jaciat aliquando, nonnumquam etiam iterum ac tertium; num igitur, ut inepti, Veneris id fieri impulsu malumus quam casu dicere?«. Vergl. auch c. 71: (cum) . . . . »casus autem innumerabilibus paene seculis in omnibus plura mirabilia quam in somniorum visis effecerit«. etc. — Manche treffende Bemerkung über Ahnungsträume findet man auch bei *Muratori*, die Einbildungskraft. I, p. 211—374.

269) Vergl. *Plato*, apol p. 33. C., Phaedon. p. 60 E. — *Xenophon*, Anab. IV, 3, 8. III, 1, 11. Auf letzteren beruft sich *Lucian*, der selbst durch einen Traum bestimmt wurde, seine Berufsthätigkeit zu verlassen und sich der Wissenschaft zuzuwenden. — *Goethe* erzählt, dass er für seinen Grossvater besondere Hochachtung empfunden habe, da man der Ueberzeugung war, dass er die Gabe der Weissagung besitze, besonders in Dingen, die ihn selbst und sein Schicksal betrafen. Durch bedeutende Träume sei er nämlich von dem, was sich ereignen sollte, unterrichtet worden. »So versicherte er z. B. seiner Gattin, zur Zeit, als er noch unter die jüngern Rathsherrn gehörte, dass er bei der nächsten Vacanz auf der Schöffenbank zu der erledigten Stelle gelangen würde. Und als wirklich bald darauf einer der Schöffen vom Schlag gerührt starb, verordnete er am Tage der Wahl und Kugelung, dass zu Hause im Stillen alles zum Empfang der Gäste und Gratulanten solle eingerichtet werden, und die entscheidende goldene Kugel ward wirklich für ihn gezogen. Den

einfachen Traum, der ihn hiervon belehrt, vertraute er seiner Gattin folgendermassen: Er habe sich in voller gewöhnlicher Rathsversammlung gesehen, wo alles nach hergebrachter Weise vorgegangen. Auf einmal habe sich der nun verstorbene Schöff von seinem Sitze erhoben, sei herabgestiegen und habe ihm auf eine verbindliche Weise das Compliment gemacht: er möge den verlassenen Platz einnehmen, und sei hierauf zur Thüre hinausgegangen. Etwas Aehnliches begegnete, als der Schultheiss mit Tod abging. Man zaudert in solchem Falle nicht lange mit Besetzung dieser Stelle, weil man immer zu fürchten hat, der Kaiser werde sein altes Recht, einen Schultheissen zu bestellen, irgend einmal wieder hervorrufen. Diesmal ward um Mitternacht eine ausserordentliche Sitzung auf den andern Morgen durch den Gerichtsboten angesagt. Weil diesem nun das Licht in der Laterne erlöschen wollte, so erbat er sich ein Stümpfchen, um seinen Weg weiter fortsetzen zu können. »Gebt ihm ein ganzes«! sagte der Grossvater zu den Frauen; »er hat ja doch die Mühe um meinetwillen«. Dieser Aeusserung entsprach auch der Erfolg: er wurde wirklich Schultheiss; wobei der Umstand noch besonders merkwürdig war, dass, obgleich sein Repräsentant bei der Kugelung an der dritten und letzten Stelle zu ziehen hatte, die zwei silbernen Kugeln zuerst herauskamen, und also die goldene für ihn auf dem Grunde des Beutels liegen blieb. Völlig prosaisch, einfach und ohne Spur von Phantastischem oder Wundersamen waren auch die übrigen der uns bekannt gewordenen Träume. Ferner erinnere ich mich, dass ich als Knabe unter seinen Büchern und Schreibkalendern gestört und darin unter andern auf Gärtnerei bezüglichen Anmerkungen aufgezeichnet gefunden: Heute Nacht kam N. N. zu mir und sagte . . . . Name und Offenbarung waren in Chiffern geschrieben. Oder es stand auf gleiche Weise: Heute Nacht sah ich . . . . . Das Uebrige war wieder in Chiffern, bis auf die Verbindungs- und andere Worte, aus denen sich nichts abnehmen liess«. (»Aus meinem Leben«. B. I. Werke herg. von *Prochaska*. Bd. IV, p. 16). An einer andern Stelle führt er jedoch auch einen Fall an, wo ein ganz ohne Reflexion und unbedacht, ja unschicklich von ihm selbst ausgesprochenes Wort sich zufälligerweise zur Prophezeihung gestaltete. (ibid. p. 41 f.).

**270)** Vergl. Anmerk. 35 u. 36.

**271)** A. a. O. c. 2, p. 123.

**272)** *Cicero*, de div. I. c. 27.

**273)** *Scherner* glaubt, wie *Agrippa von Nettesheim*, dass man durch blossen Vorsatz des Willens einem Anderen in grosser Entfernung bestimmte Träume verursachen könne, indem dann ein geistiger »Strahl«, dessen Schnelligkeit die des materiellen Lichtes bei weitem übertreffe, zu der Seele des Schläfers dringe und sie errege; durch viele Beispiele sucht er diese Ansicht zu bestätigen. Sogar Verstorbene seien im Stande, einen solchen Strahl zu den Lebenden auszusenden, wozu er als Beleg den erwähnten Traum des Mannes zu Megara sowie einige ähnliche aus seinem eigenen Bekannten-Kreise anführt. (p. 367—374).

**274)** *Moreau de Tours* will in Bicêtre zwei junge Leute beobachtet haben, welche dieselben krankhaften Neigungen, dieselben herrschenden Wahnideen, dieselben Gehörshallucinationen hatten. Er berichtet: »Eine äusserst merkwürdige Thatsache, die sehr häufig durch die Wärter und uns selbst beobachtet wurde, ist folgende: von Zeit zu Zeit vollzog sich in unregelmässigen Zwischenräumen von zwei, drei oder mehreren Monaten ohne ersichtliche Ursache und gleichsam von freien Stücken durch den Verlauf der Krankheit veranlasst ein sehr deutlicher Wechsel in dem Verhalten beider Brüder. Beide rafften sich nämlich zur selben Zeit und oft am selben Tage aus dem Zustande gänzlicher Verdumpfung und Erschlaffung, in den sie gewöhnlich versunken waren, auf und baten den Arzt inständig, ihnen die Freiheit zu geben. Ich habe diesen sonderbaren Vorgang selbst dann sich wiederholen sehen, als sie von einander um mehrere Kilometer Entfernung getrennt waren«. (Psychol. morbide, p. 172. Einen gleichartigen Fall findet man bei *Trousseau*, Clinique médicale I, 253; vergl. *Ribot*, Die Erblichkeit. p. 292).

**275)** Edmund sagt in *Shakespeare's* König Lear (A. I. Sc. 2): »Das ist die ausbündige Narrheit dieser Welt, dass wenn wir an Glück krank sind — oft durch die Uebersättigung unsres Wesens, — wir die Schuld unsrer Unfälle auf Sonne, Mond und Sterne schieben, als wenn wir Schurken wären durch Nothwendigkeit, Narren durch himmlische Einwirkung, Schelme, Diebe und Verräther durch die Uebermacht der Sphären, Trunkenbolde, Lügner und Ehebrecher durch erzwungene Abhängigkeit von planetarischem Einfluss und alles worin wir schlecht sind, durch göttlichen Anstoss. Eine herrliche Ausflucht für den Liederlichen, seine hitzige Natur den Sternen zur Last zu legen!«

**276)** Mikrokosm. 2. Aufl. Bd. II, p. 362 f. Er meint, die Seele sei nicht ein blosser Spiegel der Natur, sondern trage in sich selbst die Gesetze ihrer Entwicklung, die von aussen nur angeregt werden könnten. Er giebt jedoch zu, dass der Wechsel der Jahreszeiten durch das Schwanken des Lebensgefühls beim Hinsterben und Wiederaufleben mit den sich daran knüpfenden Erinnerungen und Hoffnungen eine grosse Bedeutung für unser Gemüthsleben haben (p. 352).

**277)** Vergl. *Ludwig*, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. Leipzig 1858, p. 126. — Der Nervenprocess bei Menschen geht in der Kälte langsamer, bei höherer Temperatur schneller von statten als bei mittlerer. (*Wundt*, Physiol. Psychol. p. 254: »Erscheinungen, welche denjenigen gleichen, durch welche sich der herabgesetzte Kräftezustand verräth, lassen sich durch die Einwirkung der Kälte hervorbringen, wogegen der Einfluss einer höheren Temperatur umgekehrt in Symptomen sich äussert, die dem Zustand hoher Leistungsfähigkeit ähnlich sind«).

**278)** *Zillner*, Ueber psychische Jahreszeitconstitutionen. Zeitschr. f. Psychiatrie. 1859. B. 16. (p. 36—47) p. 45 f. — *Reil* schrieb in seinen Rhapsodien ebenfalls den Jahreszeiten und der Atmosphäre einen Einfluss auf die Paroximsen des periodischen Irreseins zu und behauptete, die Tag-

und Nachtgleichen im Frühling und Herbst seien animös. — *Adolph Wagner* sagt in seiner statistisch-anthropologischen Untersuchung über »die Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen« (p. 280): »Die Daten aus ganz Europa stimmen so genau überein, dass man bereits von einem Gesetz der Vertheilung der Selbstmorde über die Jahreszeiten sprechen kann. Entscheidend sind die Uebergangszeiten mit starkem Temperaturwechsel: der Uebergang von der Kälte zur Wärme, vom Winter zum Sommer wirkt steigernd, derjenige von der Wärme zur Kälte, vom Sommer zum Winter herabdrückend auf die Selbstmordfrequenz ein. Das Maximum fällt in den Juni, das Minimum in den December, die drei Monate Mai bis Juli bilden, ohne grosse Verschiedenheiten innerhalb derselben, das Maximal-, die drei Monate November bis Januar in gleicher Weise das Minimalquartal. Weder der absolute Hitze- noch der absolute Kältegrad ist massgebend für die Zu- und Abnahme der Selbstmorde. Die innere Ursache dieses Gesetzes der Vertheilung der Selbstmorde über die Jahreszeiten ist als solche noch unbekannt. Dass Gehirnaffectionen mitzuspielen scheinen, ergiebt sich aus verschiedenen Analogieen, namentlich auch daraus, dass diejenigen Fälle, in welchen physische Leiden, und mehr noch Geisteskrankheiten das muthmassliche Motiv des Selbstmords sind, von den Jahreszeiten noch stärker, wie die anderen Fälle beherrscht zu werden scheinen, in welchen der Selbstmord eine eigentlich willkürliche Handlung ist«. (Vergl. auch p. 128—35, 272).

279) Pathologie und Therapie psychischer Krankheiten. 2. Aufl. Stuttg. 1861. p. 154.

280) *Pfaff*, a. a. O. p. 108.

281) *Burdach*, a. a. O. III, p. 590.

282) »Untersuchungen über den Einfluss des Mondes auf das periodische Irrsein«. Zeitschr. f. Psychiatrie. B. 16. p. 415—42 und p. 693—712.

283) Nach dem deutschen Volksglauben sind die Träume in der ersten Nacht nach dem Vollmonde die bedeutungsreichsten (*Wuttke*).

284) Vergl. *Fechner's* Centralblatt 1853. p. 784.

285) *Bastian*, Beiträge zur vergleichenden Psychologie. p. 158.

286) A. a. O. p. 103 f. und 133 ff. — In Betreff des Erdbebens sagt *Cuvier:* »Une augmentation de l'électricité s'y manifeste aussi presque toujours, et ils sont généralement annoncés par le mugissement des bestiaux, par l'inquiétude des animaux domestiques, et dans les hommes par cette sorte de malaise, qui en Europe précède les orages dans les personnes nerveuses« (Progrès des sciences. I, p. 265).

287) De natur. deor. II. c. 16.

288) *Plato*, Tim. p. 24 C. *Arist.*, Polit. VII. 7. — Ueber den Einfluss des Klimas auf die Denkweise der Menschen vergl. besonders *Buckle*, Geschichte der Civilisation in England. Deutsch von *Arnold Ruge*. 2. Ausg. Leipzig und Heidelberg 1864. Bd. 1, Abth. 1, p. 35—128. Die Gross-

artigkeit der Natur und ihrer Erscheinungen in den aussereuropäischen Ländern, welche eine Cultur besassen, in Indien, Peru u. s. w., entwickelt die Phantasie des Menschen mehr als den Verstand und raubt ihm das Gefühl seiner eigenen Würde und Kraft; dies zeigt sich in der Religion, der Literatur und despotischen Staatsform dieser Völker. Das gemässigte Klima Europas dagegen lässt Verstand und Phantasie gleichmässig sich entwickeln und macht dadurch eine wirkliche Wissenschaft möglich u. s. w.

289) Die Welt als Wille und Vorstellung, herg. von *J. Frauenstädt*. 2. Aufl. Leipzig 1877, B. II, p. 592: »Schwieriger aber ist das Problem, ob sich hierbei sondern lasse, was dem Vater und was der Mutter angehört, welches also das geistige Erbtheil sei, das wir von jedem der Eltern überkommen. Beleuchten wir nun dieses Problem mit unserer Grunderkenntniss, dass der Wille das Wesen an sich, der Kern, das Radicale im Menschen, der Intellect hingegen das Sekundäre, das Adventitium, das Accidenz jener Substanz sei; so werden wir, vor Befragung der Erfahrung, es wenigstens als wahrscheinlich annehmen, dass, bei der Zeugung, der Vater, als sexus potior und zeugendes Prinzip, die Basis, das Radicale des neuen Lebens, also den Willen verleihe, die Mutter aber, als sexus sequior und bloss empfangendes Princip, das Sekundäre, den Intellect; dass also der Mensch sein Moralisches, seinen Charakter, seine Neigungen, sein Herz, vom Vater erbe, hingegen den Grad, die Beschaffenheit und Richtung seiner Intelligenz von der Mutter. Diese Annahme nun findet wirklich ihre Bestätigung in der Erfahrung . . . . Die eigene Erfahrung hat den Vorzug völliger Gewissheit und grösster Specialität, wodurch der Nachtheil, der ihr daraus erwächst, dass ihre Sphäre beschränkt und ihre Beispiele nicht allbekannt sind, überwogen wird. An sie zunächst weise ich daher einen Jeden. Zuvörderst betrachte er sich selbst, gestehe sich seine Neigungen und Leidenschaften, seine Charakterfehler und Schwächen, seine Laster, sowie auch seine Vorzüge und Tugenden, wenn er deren hat, ein: dann aber denke er zurück an seinen Vater, und es wird nicht fehlen, dass er jene sämmtlichen Charakterzüge auch an ihm gewahr werde. Hingegen wird er die Mutter oft von einem ganz verschiedenen Charakter finden, und eine moralische Uebereinstimmung mit dieser wird höchst selten, nämlich nur durch den besonderen Zufall der Gleichheit des Charakters beider Eltern, statt finden«. — *Burdach* (a. a. O. B. I. § 306) nimmt an, dieselbe psychische Eigenschaft könne bald vom Vater, bald von der Mutter vererbt werden, doch setzt er hinzu: »Im Ganzen genommen, hat das Männliche mehr Einfluss auf Bestimmung des irritabeln Lebens, das Weibliche hingegen mehr auf die Sensibilität«. — Allgemeiner äussert sich *Ribot:* »Der Vater kann das Gehirn, die Mutter den Magen, das eine das Herz, das andere die Leber, das eine den Darmcanal, das andere die Bauchspeicheldrüse, das eine die Nieren, das andere die Harnblase auf dasselbe Kind vererben. Solche Thatsachen sind durch anatomische Untersuchungen bei Mensch und Thier verbürgt. Sie geben die organische Grundlage für die manchmal so sonderbare Verschlingung der Instincte, der Empfänglichkeiten für Krankheit und Leidenschaften bei-

der Eltern im Kinde. Zuweilen giebt der eine der Eltern das ganze Leibliche, der andere das ganze Geistige her. . . . . Um uns kurz über die directe Vererbung zu fassen, können wir sagen: Das Kind erbt von beiden Eltern; keines von diesen übt auf den Sprössling eine ausschliessliche Einwirkung; aber eines von ihnen doch immer eine überwiegende. Dieses Uebergewicht kommt entweder in demselben oder im entgegengesetzten Geschlechte zur Geltung. . . . . Wenn man den Vater in seiner Tochter, und endlich in seinem Grosssohne wieder erscheinen sieht, die Mutter aber in ihrem Sohne und endlich in ihrer Grosstochter, so wird man sich leicht überzeugen, dass jedes Geschlecht mit der Zeit immer wieder sein Recht in Anspruch nimmt, falls dies nicht gleich anfangs geschehen ist«. (Die Erblichkeit. Deutsch. von *Dr. Otto Hotzen*. Leipzig 1876, p. 177, p. 188 und p. 203). — Die Einflüsse der Vererbung auf sich selbst schildert *Goethe* in folgenden Versen:

»Vom Vater hab' ich die Natur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabuliren.
Urahnherr war der Schönsten hold.
Das spukt so hin und wieder;
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Complex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?«.

*Wundt* sagt: »Die Vererbung betrifft hauptsächlich das Gefühlsleben, die unbewusste Unterlage unseres psychischen Daseins. Abänderungen kommen dagegen mehr innerhalb der bewussten Intelligenz zum Vorschein. Die intellectuellen Anlagen können innerhalb der nämlichen Familie weit auseinandergehen, weit seltener entwickeln sich erfahrungsgemäss erhebliche Verschiedenheiten der Gemüthsanlage. Diese Thatsache scheint mir wohl erklärlich zu sein. Das Erkennen beruht weit mehr auf freier, selbständiger Geistesarbeit als das Fühlen. Dieses besitzt eine gewisse unabhängige Ursprünglichkeit. Da aber die bewusste Erkenntniss aus dem Gefühl entspringt und selbst wieder auf das Gefühl zurückwirkt, so ist freilich auch hier keine feste Grenze zu ziehen, namentlich gehen die bedeutenderen Abstufungen des Erkennens und Fühlens stets parallel. . . . . Was wir allein annehmen können und müssen in geistiger wie in körperlicher Beziehung, ist die Vererbung der Anlagen. Dass die Vererbung der körperlichen Eigenthümlichkeiten nur eine Vererbung der Anlage zu einer bestimmten Körperbildung ist, zeigt die unmittelbare Beobachtung. Von allen den Eigenthümlichkeiten der körperlichen Bildung lässt der erste Keim noch keine Spur erkennen: sie sind sämmtlich erst Producte selbständiger Entwickelung, sie können also auch im Keime nur potentiell, d. h. als Anlagen enthalten sein«. (Vorlesungen über die Menschen- und Thierseele. II., p. 361). — *Ewald Hering* fasst

die Vererbung — bei Thieren den Instinct, bei Menschen die Anlage — als Gedächtniss der organisirten Materie. (Ueber das Gedächtniss als eine allgemeine Function der organisirten Materie. Vortr. geh. in der k. Acad. d. Wiss. in Wien am 30. Mai 1870). »Wenn dem Mutterorganismus durch lange Gewöhnung oder tausendfache Uebung Etwas so zur andern Natur geworden ist, dass auch die in ihm ruhende Keimzelle davon in einer, wenn auch noch so abgeschwächten Weise durchdrungen wird, und letztere beginnt ein neues Dasein, dehnt sich aus und erweitert sich zu einem neuen Wesen, dessen einzelne Theile doch immer nur sie selbst sind und Fleisch von ihrem Fleische, und sie reproducirt dann das, was sie schon einmal als Theil eines grossen Ganzen mit erlebte: so ist das zwar eben so wunderbar, als wenn dem Greis plötzlich die Erinnerung an die früheste Kindheit überkommt, aber es ist nicht wunderbarer als dieses. . . . So steht schliesslich jedes organische Wesen der Gegenwart vor uns als ein Product des unbewussten Gedächtnisses der organisirten Materie, welche immer wachsend und immer sich theilend, immer neuen Stoff assimilirend und anderen der organischen Welt zurückgebend, immer Neues in ihr Gedächtniss aufnehmend, um es wieder und wieder zu reproduciren, reicher und immer reicher sich gestaltete, je länger sie lebte. Die ganze individuelle Entwicklungsgeschichte eines höher organisirten Thieres bildet aus diesem Gesichtspunkte eine fortlaufende Kette von Erinnerungen an die Entwicklungsgeschichte jener grossen Wesenreihe, deren Endglied dieses Thier bildet. . . . Gleichwohl müssen wir selbstverständlich, wie dem übrigen Körper, so auch dem Gehirne des neugeborenen Menschen ein weitgehendes Erinnerungs- oder Reproductionsvermögen dessen zuschreiben, was schon tausendfach an seinen Ahnen zur Entwicklung kam, und vermöge dessen er die zum Leben nöthigen Fertigkeiten, soweit sie ihm nicht schon vollständig angeboren sind, jetzt ungleich rascher und leichter erlernt, als sonst möglich wäre. Nur erscheint das, was wir beim Thiere Instinct nennen, hier in freierer Form als Anlage. Freilich die Begriffe sind ihm nicht angeboren, aber dass sie aus dem complicirten Gemisch der Empfindungen so leicht und sicher herauskrystallisiren, das verdankt das Kind nicht seiner Arbeit, sondern der vieltausendjährigen Arbeit der Gehirnsubstanz zahlloser Vorfahren«. (pp. 16, 18, 20).

290) *Erdmann,* Phychologische Briefe. 4. Aufl. Leipzig 1868, p. 108 u. 117. — Grundriss der Psychologie. 4. Aufl. Leipzig 1862. § 26, p. 17 f.

291) *Humboldt,* »Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluss auf die organische Natur« in *Schiller's* Horen Bd. I. H. 2, p. 99—132; »Ueber die männliche und weibliche Form«. Bd. I. H. 3, p. 80—103, Bd. II. H. 1, p. 14—40. »Ueberall, wo der männliche und weibliche Charakter sichtbar ist, wird man in ihm diese Seiten gewahr: in dem ersteren ein Streben, mit trennender Heftigkeit erzeugend, in dem letzteren ein Bemühen, durch Verbindung erhaltend zu sein. Alle Eigenschaften, in welche gekleidet beide Geschlechter durch die Natur, aber vorzüglich im Menschen erscheinen, bringen denselben verschiedenen Eindruck hervor. Die reizende Anmuth und liebliche Fülle der Weiblichkeit

bewegt die Sinne; die nicht sowohl anschauliche, als bildliche Vorstellungsart und der sinnliche Zusammenhang aller Begriffe geben der Phantasie ein reiches und lebendiges Bild, und die Einheit des Charakters, der jedem Eindruck offen, jeden mit entsprechender Innigkeit erwiedert, rührt die Empfindung. So wirkt alles Weibliche vorzüglich auf diejenigen Kräfte, welche den ganzen Menschen in seiner ursprünglichen Einfachheit zeigen. Was dem Mann und seinem Geschlechte angehört, lässt dagegen diese minder befriedigt, beschäftigt aber mehr das Vermögen der Begriffe. Die Gestalt hat mehr Bestimmtheit, als anmuthige Schönheit; die Begriffe sind deutlicher und sorgfältiger geschieden, stehen aber auch in weniger leichter Verbindung; der Charakter ist stark und hat feste Richtungen, erscheint aber nicht selten auch einseitig und hart. Alles Männliche, kann man daher sagen, ist mehr aufklärend, alles Weibliche mehr rührend. Das eine gewährt mehr Licht, das andere mehr Wärme« (I, 2, p. 121 f.; vergl. p. 120, 131). »Ein Herz, das sich, von mannigfaltigen Empfindungen bewegt und von einer edeln Strebsamkeit beseelt, reich in sich selbst fühlt, aber den kühnen Muth vermisst, sich eine eigene Richtung zu geben, wird von unruhiger Sehnsucht gefoltert. Sich selbst unverständlich und arm im Schosse des Ueberflusses, wünscht es ein Wesen zu finden, das die verschlungenen Knoten seiner Gefühle freundlich löse. Je tiefer die Quelle dieser verworrenen Stimmung verborgen liegt, desto schwerer begegnet es der Gewährung seines Wunsches, aber desto inniger schliesst es sich an die gefundene Erscheinung an. Je länger es an ihr verweilt, desto mehr Berührungspunkte entdeckt es«. (p. 119). — *Lotze*, Mikrokosm. 2. Aufl. p. 380—388; Medicin. Psychol. p. 556—560. — Auch bei *J. Bahnsen* (Beiträge zur Charakterologie. Leipzig 1867. B. II, p. 297 ff.) findet man eine interessante Darstellung. — *Sam. Smiles* sagt: »Die Frau erzieht menschlicher als alle andern Lehrer. Der Mann ist das Gehirn, die Frau ist das Herz der Menschheit, er ist das Urtheil, sie ist das Gefühl derselben, er ist deren Kraft, sie ist deren Anmuth, Zierde und Trost. Selbst bei den klügsten Frauen scheint der Verstand hauptsächlich aus dem Gefühlsleben zu entspringen. Leitet der Mann die Vernunft, so pflegt die Frau die Gefühle, welche den Charakter hauptsächlich bestimmen. Während er das Gedächtniss erfüllt, nimmt sie das Herz in Besitz. Sie macht uns lieben, wo er uns bloss glauben macht und durch sie vornehmlich werden wir befähigt, zur Tugend zu gelangen« (Der Charakter, deutsch von *Fr. Steger*, 2. Aufl. Leipzig 1874. p. 64). — *Lindemann* erhebt sich zu der merkwürdigen Aeusserung: der Mann ist das »feurige«, das Weib das »wässerige Princip« (!) (Anthropologie, Zürich 1844. p. 426).

**292)** Das Gefühlsleben. Leipzig 1862, p. 224.

**293)** Vergl. »Schädel, Hirn und Seele«. Jena 1854, p. 19, 69, 70, 180, besond. 154, 182.

**294)** Wie oben erwähnt worden, liegt das Centrum der activen Aufmerksamkeit und willkürlichen Bewegung in den vorderen, das für die sensorischen Leitungsbahnen aber in den hinteren Theilen der Grosshirnrinde. Vergl. *Wundt*, Physiol. Psychologie. p. 164 ff. u. p. 830.

295) Eine Dame theilte mir mit, dass sie weniger lebhaft träume, wenn sie viel spazieren gegangen, als wenn sie lange Zeit zu Hause zugebracht und ihren Gedanken nachgehangen habe. — Ueberhaupt sind Leute, die viel denken und wenig Körperbewegung haben, die grössten Träumer.

Die Sinnestäuschungen der Frauen fallen mehr als bei Männern in die Geschlechtssphäre, bei abnormer Richtung des Geschlechtslebens beziehen sie sich meist auf religiöse Gegenstände und Erscheinungen. Vergl. *Hagen*, Sinnestäuschungen, p. 138 f. u. *Griesinger*, a. a. O., p. 203. — Die mannigfachen organischen Einwirkungen und die bekannten gemischten Gemüthsbewegungen bei Schwangeren und Wöchnerinnen verleihen den Träumen ein eigenthümliches Colorit und Prophetie findet sich hier besonders oft.

296) *Wundt*, Physiol. Psychol. p. 816. — *George* sagt: »Je grösser die Wachsamkeit ist für die Eindrücke, die uns treffen, desto lebhafter muss auch die Freude oder der Schmerz sein, die sich daran knüpfen, je geschärfter die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand ist, desto stärker wird auch die Hoffnung oder die Furcht sein, mit welcher wir ihn betrachten. Ebenso verhält es sich, wenn wir die Beziehungen umkehren; die Lebhaftigkeit der Freude wie des Schmerzes erhält uns wach und verscheucht den Schlaf auch von dem ermüdeten Körper, Hoffnung und Furcht steigern die Aufmerksamkeit auf alle Veränderungen, welche in unserer Umgebung eintreten. Je deutlicher und bestimmter ferner die Auffassung ist, desto kräftiger wird der Reiz oder der Abscheu, je tiefer die Empfindung, desto dauernder die Befriedigung oder der Ekel. Diese innige Wechselbeziehung zwischen Wahrnehmung und Affect giebt das Temperament, welches seinem innersten Wesen nach daher nichts anderes ist als die Bestimmtheit der Seele, vermöge welcher sie in dem durch die Wahrnehmungen vermittelten Verkehr mit der Aussenwelt zu gewissen Affecten der Lust oder Unlust gestimmt wird, und vermöge welcher andererseits ihre Geneigtheit zu gewissen Affecten die Art und Weise der Wahrnehmung selbst bedingt«. (Psychologie. Berlin 1854, p. 125. — Auch im Einzelnen findet man in diesem Buche in Bezug auf die Temperamente manche sehr treffende Bemerkung.)

297) Mikrokosm. 2. Aufl. Bd. II, p. 366 f.; vergl. Medicin. Psychol. p. 560—567.

298) Man glaubte, dass bei dem ersten das Blut, bei dem zweiten und dritten die schwarze oder gelbe Galle, bei dem letzten der Schleim vorherrsche. — Ueber die verschiedenen Meinungen in Betreff der physiologischen Grundlage der Temperamente vergl. *Harless*, Art. »Temperament« in *Wagner's* HWB. d. Phys. Bd. III, Abth. 1.

299) *Wundt* unterscheidet deshalb starke und schwache, schnelle und langsame Temperamente und stellt die Tafel auf:

| | Starke | Schwache |
|---|---|---|
| Schnelle | Cholerisch | Sanguinisch |
| Langsame | Melancholisch | Phlegmatisch. |

(a. a. O., p. 817).

300) *Kant* sagt vom Phlegmatiker: »Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit und man nennt ihn selbst im gemeinen Leben oft den Philosophen. Durch dieses ist er Anderen überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben; denn alle auf ihn losgeschnellte Ballisten und Catapulten prallen von ihm als einem Wollsack ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiss sich die Herrschaft über Frau und Verwandte zu verschaffen, indessen dass er scheint allen zu Willen zu sein, weil er durch seinen unbiegsamen aber überlegenen Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht: wie Körper, welche mit kleiner Masse und grosser Geschwindigkeit den Stoss ausüben, durchbohren, mit weniger Geschwindigkeit aber und grösserer Masse das ihnen entgegenstehende Hinderniss mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern«. (Anthropol. 3. Aufl. Königsberg 1820, p. 262).

301) *Schopenhauer* sagt geradezu: »Ein phlegmatisches Genie ist unmöglich« (Die Welt als Wille und Vorstellung, herg. von *Frauenstaedt*. 2. Aufl. Leipz. 1877. Bd. II, p. 450).

302) *Volkmann*, a. a. O. I, p. 212.

303) *Jul. Bahnsen* erörtert einmal in Anknüpfung an den Ausspruch eines Franzosen: »Die Tugend ist Temperamentssache« — die »Temperamentstugenden« (Mosaiken und Silhouetten. Leipz. 1877, p. 94—100) und weist darauf hin, dass das Temperament ausschliesslich eine Form der Handlungsweise ausdrückt und mit dem Inhalt zunächst gar nichts zu thun hat. »Wie einer überhaupt ein Kunstwerk auf sich wirken lässt, bestimmt sich nach seiner ästhetischen Begabung — aber ob er die empfangenen Eindrücke mit der Ueberschwänglichkeit eines Enthusiasten nach aussen setzt oder still innerlich in sich verarbeitet, darin giebt er sein Temperament kund. Heftiges Auffahren, hitziges Dreinfahren sind Fehler, die das Temperament begeht — aber was zum einen oder andern veranlasst, ist Kennzeichen des ethischen Charaktergehalts« (p. 96). — Wer seine Ungezogenheiten oder gar Rohheiten damit rechtfertigen will, dass sie »in seinem Temperamente liegen«, thäte besser, mit Hülfe eines energischen Willens diese enormen Fehler seiner Temperamentsäusserungen zu verbessern; er ist nicht für das Temperament selbst, wohl aber für die fehlerhaften Aeusserungen desselben verantwortlich. — Vergl. hierzu auch *George*, Psychologie. Berlin 1854, p. 133 f. und *Lotze*, Medic. Psych., p. 560.

304) *Wundt*, a. a. O., p. 818.

305) Das Wort »Melancholie« kann ein Temperament, dann eine trübe Gemüthsstimmung und endlich eine bestimmte Form von Seelenkrankheit, welche die ersten beiden zur Disposition hat und aus ihnen hervorgeht,

bezeichnen. Das eigentliche Temperament wird häufig mit seinem krankhaften Extrem verwechselt, und es ist deshalb gerechtfertigt, wenn *Lotze* den Namen »sentimentales Temperament« vorschlägt. — *Bahnsen* nennt es das »anämatische«.

306) Vergl. *Hagen*, Sinnestäuschungen. p. 139 ff. — *Griesinger* dagegen meint, dass die vier Categorien niemals »zu empirischem Nachweis« gekommen und dass ihnen in Bezug auf die Disposition zum Irrsinn kein Werth beizumessen sei (a. a. O. p. 165).

307) *Pfaff*, a. a. O. p. 107 f.

308) *J. Bahnsen* glaubt es dadurch fertig zu bringen, dass er bei jedem der vier Temperamente starke und schwache Spontaneität, rasche und langsame Receptivität, tiefe und flache Impressionabilität (Grad des »Einwühlens« jedes Eindrucks in die Individualität), nachhaltige und flüchtige Reagibilität unterscheidet und dadurch sechszehn verschiedene Temperamentsformen erhält, in welche er alle Individualitäten von der »grossartigen Heldennatur« bis zu dem »ewigen Krakeeler«, dem »erbärmlichen Wicht voll verhaltenen Ingrimms« unterbringt (Beiträge zur Charakterologie. Leipz. 1867. I, p. 24 ff). — Im Einzelnen findet man bei ihm manche treffende Bemerkung. Der »mobile« Sanguiniker veranschaulicht ihm das Sprichwort: »Am rollenden Stein wächst kein Moos«; der unermüdliche Choleriker handelt nach dem Wahlspruch: »Rast' ich, so rost' ich«. Den Anämatiker freilich schildert er als ungemüthlichen Gesellen, als »Kleinigkeitskrämer«, der von Nichts stark und kräftig afficirt, dafür aber von wahren Lappalien zu nachhaltiger Reaction angeregt werde, der von allem »viel Wesens« mache und »in den kleinen Vorkommnissen des Alltags von entsetzlicher Umständlichkeit« sei. — Indem er von vorn herein die »Posodynik« (πόσος-ὀδύνη) als Lehre von dem Grade der Capacität für Schmerz und Lust nach dem Gegensatz der Dyscolie (δυσκολία) und Eucolie (εὐκολία) aus der Lehre von den Temperamenten ausscheidet, will er auch den Namen des melancholischen Temperaments, »der die entstandene Confusion verschuldet hat« verbannt wissen und setzt an Stelle des Melancholikers den »δύσκολος«. — Er vergleicht die verschiedenen Temperamente in Bezug auf ihre Fähigkeit, »die ursprüngliche Gestalt und Dimension nach starkem Anprall in mehr oder minder fester Selbstbehauptung wiederzugewinnen« und sagt: »Der Anämatiker ist einer Hohlkugel von dünner Guttapercha, der Sanguiniker einem massiven Gummiball, der Choleriker einer elfenbeinernen Billardkugel, der Phlegmatiker einer eisernen Kegelkugel ähnlich« (p. 38).

309) *Vischer* sagt: »Der Melancholiker Hamlet zürnt cholerisch auf sein Phlegma und bricht in sanguinische Freude über die gelungene Finte gegen den König aus« (Aesthetik oder Wissenschaft des Schönen. Bd. II, § 331, p. 194). *Beneke* nimmt den Mund etwas voll, indem er bemerkt, der Mensch könne zwanzig bis dreissig und mehr Temperamente zugleich haben.

310) Psychologische Analysen auf physiologischer Grundlage. Bd. II, H. I, p. 162.

311) *Volkmann*, a. a. O. I, p. 194.

312) Vergl. *Hagen*, Sinnestäuschungen. p. 164.

313) Vergl. *Griesinger*, a. a. O., p. 199 f.

314) *Hagen*, a. a. O., p. 170 ff.

315) *Cicero*, de divin. II. c. 58; de nat. deor. II. c. 16.

316) *Volkmann*, a. a. O. I, p. 197.

317) *Pfaff*, a. a. O., p. 62.

318) Von der englischen Schriftstellerin *Radcliffe* sagte man sogar, sie habe, um ihren Schlaf mit Schreckbildern mancher Romane zu erfüllen, am Abend die unverdaulichsten Speisen genossen (vergl. *Macnish*, Der Schlaf in allen seinen Gestalten. Aus d. Engl. p. 39).

319) Das Gefühlsleben. p. 80.

320) Phileb. p. 44. C. — Diese Geringachtung der Freuden der gewöhnlichen Menschen fand man in dem sonst heiteren Griechenvolk besonders bei den Philosophen, wie bei *Heraklit*, *Anaxagoras*, — dessen ernstes, würdevolles Wesen nicht wenig beigetragen haben mag, seinem Freunde, dem grossen *Perikles*, die erhabene Ruhe zu verschaffen, — bei den Stoikern und — schon im Extrem — den Cynikern. Bei den Dichtern war sie seltener; besonders wird *Sophokles* als »εὔκολος« geschildert gegenüber dem »δύσκολος« Euripides, der den von den Philosophen, namentlich von *Anaxagoras* empfangenen Einfluss nicht nur in seinen Tragödien, sondern auch in seinem eigenen Charakter kund gab. — Die Melancholie des Dichters *Tasso* hat uns *Goethe* gut vor Augen geführt. Letzterer sagt von sich selbst:

»Meine Dichtergluth war sehr gering,
So lang ich dem Guten entgegenging;
Dagegen brannte sie lichterloh,
Wenn ich vor drohendem Uebel floh. —
Zart Gedicht, wie Regenbogen,
Wird nur auf dunkeln Grund gezogen:
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie«.

*Aristoteles* lehrte, dass die Hitze des Blutes bei geistig bedeutenden Menschen grösser sei als bei anderen und jene zur Melancholie geneigt mache (probl. 30. 1. Vergl. *Cicero*, Tuscul. I. c. 33. »Aristoteles quidem ait omnes ingeniosos melancholicos esse«).

321) Eine interessante Schilderung der Naivetät findet man bei *Bahnsen* (Beiträge zur Charakterologie. Leipzig 1867. Bd. II, p. 318 ff.) — *Bogumil Goltz* sagt: es sterben an gebrochenem Herzen mehr auf dem Melkschemel als auf dem Salondivan. — Andrerseits fand *Marc d'Espine*, dass die Geschlechtsentwickelung in grossen Städten schneller vor sich gehe und die Menstruation sich früher einstelle als auf dem Lande. *H. Busch* bemerkt hierzu: »Der Unterschied der Pubertätsentwickelung bei den Stadt- und Landbewohnern wird wohl hauptsächlich durch psychische

Einwirkung hervorgebracht, indem die frühe Reife des Geistes durch Erziehung auch den Körper zu einem schnelleren Wachsthum anregt, der zu sehr gesteigert die Ursache mannigfacher Krankheiten abgiebt. Als einen anderen theilweise schon hierin mit begriffenen Grund kann man das frühere Erwachen des Geschlechtstriebes in grossen Städten ansehen, indem durch eine mehr sitzende Lebensart, durch reizende Nahrungsmittel, durch Anregung der Phantasie, durch böse Sitten und durch die erhöhte Reizbarkeit im Allgemeinen die Geschlechtsorgane früh entwickelt werden« (Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Leipz. 1839. Bd. I, p. 118).

322) A. a. O. II, p. 345. Vergl. auch *Humboldt*, Kosmos. II, p. 19.

323) In Betreff des Einflusses der Stimmungen und Leidenschaften auf das Denken des Menschen sagt *Bahnsen:* »Heute bei dieser Stimmung verknüpfen sich mit einer »gegebenen« Anschauung in mir ganz andere »Ideen«, als wie gestern bei einer andern; — dem Dyscolos sind andere Analogien zur Hand als wie dem Eucolos; dem in Liebe Schmachtenden thun sich andere Bildersäle in seiner Brust auf als wie dem Hasserfüllten; — der Sanguiniker lässt auf der Bühne seiner Erinnerung die Reigen in anderm Tempo tanzen als wie der Phlegmatiker; das Naturell des Lüstlings leiht seinen Puppen ein anderes Costüm als wie das des im Erkennen sein Genüge suchenden Denkers den seinigen; — unter dem Leichentuch des Grams bewegt sich ein ander Völkchen als wie vor dem Thyrsusstab der Freude; — durch die Nacht der Sorge huschen andere Gespenster als wie an dem bebenden Auge der Angst vorüber« (a. a. O. II, p. 164).

324) R o t h und G e l b regt auf, B l a u stimmt herab, G r ü n hält auch nach seinem Gefühlston die Mitte zwischen Gelb und Blau und bewirkt eine ruhig heitere Stimmung, das zu Gelb complementäre V i o l e t t hat schon etwas von der aufregenden Stimmung des Roth an sich. — *Goethe* bezeichnet die Farbentöne von Roth bis Grün als die P l u s - S e i t e, die von Grün bis Violett als die M i n u s - S e i t e. — Die Maler nennen Gelb die warme, Blau die kalte Farbe.

325) Zeitschr. f. Psychiatrie. B. XVI, p. 270.

326) Parerg. u. Paral. I, p. 246.

327) Die Sinnestäuschungen. p. 292. — »Psychologie und Psychiatrie« in *Wagner's* Handwörterb. der Physiol. B. II, p. 812.

328) Zeitschr. f. ration. Medic. R. III. B. 34, p. 46.

329) Phys. Psych. p. 662. — Besonders behandelten dieses Thema *Maury*, Annal. méd.-psych. 1853. V, p. 404, *Moreau*, ibid. 1855, p. 11 ff. u. 361, *M. Guislain*, Abhandlung über die Phrenopathien oder neues System der Seelenstörungen, übers. v. *Wunderlich*. Stuttg. 1838.

330) *Griesinger*, a. a. O. p. 200 f.

331) *Wundt*, a. a. O. p. 191.

332) Vergl. *Griesinger*, a. a. O. p. 31 und 347. — Aehnliches beobachtet man im höheren Alter.

**333)** *Schopenhauer* erkennt in dem unvollkommenen Gedächtniss das Wesen des Wahnsinns; denn »die eigentliche Gesundheit des Geistes besteht in der vollkommenen Rückerinnerung«, obgleich freilich das Gedächtniss auch hier nicht Alles, sondern nur das Bedeutendste bewahrt (Die Welt als Wille und Vorstellung, herg. von *Frauenstaedt*, 2. Aufl. Leipzig 1877. Bd. II, p. 456).

**334)** *Fechner's* Centralblatt für Naturwissenschaften und Anthropologie. 1853. p. 770.

**335)** *Fechner*, a. a. O. p. 771.

**336)** Vergl. *Griesinger*, a. a. O. p. 102.

**337)** *Griesinger*, p. 113 f.

**338)** *Griesinger*, a. a. O. p. 112. — »Im Somnambulismus wie in Geisteskrankheit ist etwas aus dem intellectuellen Menschen herausgenommen; der Regulator der psychischen Handlungen fehlt, der reflectirende Spiegel ist gleichsam mit einem Schleier verhüllt«. (*J. Guislain*, Klinische Vorträge über Geisteskrankheiten. Deutsch herg. von *H. Laehr*, Berlin 1854. p. 32).

**339)** *Krauss*, a. a. O. p. 619. — *Hagen*, Sinnestäuschungen. p. 281. — *Griesinger*, a. a. O. p. 112.

**340)** Allgem. Zeitschr. f. Psychiatrie. B. XXVI, p. 618.

**341)** Abhandlungen über die Phrenopathien oder neues System der Seelenstörungen, Aus d. Franz. v. *Wunderlich*. Stuttg. 1838. p. 80.

**342)** Vergl. *Guislain*, Klin. Vorträge. p. 32. *Spitta*, a. a. O. p. 151.

**343)** Vergl. *Griesinger*, pp. 83 f., 106, 109, 234, 251.

**344)** Es kommen jedoch auch bekanntlich, — und zwar nicht selten, Träume vor, in welchen sich gewisse Haupt- und Centralvorstellungen stetig wiederholen.

**345)** p. 232 u. 233. — Es giebt Fälle, wo Kranke ihr eigenes Ich aus der Vergangenheit objectiviren und von sich selbst in der dritten Person reden, indem die Continuität des Bewusstseins verloren geht. Vergl. hierzu *Griesinger*, Krankengesch. No. XLVI, p. 341. f. (»Die Person von mir hat ihren Namen verloren, sie hat ihn hergegeben, als sie in das Hospital eintrat« u. s. w.) auch *M. Leidesdorf*, Lehrbuch der psychischen Krankheiten. Erlangen 1865. p. 117.

**346)** Schon *Plato* sagt vom besseren, begeisterten und nach dem Göttlichen strebenden Menschen: ». . . ἐξιστάμενος δὲ τῶν ἀνθρωπίνων σπουδασμάτων καὶ πρὸς τῷ θείῳ γιγνόμενος νουθετεῖται μὲν ὑπὸ τῶν πολλῶν ὡς παρακινῶν, ἐνθουσιάζων δὲ λέληθε τοὺς πολλούς«. (Phaedrus p. 249 D.).

**347)** »Während der Jahre, wo der Blutzufluss hauptsächlich nach dem im Congestionszustand befindlichen Geschlechtssystem statt findet, verknüpft das Kind alle seine Ideen mit den Empfindungen dieses, wodurch

seine Gedanken und Anschauungen jene schwärmerischen Dinten aufdämmernder Phantasien erhalten, wie sie so überschwänglich in den lyrischen Ergüssen der Dichterjünglinge ausströmen. . . . Wird die naturgemässe Entwicklung des Geschlechtssystems gehemmt oder auf falsche Wege geleitet, so sind auch die späteren Jahre noch von den Schwärmereien des Weltschmerzes durchzogen, gleichsam einer versetzten Liebe, die, da sie aus künstlich incongruenten Elementen zusammengesetzt ist, sich umsonst nach einer Befriedigung sehnt, welche, um vollkommen zu sein, eine ebenso künstlich incongruente Zusammensetzung besitzen müsste. Gefährlicher wuchern beim weiblichen Geschlechte, wo der Apparat unmittelbar mit dem Gesammtorganismus zusammenhängt, jene constitutionellen Störungen des Nervensystems hervor, die dann häufig mit dem ganzen Leben fortwachsen«. (*Bastian*, der Mensch in der Geschichte. Bd. I, p. 152, 153).

**348)** Auch bei der rein physischen Erregung des Geschlechtstriebes tritt die Sensibilität hervor und der Wille mehr oder minder zurück. »Die schwächere psychische Energie des Weibes unterliegt der heftigeren Einwirkung des Geschlechtstriebes und sein Wille wird aufgehoben. So sehr auch das moralische Gefühl und die Vorstellung der Folgen das Mädchen von dem Nachgeben gegen den Geschlechtstrieb abhalten müssen, so unterliegt es doch demselben, und es kann seine Tugend nur dadurch schützen, dass es sich vor Angriffen bewahrt. Es unterliegt dann oft in dem Bewusstsein seiner Schwäche, und zeigt sich mehr passiv, indem der ganze Organismus durch jenen inneren Kampf gleichsam gelähmt wird«. (*W. H. Busch*, Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Leipzig 1839. B. I, p. 195). — Agathon hebt bei *Plato* hervor, dass Jeder, dem Eros nahe, zum Dichter werde, »blieb zuvor er auch den Musen fremd«. (symp. p. 196 E.: »πᾶς γοῦν ποιητὴς γίγνεται, κἂν ἄμουσος ᾖ τὸ πρίν, οὗ ἂν Ἔρως ἅψηται«).

**349)** S. *Bastian*, Beiträge zur vergleichenden Psychologie. p. 177. Der Mensch in der Geschichte. Bd. II, p. 581; über Mozart vergl. auch *E. v. Hartmann*, Die Philosophie des Unbewussten. 7. Aufl. I, p. 238, und über die unbewusste Thätigkeit des Genies überhaupt *C. Fischer*, Das Bewusstsein. Leipzig 1874. Cap. VI., *A. Lange*, Geschichte des Materialismus 2. Aufl. Bd. II, p. 447. — *Goethe* sagt von sich selbst: »Die Ausübung dieser Dichtergabe konnte zwar durch Veranlassung erregt und bestimmt werden, aber am freudigsten und reichlichsten trat sie unwillkürlich, ja wider Willen hervor. Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein, und ich hatte oft Lust, wie einer meiner Vorgänger, mir ein ledernes Wamms machen zu lassen und mich zu gewöhnen, im Finstern durchs Gefühl das, was unvermuthet hervorbrach, zu fixiren. Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können, dass ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen quer liegenden Bogen zurecht zu rücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb. In eben diesem Sinne griff ich weit lieber zu dem Bleistift, welcher williger die Züge hergab: denn es war

mir einigemal begegnet, dass das Schnarren und Spritzen der Feder mich aus meinem nachtwandlerischen Dichten aufweckte, mich zerstreute und ein kleines Product in der Geburt erstickte». (Aus meinem Leben. IV. B. 16).

350) In ihren höheren Graden stellt die Hypochondrie die mildeste und mässigste Form des Irreseins dar.

351) Auch wird durch das Verhältniss der zeitlichen Dauer der Klänge ihre Wirkung gehoben. Der langsame Wechsel der tiefen Töne giebt den ernsten und schwermüthigen, der schnelle der hohen den freudigen und gehobenen Stimmungen Ausdruck; ferner werden langsame Tonschwingungen in Folge der physiologischen Bedingungen im Ohr nicht so rasch gedämpft als schnelle und lassen deshalb eine längere Nachdauer der Erregung zurück, welche den schnellen Wechsel der Empfindungen erschwert (Vergl. *Helmholtz*, Lehre von den Tonempfindungen. 3. Aufl. p. 223). In Bezug auf ihre Wirkung hat man die hohen Töne mit den hellen Farben, die tiefen Töne mit den dunklen Farben in Parallele gestellt (*Nahlowsky*, Das Gefühlsleben. p. 144).

352) Meisterhaft schildert dies bekanntlich *Goethe* in der Scene, wo der verzweifelnde *Faust* durch den das Osterfest verkündenden Glockenklang und Chorgesang verhindert wird, das mit Gift gefüllte Glas, welches er bereits an die Lippen gesetzt, zu leeren.

»Welch tiefes Summen, welch ein heller Ton
Zieht mit Gewalt das Glas von meinem Munde?
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Was sucht ihr, mächtig und gelind
Ihr Himmelstöne, mich am Staube?
Klingt dort umher, wo weiche Menschen sind!
Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube;
. . . . . . . . . . . . . . . . . . .
Und doch, an diesen Klang von Jugend auf gewöhnt
Ruft er auch jetzt zurück mich in das Leben.
Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuss
Auf mich herab in ernster Sabbathstille;
Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
Und ein Gebet war brünstiger Genuss;
Ein unbegreiflich holdes Sehnen
Trieb mich, durch Wald und Wiesen hinzugehn,
Und unter tausend heissen Thränen
Fühlt' ich mir eine Welt entstehn.
Dies Lied verkündete der Jugend muntre Spiele,
Der Frühlingsfeier freies Glück;
Erinnrung hält mich nun mit kindlichem Gefühle
Vom letzten, ernsten Schritt zurück.
O, tönet fort, ihr süssen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder!«

— Und wie ergreift der Orgelton und Chorgesang des Traueramtes das unglückliche G r e t c h e n im Gefühle der Schuld:

»Mir ist, als ob die Orgel mir
Den Athem versetzte,
Gesang mein Herz
Im Tiefsten löste!«

— »Die Macht des Gesanges« schildert uns *Schiller*:

. . . . . . . . . . . . . . . . .

»Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz;
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

. . . . . . . . . . . . . . . . .

So rafft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts Irdisches sich nahn,
Und jede and're Macht muss schweigen,
Und kein Verhängniss fällt ihn an;
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hoffnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,
Ein Kind mit heissen Reuethränen
Sich stürzt an seiner Mutter Herz:
So führt zu seiner Jugend Hütten,
Zu seiner Unschuld reinem Glück,
Vom fernen Ausland fremder Sitten
Den Flüchtling der Gesang zurück,
In der Natur getreuen Armen
Von kalten Regeln zu erwarmen«. —

---

»Wie legen sich die Nachtigallenlieder
So trostvoll doch an's Menschenherz!
Als wenn sie mit der Sehnsucht Klängen
Vom Himmel zu uns nieder drängen,
Zu ziehn die Seele himmelwärts,
So süss-gewaltig ist ihr Ton«.

(*Fr. Reuter*).

353) Vergl. *Griesinger*, a. a. O. p. 502.

354) Klin. Vorträge. p. 410 f.

355) Anthropologie, herg. von *Starke*. Leipz. 1831. p. 113.

356) »Ich füge noch hinzu, dass das übertriebene Tabakrauchen zu Geisteskrankheiten in Form der allgemeinen Paralyse disponirt. Ich habe verschiedene Personen behandelt, bei denen man keine andere Ursache entdecken konnte, als den täglichen Verbrauch von 10 bis 15 der stärksten Cigarren« (*Guislain*, a. a. O. p. 259).

357) Siehe Cap. III.

358) Ueberhaupt kann sogar — eine Antecipation niederen Grades — bei Allen die auf einen äusseren Sinneseindruck gespannte Aufmerksamkeit denselben eher appercipiren als er wirklich stattfindet; beim Aderlass hat man zuweilen das Blut hervordringen sehen, ehe der Schnepper einschlug etc. (Vergl. *Wundt*, Physiol. Psychol. p. 753. *Fechner*, Elemente der Psycho-Physik. II, p. 433 f. etc.).

359) *Griesinger*, a. a. O. p. 112. — Einige Beispiele von krankhaften Träumereien im Wachen führt auch an *Erasm. Darwin*, Zoonomie oder Gesetze des organischen Lebens. Aus d. Engl. von *J. D. Brandis*. Hannover 1795. Bd. I, p. 418 ff.

360) Lehrbuch der gerichtlichen Psychologie. Berlin 1857, p. 48.

361) Psychologie. Bd. II. § 163, p. 431.

362) A. a. O. p. 289. — Vergl. Ovid, metam. VI, v. 63—67

»Qualis ab imbre solet percussis solibus arcus
Inficere ingenti longum curvamine caelum:
In quo diversi niteant cum mille colores,
Transitus ipse tamen spectantia lumina fallit:
Usque adeo quod tangit idem est, — tamen ultima distant«.

363) Die Ansicht des *Aristoteles* über die Ursache des Schlafes s. De somn. c. 3. Schluss (a. a. O. p. 111): »τί μὲν οὖν τὸ αἴτιον τοῦ καθεύδειν, εἴρηται, ὅτι ἡ ὑπὸ τοῦ σωματώδους τοῦ ἀναφερομένου ὑπὸ τοῦ συμφύτου θερμοῦ ἀντιπερίστασις ἀθρόως ἐπὶ τὸ πρῶτον αἰσθητήριον· καὶ τί ἐστιν ὁ ὕπνος, ὅτι τοῦ πρώτου αἰσθητηρίου κατάληψις πρὸς τὸ μὴ δύνασθαι ἐνεργεῖν ἐξ ἀνάγκης μὲν γινόμενος (οὐ γὰρ ἐνδέχεται ζῷον εἶναι μὴ συμβαινόντων τῶν ἀπεργαζομένων αὐτό), ἕνεκα δὲ σωτηρίας· σώζει γὰρ ἡ ἀνάπαυσις«.

364) *Preyer*, Ueber die Ursache des Schlafes. Ein Vortrag. Stuttgart 1877. p. 6. — Dieser junge Arzt war *Johann Ziehl* aus Nürnberg, welcher in seiner Inauguralabhandlung De somno (Erlangen 1818) schrieb: At si duae electricitates nimis accumulantur, explosio fit, quam aequilibrium sequitur, et in homine somnus. — Eine Uebersicht der in den früheren Jahrhunderten erschienenen über den Schlaf handelnden Schriften giebt *G. v. Jan*, Der Schlaf. Würzb. 1836. p. 129 ff. Vergl. auch p. 33 ff., wo die vielen Ansichten über die Ursache des Schlafes zusammengestellt sind. *Hippokrates* und *Galenus*: Zurücktreten der Wärme und des Blutes nach den inneren Körpertheilen. — *Alkmaeon*: partielles Zurücktreten des Blutes in die grösseren Gefässstämme. — *Asklepiades* und *Caelius Aurelianus*:

Verdickung der Lebensgeister. — *Plinius:* Zurückgehen der Seele in sich. — *Boerhave* und *Stuart:* Mangel der Lebensgeister. — *Descartes:* Zusammenfallen der Geisterröhren. — *Godart* und *Girac:* Erschlaffung der Hirnfasern. — *Cullen:* collapsus des Nervensaftes und Zusammenfallen des Gehirns. — *Hartley:* Sinken der Gehirnkammern. — *Haller:* durch Anhäufung des Blutes in den Hirngefässen bewirkter Druck des Hirnmarks — u. s. w.

365) A. a. O. p. 12 f. Vergl. auch p. 19. — *Berzelius* entdeckte 1807 im todten Muskel die Fleischmilchsäure und fand 1841 im Fleische gehetzter Thiere mehr, im Muskel gelähmter Extremitäten weniger als in denen gesunder Thiere. — *Liebig* fand mehr Kreatin bei lebhaften, wilden Thieren als bei ruhenden, zahmen. *Helmholtz* ermittelte im Jahre 1845, dass der tetanisirte Muskel mehr in Weingeist lösliche Stoffe und weniger im Wasser lösliche enthält als der ruhende. *Johannes Ranke* bewies, dass der Muskel während seiner Thätigkeit die Producte seines Stoffwechsels, namentlich Milchsäure und Kreatin in sich aufhäufe. Dann hat *Claude Bernard* schon im Jahre 1858 hervorgehoben, was *Ludwig* und *Sczelkow* bestätigten, dass der arbeitende Muskel an das ihn durchströmende Blut mehr Kohlensäure abgiebt und ihm mehr Sauerstoff entzieht als der ruhende. »Also ist ein Zweifel darüber unzulässig, dass im wachen thätigen Zustande in den bluthaltigen Muskeln lebhaftere chemische Zersetzungsprocesse stattfinden, als in der Ruhe; somit wird in der grössten Ruhe, d. h. während des Schlafes, eine Beseitigung solcher Substanzen, wie sie während der Thätigkeit erzeugt werden, durch Oxydation wohl stattfinden können. Dieselben werden jedenfalls, wenn sie vor Eintritt der Ruhe angehäuft waren, in derselben abnehmen müssen. Nicht ganz so sicher, aber im höchsten Grade wahrscheinlich ist es, dass für die nervösen Centralorgane dasselbe gilt, und vielleicht auch für die peripheren Nerven« (p. 14) etc.

366) *Lothar Meyer*, Zur schlafmachenden Wirkung des Natrum lacticum. Archiv f. pathol. Anat. 66. p. 120—125.

367) *Erler*, Zur schlafmachenden Wirkung des Natrum lacticum. Medicin. Centralblatt 1876, p. 658—660. — *Fr. Fischer*, Zur Frage der hypnotischen Wirkung der Milchsäure. Zeitschr. f. Psychiatrie. B. XXXIII, p. 720—727.

368) Archiv f. d. gesammte Physiologie des Menschen und der Thiere, herg. von *Pflüger*. Bd. X. Bonn 1875, p. 468—478.

369) Vergl. seinen Aufsatz: Ueber die physiologische Verbrennung in den lebendigen Organismen. ibid. p. 251—367. — Er zeigte durch Versuche, dass die Erregbarkeit ihren nächsten Grund im intramolecularen Sauerstoffe hat und dass sie erlischt, wenn derselbe zur Bildung von Kohlensäure verbraucht ist (p. 312 ff.). Er kommt zu dem Resultat: »Der Lebensprocess ist die intramoleculare Wärme höchst zersetzbarer und durch Dissociation — wesentlich unter Bildung von Kohlensäure, Wasser und amidartigen Körpern — sich zersetzender, in Zellsubstanz gebildeter Eiweiss-

molecüle, welche sich fortwährend regeneriren und auch durch Polymerisirung wachsen« (p. 343).

**370)** Zur Erklärung füge ich noch Folgendes hinzu: Die organischen Stoffe sind sämmtlich lose Verbindungen, welche durch den thierischen Organismus in festere übergeführt werden; 1) repräsentiren sie also eine grosse Summe von Spannkräften, 2) gehen ihre Elemente leicht Verbindungen, besonders mit Sauerstoff ein, mit anderen Worten: sie sind leicht verbrennbar. Namentlich enthalten die organischen Stoffe Kohlenstoff; sobald sich dieser mit Sauerstoff verbindet, entsteht 1) Kohlensäure, 2) Wärme, indem Spannkraft in lebendige Kraft übergeht.

**371)** Daraus ist es erklärlich, dass Thiere und Menschen (vergl. besonders das von *Strümpell* mitgetheilte Beispiel, Arch. f. d. ges. Physiol. Bd. XIV) in Schlaf verfallen, wenn äussere Reize fern gehalten werden.

**372)** Eine ähnliche Schilderung vom Einschlafen giebt *Huschke*: »In süsser Gedankenverwirrung weicht unser Geist zuerst zurück aus den Hemisphären in die Kette der grossen Hirnganglien. Auch sie aber werden gelähmt, Streifenhügel, Sehhügel und Vierhügel vermögen weder den Blick mehr zu beleben, noch die Glieder zu stützen, das Augenlid sinkt, verlassen von dem gelähmten Augenmuskelnerv, herab, das Gleichgewicht verliert sich. Nur die ewig wache Quelle unseres Lebens, das verlängerte Mark, bleibt unversehrt von diesem Rückgange. Gleich dem Herzen das primum movens und ultimo moriens erhält es noch das Spiel der vitalen Rumpfmuskeln und die vitalen Processe selbst. Ueber diese Grenze hinaus, und es erfolgt Ohnmacht und Tod« (Schädel, Hirn und Seele des Menschen und der Thiere. Jena 1854. p. 161).

**373)** Vergl. auch *R. Clausius*, Abhandlungen über die mechanische Wärmetheorie. Braunschweig 1867. Bd. II, p. 235.







